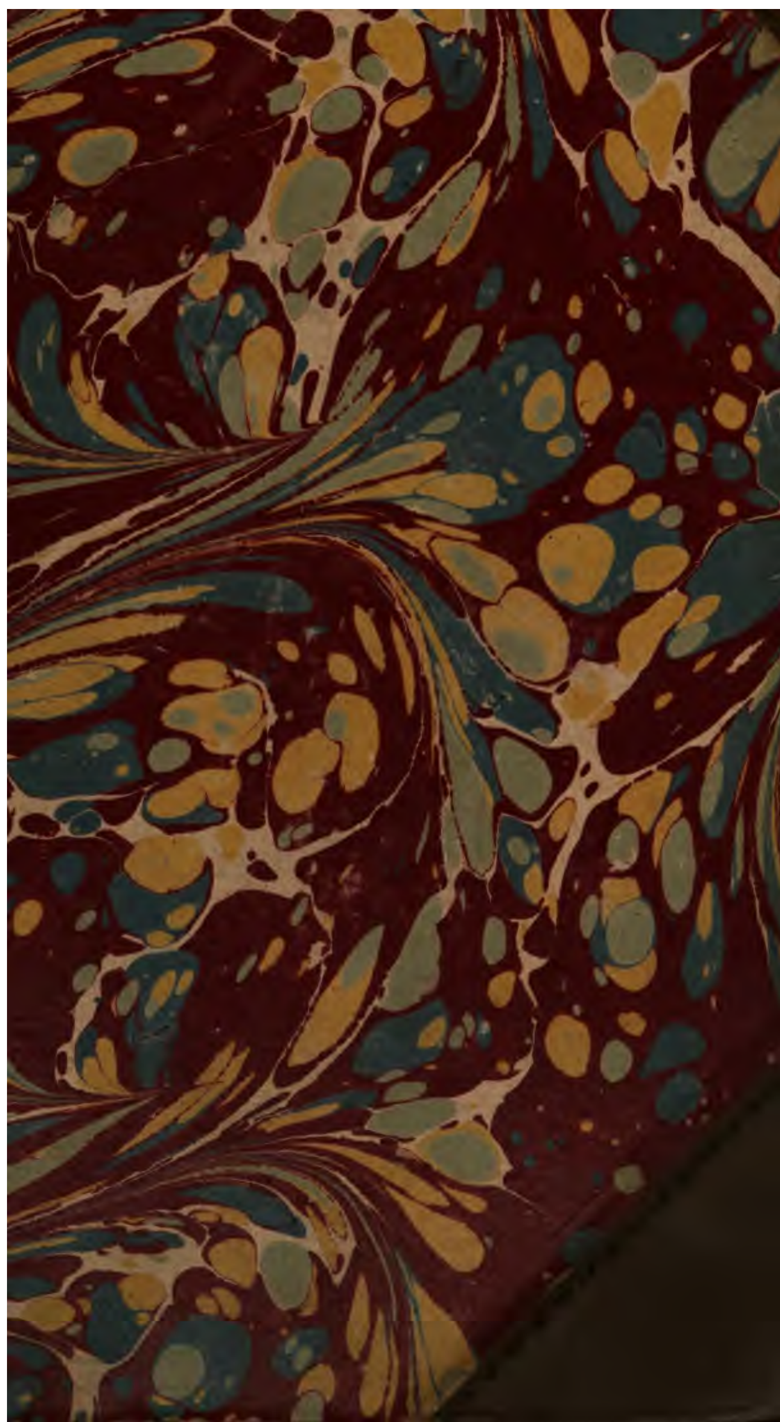



DOMI-
NUS
ILLU-
MINA
TIO
MEA
Taylor Institution.
1863

Gregor von Heimburg.

Gregor von Heimburg.

Ein Beitrag

zur

deutschen Geschichte des 15. Jahrhunderts

von

Clemens Brockhaus,

Doctor der Philosophie und Katechet an der Peterskirche in Leipzig.



Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1861.

Seinen

innig geliebten Aeltern

in

Verehrung und Dankbarkeit

der

Verfasser.

Vorwort.

Die vorliegende Schrift beansprucht keineswegs, eine vollständige Geschichte Gregor's von Heimburg zu sein. Es fehlten mir dazu noch mancherlei, hauptsächlich in Privatarchiven verstreute und oft unzugängliche Materialien; vor allem macht das Sporadische der ganzen Thätigkeit Heimburg's, das Angeschlossensein seines Thuns und Leidens an die Schicksale glänzenderer Persönlichkeiten, die Behandlung schwierig und den Stoff oft dürftig und spröde. In den großen Ereignissen seiner Zeit tritt er auf, greift energisch ein, doch dann sinkt sein Leben in bescheidenes Dunkel zurück, die Geschichte berührt ihn nicht weiter. — Heimburg's ganze Natur war weniger zu einem ruhig fortlaufenden Wirken geschaffen, als zu plötzlichen Erhebungen und Aufwallungen. Wo die Noth, wo das innere Feuer seiner kräftigen Seele ihn drängte, wirkte er am mächtigsten. Und wenn es daher auch hier und da an Einzelheiten gebricht, und manches lückenhaft erscheint, so werden die vorhandenen Züge genügen, das feste, kräftige Bild des Mannes klar hervortreten zu lassen. In ihnen gibt er sich kund als das, was er ist; das Uebrige dient dann wol zur nähern Ausführung, aber jene bedeutsamen Momente sind es, in denen der Riß seiner Persönlichkeit entworfen wird. Um diesen war es mir hier allein zu thun. —

Ein Zeitraum ist es, auf den wir unsere Blicke lenken müssen, geeignet unsere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen. — Und

wie nichts lehrreicher und ersprießlicher ist, als von einem fertigen Ereignisse aus zurückzublicken auf die Motive und Triebfedern, die demselben zu Grunde liegen, die Kämpfe und das Ringen zu beobachten, unter denen es geboren wurde und zu Tage trat; wie wir nach diesen Betrachtungen erst beurtheilen können, ob das Erreichte wirklich dem entspricht, was es sein sollte; so ist dies sicherlich vor allem der Fall bei der Thatsache der Reformation des 16. Jahrhunderts. Versenken wir uns in die Zeiten, die ihr vorhergehen, und wir werden erkennen, wie weit dieses großartige Factum in seinen Anfängen zurückgreift, mit seinen äußersten Fasern in Zeiträumen wurzelt, die man lange außer allem Bezug dazu geglaubt. Wir werden Kämpfe und Bewegungen ungeheuerster Art wahrnehmen, die wir erst vom Standpunkte des abgeschlossenen Geschehenseins verstehen und würdigen können, die hinarbeitend zur Reformation, von da aus weiter schwankten bis zum Frieden von 1648. Wir werden den Hauch eines durch und durch frischen, kräftigen Lebens empfinden, der religiöse, politische, nationale Interessen mit gleichem Impulse durchdrang und innigst verschwisterte, sie häufig unbewußt eins zur Förderung des andern wirken ließ. — In diesen Zeitraum führt uns das Leben und Wirken unseres Helden ein.

Es sind zwei Mächte, deren Kampf, deren Siegen und Unterliegen das Mittelalter ausfüllen, aus deren Zusammenstoß sich ein drittes Element erhebt, Samen einer neuen Lebensepoche: diese Mächte sind der Papat und das deutsche Kaiserthum. Beide dem Charakter des Mittelalters getreu: imposant, massenhaft, in stolzen, kühnen Formen aufstrebend; beide voll großer Ideale, das Kleine, Besondere vergessend, das Einzelleben verachtend, nur auf Erhaltung, auf Verherrlichung des Ganzen bedacht.

Es erhob sich das wunderbare Gebäude der römischen Hierarchie, auf falsche Traditionen gegründet, durch erdichtete Schenkungen zu weltlichem Besitze gelangt, durch untergeschobene Gesetzbücher Vorrechte wichtigster Art in Anspruch nehmend und viele Jahrhunderte hindurch mit Glück behauptend; dabei ohne andere Macht, als die

welche ihnen die Religion über die Gemüther gab. Es ruhte auf der schwankendsten Basis. Aber wer bewundert nicht die unerschütterliche Consequenz, mit der selbst diese benutzt worden, mit der die Päpste im Laufe der Zeiten die großen Zwecke der ersten Hierarchen im Auge behalten und ihre Ausführung sich zur Aufgabe gemacht; die großartige Klugheit, mit der die Nachfolger Petri, Vergangenheit und Zukunft zugleich umfassend, arbeiteten, dem einen Ziele näher und näher zu kommen, das ihnen die Geschichte gesteckt; die Energie, mit der sie alle Ereignisse zwangen, der Förderung dieses Thuns zu dienen; die Ausdauer, mit der einer des andern Grundsätze übernahm und durchfocht? Eine fortgesetzte Kette gegenseitiger Handreichungen, alles im Einverständnisse, kein besonderer Plan, keine Privatmeinung, das eigene Interesse, den eigenen Ruhm verschmähend, einer auf den Schultern des andern fußend, der Unbedeutende getragen durch die Gedanken genialer Vorgänger, alle hinstrebend nach dem einen Punkte: mit dem Stabe des Völkerhirten auch dem Scepter des Weltenherrschers zu gebieten; so gelangten sie, unablässig, unermüdlich ringend, zu ihrer Mittagshöhe in Innocenz III. und Bonifacius VIII.

Dagegen nun der gewaltige Körper des deutschen Reiches. In furchtbaren Kriegen hatte es sich ausgedehnt, hatte es seine Söhne gestählt und gekräftigt. Mächtige Helden waren seine Herrscher: bald auf festeres Ineinanderfügen der Elemente ihres Reiches bedacht, erbauten sie Städte, förderten Cultur und Ackerbau; bald kriegerisch gesinnt, machten sie den deutschen Namen nach außen gefürchtet und geehrt. Drohend erhoben sich oft im Reiche die feudalen Mächte, zerrissen in Kämpfen das Land, drückten die Städte, spotteten oft selbst des Kaisers, je nachdem sie ihm überlegen waren, wurden von ihm unterworfen, wenn er Kraft dazu besaß und dieselbe nicht gegen äußere Feinde brauchte. — Einen furchtbaren Feind hatte der Kaiser in Rom; das erst freundschaftliche Verhältniß mit dem Papste ward bald durch glühende Eifersucht zerstört; und seit Gregor VII. den Papat in seiner weltbeherrschenden Idee zur Klarheit gebracht, gestaltete die Eifersucht sich zum Haß, zu gegenseitiger Bekämpfung

auf Leben und Tod. Nicht immer erkannten die Kaiser die Gefahr. Viele ließen sich durch listige Diplomaten der Curie einschüchtern, unbewußt römischen Interessen zu dienen, ließen sich von schlauen Priestern gängeln und ihre Manneskraft in todten Andachtsübungen erlahmen; oftmals erhoben sie sich zwar, aber gegen die überlegene Klugheit des apostolischen Stuhles waren ihre Lanzen und Schwerter nutzlose Waffen; meist unterlagen sie, um zu neuem vergeblichen Kampfe sich aufzuraffen, den einen Papst abzusetzen und vom neuen sich unterdrücken zu lassen, in Italien ihre Heere vernichtet zu sehen, selber sich dort den Tod zu holen. Aber bei alledem, Kaiserthum und Papstthum, heterogen entgegengesetzt, sind doch nicht ohne Verwandtschaft, einander bekämpfend, doch sich gegenseitig bedürfend und ergänzend, sich zerfleischend und dadurch gerade ihr inneres Wesen gegen einander austauschend. Rom hatte Deutschland, Deutschland Rom von nöthen zu seiner Entwickelung.

In den fortgesetzten Frictionen ihres Wesens entwickeln sich beide Elemente zu dem ihnen eigenen Leben. — Ein Grundsatz ist es, auf den beide ihre Größe und Herrlichkeit auferbauten, in Rom erfunden, vielleicht eine Erbschaft des vorchristlichen, römischen Staatsprincips: das gänzliche Aufhören der freien, selbstberechtigten, sich selbst bestimmenden Persönlichkeit dem Staate, der Kirche gegenüber. Der Mensch war blos numerische Potenz; als Zahl addirt zu andern Zahlen von Bedeutung. Die römische Hierarchie errichtete ihr wundervoll gegliedertes Leben auf der Grundlage einer geist- und urtheilslosen, blindlings gehorchenden Menge, und selbst hervorragende Beispiele der Frömmigkeit und Tugend mußten erst von der Kirche heilig gesprochen werden, ehe sie anerkannt wurden. Das deutsche Kaiserthum gewann Kraft und Ausdehnung, in gewaltigen Völkercomplexen von einem mächtigen Willen dirigirt, und die katholische Kirchlichkeit mußte dieser Politik gar oftmals zu Hülfe kommen. Trotz ihrer Kämpfe, wer herrschen soll: die kaiserliche Krone, oder die päpstliche Tiara, in diesem Punkte reichen sich beide Theile insgeheim die Hand. Unbeschränkter Absolutismus in

seinen rücksichtslosesten, äußersten Formen war beider letztes Ziel. Und wenn der Papst auch mitunter, dem Kaiser zu schaden, das Religionsgefühl der deutschen Völker anrief, und es gegen den tyrannischen Herrscher aufstachelte, und der Kaiser ein freieres Denken über den Stuhl Petri und die Kirche nährte, wenn es seinen persönlichen Interessen, seiner persönlichen Leidenschaft, einem bestimmten Papst gegenüber, dienen konnte, so sind das keineswegs Anzeichen dafür, daß sie ihr Princip aufgegeben, sondern, daß sie dergleichen nur als Mittel zu ihren Zwecken betrachtet haben; unterdrückten sie ja schnell den von ihnen erregten Sturm, da immer die Möglichkeit war, daß er sich gegen sie selber richtete. Ihre innerlichen Feinde, der Feudalismus für den Kaiser, der Episkopalismus für den Papst, sind Abbildungen ihres eigenen Wesens in verkleinertem Maßstabe; nach unten ist ihr Grundsatz derselbe, das Volk zu fesseln in seiner Unselbständigkeit, auf sein todtes Gehorchen Macht und Einfluß zu bauen. Ihre Opposition ist von jeher nur scheinbar freisinnig gewesen, sie konnte es ihrem Wesen nach nie wirklich sein. Hierauf basirt sich die Herrlichkeit, die Größe des Mittelalters, aber da sie ein Unrecht, einen Frevel an den heiligsten und höchsten Gütern der Menschheit um dieses ihres Glanzes willen beging, so bereitet sich die erhabene stolze Zeit ihren Untergang, schneller als sie gedacht. Es fängt eine Bewegung an in den innersten Fundamenten zu rütteln und mit vulkanischer Gewalt gegen die alten Schranken loszubrechen; man weiß nicht, wer den Anstoß gegeben, woher er kam, wie er sich fortgepflanzt; lange jedoch war er vorbereitet; in Elementen, wo man ihn am wenigsten vermuthet, der Funke entzündet worden. Ein selbständiger Geist beginnt das Volk zu durchfluthen. Aus tiefem, vielleicht noch dunkelm religiösem Bedürfniß war er hervorgegangen. An dem Gegensatze der Welfen und Waiblinger wird er sich sein selber bewußt. Seine erste Lebensregung ist offene und geheime Negation. Bald lauter, bald schwächer erklingt der Ruf gegen die Tyrannei des Papstthums, um so drohender, je mehr Bestechlichkeit, Habgier und Ueppigkeit an Stelle christlicher Einfachheit getreten waren. Man

unterwarf den römischen Stuhl einer schonungslosen Kritik, verglich das, was er war, mit dem, was er sein sollte, griff in schwärmerischer Begeisterung in die Vergangenheit zurück, vertiefte und gestaltete seine Ideale an der Schrift, hielt der verderbten Gegenwart ein Bild der Zeiten des Petrus und Paulus, ausgemalt mit aller Glut schmerzlicher Entrüstung, entgegen. Einzelne Männer erheben sich im Volke, sie bilden kleine Gemeinden, die sich um wenige freie und große Gedanken scharen, als Ketzer verfolgt, freudig ihr Blut hingeben für die erkannte Wahrheit, für die Gebilde ihrer Sehnsucht, für die Lösung von der langgetragenen Fessel.

Feuer und Schwert, Kerker und Martern waren die einzigen Waffen, die der Papst, aber auch um so furchtbarer, brauchte: die trüben Scharen der Bettelmönche wurden seine Schergen und überschlichen, von ihm angewiesen, bald hier, bald dort die frisch aufkeimende Saat des neuen Geisterfrühlings. Doch das jung erwachte Leben erstarb nicht, die Stimme der Opposition verstummte nicht. Sie erhob sich in neuen, häufigeren Vertretern klarer und sicherer; die Poesie, herrlich aufblühend in den Minnesängern, verbündete sich ihr; dort zuckte neben süßen Liebesliedern scharfer Spott auf gegen den Papst, seine Verweltlichung, seine Herrschsucht, und fand an den Stufen des päpstlichen Stuhles einen ernstern Wiederklang in Dante's Gesängen. Der urevangelische Gedanke der königlichen Freiheit wie der priesterlichen Würde jedes Christen war auf einmal erwacht und forderte Verwirklichung, man verlangte Anerkennung der freien, selbstberechtigten Persönlichkeit, der Welt, wie der Kirche gegenüber. Die neuen Ideen wurzelten in dem heiligen Rechte der menschlichen Individualität. Nicht blos die Vertretung des Priesters, nicht das Bewußtsein der Zugehörigkeit zum Kirchenganzen befriedigte mehr: man erkannte, der Meister hatte alle zum Priesterthume berufen; man wollte sich unmittelbar zu seinem Gott stellen, sich selbst ihm gegenüber vertreten, als einzelner von ihm beachtet, von ihm sich geliebt wissen, sich seiner Sache hingeben, frei und ungezwungen in selbsteigenem Glauben und selbstempfundener Liebe. — Auch die

Wissenschaft gehorchte diesem Drange. Die Scholastik, die nichts weiter wollte, nichts weiter vermochte, als mit Hülfe einer enormen Gelehrsamkeit, eines haarscharfen Verstandes das römische Kirchenwesen und seinen Dogmeninhalt innerlich zu begründen und in Systeme zu bringen, mußte der Mystik weichen, deren charakteristischer Zug, Aufgehen der Seele in Gott in unendlicher Liebesinbrunst, also unmittelbarste Stellung des einzelnen zu ihm, bildet. Diese religiösen Strebungen stehen aber im innigsten Zusammenhange mit den staatlichen, die zugleich sich regten. — Ein neuer Stand hatte sich gebildet: der Bürgerstand. Von Adel und Fürsten zuerst verachtet, oft gedrückt, war er zur Macht geworden; Intelligenz, Thätigkeit, Handel und Verkehr, bewegliches Kapital, machten ihn auch seinen Gegnern wider Willen bedeutend. — Mit der Volubilität des Geistes, der Weite der Anschauungen, die große Reisen, Verkehr mit fremden Ländern bewirken, begriff er, selbst Kind der neuern Zeit, die Pulsschläge derselben am besten und gab sich einer Bewegung auf religiösem Gebiete hin, die jener politischen analog war. Seine Opposition dem Papstthume gegenüber ward zur Opposition gegen Tyrannei jeglicher Art; gegen die egoistischen Interessen der Fürsten, die Brutalität des Adels. Er bestand aus Menschen voll Verdienst, die als solche geachtet und geehrt sein wollten, und wohl sahen sie ein, daß sie dies mit um so größerem Rechte thäten, jemehr sie ihren Geist ausbildeten, mit Kenntnissen bereicherten, ihre Sitten verfeinerten, ihr ganzes Wesen adelten. So sehen wir denn den Bürgerstand die gerade aus Italien herüberströmende Kunst und Wissenschaft mit offenen Armen aufnehmen und mit schönem Erfolge pflegen. Der Romanismus schuf sich in dieser Bildung den gefährlichsten Gegner. Die Städte wurden Wohnstätten derselben, und je mehr die alten feudalen Formen abstarben, hoben sich jene und nahmen zu an Größe und Bedeutung. Deutschland gewann ein neues, blühendes Ansehen, und seine Bewohner empfanden ein gerechtes Selbstgefühl, einen edeln Stolz auf ihre Nationalität, die in dem verfeinerten Rom von jeher als barbarisch verachtet worden war. Kühne, geniale

Männer, die ersten, die diese neu errungene Bildung als edelste Beute ihres Erbfeindes sich zugeeignet, verfehlten nicht, sich zum Mittelpunkte der mächtig fortschreitenden Bestrebungen zu machen. Wie später Luther, Hutten, Sickingen, vertraten und vertheidigten sie dieselben mit gleicher Energie gegen hierarchische Uebergriffe, fürstliche Tyrannei und feudale Anmaßung. Die Concile, viele Reichstage athmeten diesen nationalen Geist. Und es ward so in diesen Kämpfen ein selbständiges Staatswesen gegründet, das der kirchlichen Umgestaltung der Folgezeit einen um so festern Boden schuf. Die Reformation war das Gesammtergebniß einer Reaction des deutschen Geistes gegen den römischen. Aber mächtig tauchte immer, als das bedeutendste, das religiöse Element empor. Und nicht nur von den Bannstrahlen Roms, von den Scheiterhaufen seiner Schergen ward es bedroht, auch in dem neuerwachten Geistesleben selbst hatte es seine Kämpfe zu bestehen, sich seine Bedeutung zu sichern. Der Reichthum, der aus dem schnell aufblühenden Städteleben erwachsen, gebar auch seine Laster. An die Stelle der Bigotterie und Ascetik trat einestheils eine rohe, todte Gleichgültigkeit, anderntheils ein zügelloser Materialismus, der in den sophistischen Lehren der Begharden, Beguinen, Fratricellen u. s. w. System und Formel und unter vielen die cynischeste Vertretung fand. Furchtbare Krankheiten waren die Folge und rafften, da die unbeholfene Heilkunst der damaligen Zeit dagegen nur um so entsetzlichere Mittel gebrauchte, Tausende dahin. Ein ernsterer Geist ward in diesen Geschicken geboren; im Gefühle des tiefen, selbstverschuldeten Unglücks erwachte eine innige Sehnsucht nach dem Ewigen und Unvergänglichen in erneuerter Stärke. Der überstürzte Sinnengenuß rief eine herbe, fleischtödtende Reaction hervor, anfangs verzerrt, carrikirt, in den Geißlern und Tänzern, bis der echte Kern derselben, der abenteuerlichen Formen entkleidet, freier, abgeklärter und milder, in einzelnen Persönlichkeiten wie Gemeinschaften zu Tage trat, würdig, die Prämissen zu bilden, aus denen Luther's mächtiger Geist endlich seine großen Schlüsse zog.

Unter die Männer, die von diesem Geiste beseelt sind, in denen das Gute ihrer Zeit am vielseitigsten sich spiegelt, die der Reformation wol am würdigsten und edelsten vorgearbeitet haben, gehört nun Gregor von Heimburg. Er lebt mitten in dieser Zeit des Ringens und Kämpfens, des Hoffens und Regens und Neuschaffens, er hat sie mit hervorgerufen und ihr in wahrhaft sittlichen und religiösen Fundamenten Kraft und Rechtfertigung gegeben: mit gleicher Kühnheit steht er in der Opposition gegen den Papst, die für ihn so verhängnißvoll ward; verficht er das nationale Element gegen Rom, und sucht es kräftig zu stützen; kämpft er für die politische Selbständigkeit des Staates der Kirche gegenüber, indem er oft mahnend sich erhebt für kräftige Handhabung der Kaisergewalt, für einigen Zusammenschluß des Vaterlandes; tritt er für das bürgerliche ein und schützt es gegen die Anmaßungen des Feudalismus, ein Volksmann im edelsten Sinne des Wortes. Vaterlandsliebe, Freiheitsgefühl und innige Religiosität kennzeichnen ihn als echt germanische Natur. Er unterliegt zuletzt, aber nichts von dem gibt er auf, was er vertheidigt. Man hat ihn wol den bürgerlichen Luther genannt, ein Name, den er gewiß verdient hat; der Kampf, den Luther's Sieg über Rom endet, nennt ihn unter seinen ersten Helden. Mußte Heimburg auch in der Erschlaffung, die nach dem Baseler Concil eintrat, von seinen Freunden verlassen, von seinen Feinden verfolgt, als Opfer fallen, mußte er seine Arbeit unvollendet sehen, er duldete das Loos aller Propheten: die theilweise Platz ergreifende Reaction war das Zurückströmen der Wasser, die dann mit um so größerer Wucht sich vorwärts stürzten, und in dem Werke des erfurter Mönchs hat auch Heimburg's Kämpfen und Mühen Vollendung und Sieg erfahren; zeitlich getrennt, sind sie doch geistig verwandt. Sie haben für dieselben Güter, für das heiligste und theuerste, für geläuterte Erkenntniß Gottes und der Wahrheit, für Freiheit von Menschensatzung und Gewissenszwang gestritten, und das ist der mächtigste Berührungspunkt gotterfüllter Seelen zu allen Zeiten gewesen. —

Es bleibt mir nichts übrig, als noch zwei Männern meinen

Dank auszusprechen, die mir namentlich zur Ausarbeitung der letzten Partien die freundlichste Hülfe geleistet haben. Vor allem dem böhmischen Reichshistoriographen Hofrath Dr. Franz Palacky, der mir mit seltener Güte entgegenkam und dessen classische Geschichte Böhmens, wie die urkundlichen Beiträge zur „Geschichte Böhmens und seiner Nachbarländer unter Georg von Podêbrad" mir von unschätzbarem Werthe waren: nicht minder innig bin ich dem Verfasser des interessanten Werkes „Das Königthum Georg's von Podêbrad", Dr. Max Jordan, verbunden, der mit großer Bereitwilligkeit mich mit vielen archivalischen Mittheilungen bereicherte. Der vierte Band von Palacky's „Böhmischer Geschichte", sowie das genannte Werk Jordan's werden zudem meine Arbeit nach vielen Seiten ergänzen und erläutern, und um so tiefer ist daher die Verpflichtung, die ich gegen beide Männer empfinde.

Leipzig, im September 1861.

Inhaltsverzeichniss.

I.

Heimburg's Ursprung, Charakter und Bildung.

Gregor von Heimburg[1]) stammt aus einem fränkischen Adelsgeschlechte[2]), das ungefähr im 11. Jahrhundert zu blühen begann[3]), in Würzburg wahrscheinlich ansässig war und, über ganz Deutschland verbreitet, durch viele wackere und nützliche, im Kriege wie im Frieden ausgezeichnete Männer vertreten wurde. — Anfang des 15. Jahrhunderts, das Jahr ist nicht genau bekannt, ward unser Gregor wahrscheinlich in Würzburg selbst geboren[4]), und ge-

[1]) Gregorius, wie er sich immer selbst schreibt, wol eine Latinisirung des Namens Georg, wie er mancher Orten auch Jürgen und Jorg geschrieben wird; der Name Heimburg variirt sehr; in einigen Briefen aus der früheren Zeit schreibt er sich Heymburg, später immer Heimburg, niemals aber „von Heimburg"; ebenso Eschenloer, Geschichten der Stadt Breslau, der pirnaische Mönch, der ihn Georgius Heymburgk nennt, Laur. Fries bei Ludewig, zum Jahre 1468; sonst Aeneas Sylvius Heimburgensis, Hamburgensis, in päpstlichen Bullen Gregorius de Haymburg, andere Haimburger u. s. w.

[2]) Wenn er sich auch selbst nicht so nennt, und nie „von Heimburg" schreibt, so konnte dies eine Eigenthümlichkeit von ihm sein, und in dieser Hinsicht ist die Art und Weise, wie er officiell und in päpstlichen Schreiben genannt wird, allein maßgebend.

[3]) Meibom, De illustris Heimburgiae gentis origine et progressu (Helmstädt 1683).

[4]) S. Ballenstad. Vitae Greg. Heimburgensis, utriusque juris doctoris etc. brevis enarratio (Helmstädt 1737), in einer Note, wo Würzburg als seine Vaterstadt bezeugt wird, in der Unterschrift seines Bildes in der Collectio Rothscholziana. Johann Joachim Müller, im Reichs-Theatro, S. 743, Gundlingiana, Adami, Freher, qui ejus effigiem repraesentat. Schöpf, Statist. Beschreibung von Würzburg, S. 364 fg. Trithemius (Chron. Hirs. II, 439), nennt ihn Francum orientalem. Laur. Fries bei Ludewig, zum Jahre 1468, S. 849: „Dieser Zeit lebte Dr. Gregorius Heimburg, der etliche Jahre um seiner Redlichkeit,

noß daselbst auch seine erste Erziehung. So erblickte er im Herzen Deutschlands das Licht der Welt, war als Franke theilhaftig glorreicher Stammerinnerungen, die das ganze Vaterland verehrte, und so von Geburt schon ein echter Deutscher von Kopf bis zu Fuße. Niemals ist er dieser Abstammung untreu geworden.

Ueber seine Kinderjahre wissen wir nichts Näheres. Hinlänglich vorbereitet, widmete er sich dem Studium der Rechtswissenschaften mit Fleiß und Erfolg, wahrscheinlich auf der Universität von Würzburg, die damals jedoch nicht zu den besten gehörte, vielleicht auch noch auf andern Hochschulen. Zugleich aber gab er sich mit demselben Eifer philosophischen und humanistischen Studien hin, die damals, aus Italien so reich und lebensvoll herübergeströmt, in deutschen Landen heimisch wurden. Unter den Geistern, die sie aufnahmen, sie in ihrer ganzen Bedeutung erkannten, den Boden ihnen zu ebnen, sie gegen Hindernisse zu vertheidigen, im Vaterlande emsig zu verbreiten suchten, war Gregor einer der ersten.

Ueberhaupt strahlt er als einer der Edelsten und Besten seiner Zeit, so recht als Repräsentant der mächtigen Bewegungen, die damals pulsirten. Sein scharfer Geist, die heroische Kühnheit seines Charakters, seine eiserne Treue, das tiefe Verständniß der vaterländischen Verhältnisse, seine seltene, an klassischen Mustern herangezogene Bildung lassen ihn hervorragen vor seinen Umgebungen, heben ihn vollkommen auf die Höhe seines Jahrhunderts. Etwas Imponirendes, Gewaltiges liegt in ihm, ein geistiges, sittliches Uebergewicht, das selbst seine Feinde anerkennen mußten. Schon seine äußere Erscheinung mag diesen Stempel getragen haben. Aeneas Sylvius nennt ihn schön, von mächtiger Gestalt, freien, heitern Gesichtszügen, strahlenden Augen, die Stirne durch das kahle

---

Weisheit und Geschicklichkeit willen nicht allein bei den Fürsten und der Ritterschaft, sondern auch bei Kayser Friedrich und Pabst Pio in großem Ansehn und Achtung gehalten ward, er hatte von vielen Herren Dienstgeld, und ward sein Rath von manchen Orten geholt und ihm reichlich belohnet, doch hielt er sich mit seinem Wesen und Wohnung zu Wirtzburg und im Stift, darinnen er auch gebohren, erzogen und große Nahrung hatte. — Meibom, a. a. O., der nur einen schwäbischen und einen im Harze ansässigen Zweig der Familie kennt, erwähnt seiner mit keinem Worte."

Haupt größer und gewaltiger erscheinend.[1]) Demgemäß war auch sein Charakter groß angelegt, feurig, ungestüm, rücksichtslos, wo es das Rechte und Gute zu vertheidigen, wo es die männliche Gesinnung zu äußern galt, nie die innere Bewegung verbergend, sondern kühn hervorbrausend, wenn seine Ansichten, seine Gefühle beleidigt wurden, eine Heldennatur, die lieber unterlag, als ihrer Ehre und ihren Ueberzeugungen nur das Allergeringste vergab; treu und ergeben seinen Freunden, da am meisten der ihre, wenn Gefahr ihnen drohte und die Liebe zu ihnen ihm selbst Nachtheil brachte, offen und wahr gegen jedermann, frei von Tücke und Hinterlist selbst seinen Gegnern gegenüber. Eine fast antike Hingebung an sein Vaterland, die oft auflodert in brennendem Zorne gegen die tückischen Feinde, die halben Freunde desselben, die in schmerzliche Betrachtungen über die Zukunft versinkt, die ihn Kämpfe und Leiden erdulden läßt und ihn zum Märtyrer macht. Dazu ein heiliger Ernst in sittlichen Dingen, eine Unbescholtenheit und Reinheit des Wandels, durch welchen er sich vortheilhaft vor seinen oft frivolen Genossen auszeichnet. Eine Freiheitsliebe, die durch nichts zu bändigen war, die sein ganzes Thun und Denken belebte, die sich auch äußerlich an ihm darstellte, in einer gewissen herausfordernden Ungebundenheit und derben Rücksichtslosigkeit, die nicht viel an äußern Formelzwang sich kehrte, und ihn auf seine äußere Erscheinung wenig Acht geben ließ.[2]) Und das Ganze zusammengehalten und gestählt von innigster, kräftigster und freiester Religiosität, die sein Wesen an einen göttlichen Mittelpunkt kettet, belebt und veredelt, aus der heraus es ihm auch möglich war, die Anmaßungen der römischen Kirchlichkeit am richtigsten zu beurtheilen. — Und wie so sein Charakter solch kernhafte Tugenden zeigt, und seine Fehler, wie sein Ungestüm, seine Rücksichtslosigkeit, seine schroffe Derbheit, sein maßloser Jähzorn, doch immer nur die Kehrseiten seiner Vorzüge waren,

---

[1]) Hist. Frid. III. imp., S. 123, ed. Kollar.

[2]) Aeneas Sylvius a. a. O. nennt ihn obscoeno vultu, nihil verecundiae habens, cynicam vitam commendans, doch darf man darauf so viel nicht geben, wenn man bedenkt, wie bald schon zwischen Gregor und Aeneas eine Spaltung eingetreten war, die diesen ungerecht sein lassen konnte.

so leuchtet er auch durch Begabung des Geistes und Verstandes hervor.

Vor allem durch seine gewaltige, an so vielen Orten siegreich bewährte Beredsamkeit, mit der er alle Zeitgenossen verdunkelte, brausend und ungestüm, durch eine Donnerstimme unterstützt, entzündete und überwältigte sie im feurigen Anlauf, doch konnte sie auch gewandt und fein sich bewegen, athmete Witz und Laune, und in der Replik, wenn seine heftige Natur von seinen Gegnern gereizt wurde, kam es oft zu komisch possenhaften Einfällen [1]).

Ein Brief desselben Aeneas Sylvius bürgt für den tiefen Eindruck, den Gregor's Rednertalent gemacht haben mag, er schrieb ihn, als er Bischof von Triest war, also zwischen 1447 und 1451. Beide, er und Gregor, waren damals in Wienerisch Neustadt, Gregor hätte eine Disputation über die Studia humanitatis auf dem Schlosse gehalten, Aeneas gratulirt ihm und sagt: Als der junge Cicero zum ersten mal seine Beredsamkeit vor den Griechen gezeigt, habe einer derselben geweint, daß, nachdem alle Künste nach Latium aus Hellas ausgewandert, und die Redekunst allein noch übrig geblieben sei, Cicero diese nun auch noch mit sich nehme. — In ähnlicher Weise sei es mit Gregor von Heimburg; auch er habe die Humanitätsstudien, bisher der Italiener ausschließliches Eigenthum, nach Deutschland verpflanzt und habe sie nun sogar mit italienischer Wohlredenheit vertheidigt.

Zwar, meint er weiter, mache ihm das keinen Kummer, wenn Deutschland italienische Wissenschaft in sich aufnehme. Italien habe dadurch keinen Verlust, denn die Wissenschaften seien ein Licht, und wer damit ein anderes anzünde, behalte darum immer das seine; zudem hätte in St. Gallen die alte Klosterbibliothek ihm gezeigt, wie viel schöne Bücher, von Deutschen geschrieben, existirten, die Rhetorik voraussetzten. Allein es sei, wie in Italien, wo Wissenschaft und Kunst auch lange unter dem Drucke barbarischer Rechtswissenschaft geschmachtet und erst in einer spätern Zeit wieder

[1]) Laur. Fries, ad annum 1468, in der Entgegnung auf Peter Knorr's Vertheidigung der Successionsansprüche der Fürsten Heinrich von Henneberg, Schleusinger Linie, gegenüber seinen Neffen, den Söhnen und Erben seines ältern Bruders Wilhelm.

erwacht wären. — Aeneas Sylvius scheint ihn demnach als Schöpfer der deutschen Rhetorik angesehn zu haben. — Diese Beredsamkeit unterstützte ein kühner, frischer, gesunder Geist, der jede Situation, in die er kam, mit klarem Urtheil beherrschte, ein ungemeiner, durch die juristischen Studien aufs höchste zugespitzter Scharfsinn, der in den verwickeltsten Verhältnissen, in den schwierigsten Lagen sich zurecht zu finden wußte, ein richtiger politischer Blick in seine Zeit, eine mit der zähen Energie und Ausdauer seiner Natur verbundene Elasticität und unermüdliche Arbeitskraft, die in einer Fülle der verschiedensten Geschäfte nicht erlag, und auf den mannichfaltigsten Gebieten ihm Ehre und Erfolg eintrug, ein rastloser Trieb, sich auszubilden, an sich zu arbeiten, eine reiche Empfänglichkeit für alles, was sein Zeitalter dem edlern Menschen bot, eine Vielseitigkeit, die alles, auch das Widersprechendste, in sich aufzunehmen vermochte, ein feiner Geschmack für Kunst und Wissenschaft, der ihm selbst in den Arbeiten und Kämpfen des staatlichen Lebens nicht schwand. Er war ein Mann, ein deutscher Mann in des Wortes eigenster Bedeutung, eine jener ehrlichen, knorrigen, unbeugsamen und trotzigen Naturen, wie Luther, die unter rauher Außenseite, unter rücksichtslosem heftigen Wesen, eine zart und ernst empfindende Seele, einen feinen und tiefen Geist bergen. — Zum Diplomaten allerdings war er nicht geschaffen, dazu fehlte ihm biegsame Gewandtheit, nachgebende Charakterlosigkeit, und mancher unter ihm Stehende lief ihm den Rang ab.

Ein so ungewöhnlicher Mann mußte denn auch, wie eine große Zeit ihn trug, selbst in mannichfacher Weise gestaltend auf sie einwirken, und so schafft er denn auch, nach allen Seiten hin vorwärts drängend, neuerweckend, normgebend; auf allen Gebieten gibt er Anregungen, alle Gebiete sucht er zu verbessern und zu heben. Sein Geist und seine seltene Bildung, die in ganz Deutschland bekannt und berühmt war[1]), machten ihn voll-

[1]) Eine Aeußerung des venetianischen Gesandten Maurizeno, in den Unterhandlungen über den brixener Streithandel: „Er (Heimburg) gilt nicht nur hier, sondern in ganz Deutschland für einen sehr gelehrten Mann", Scharpff, Nikolaus von Cusa, S. 369. — Laur. Fries, ad annum 1440 .... war derselben Zeit ein Doctor zu Wirtzburg, Gregor Heimburg genannt, ein gelehrter, erfahrner und weitberühmter Mann, ebenso ad annum 1468. Aeneas Sylvius, Hist. Frid. III. ... tam facundia clarus, quam juris scientia praestans.

kommen zum geeigneten Manne dazu. Er war es, der die Rechtswissenschaft in einer neuen höheren Weise auffaßte, ihr höhere Ziele, freiere Gesichtspunkte gab, aus scholastischer Verkümmerung sie herausriß, ihr Schwung und Leben verlieh. Seine reiche Erfahrung, seine Bildung auf andern Gebieten, seine große Rechtschaffenheit, die jedwede unter dem Schutze des positiven Rechts, gegen das höhere, sittliche Recht, ausgeführten Winkelzüge und Sophismen verscheuchte, unterstützten ihn dabei. Man lese seine Appellationen und Vertheidigungen, um unsere Behauptungen gerechtfertigt zu finden. Und daß die Rechtswissenschaft damals in einem traurigen Zustande sich befand, die Rechtsgelehrten eine klägliche Rolle spielten, beweist das Urtheil des Aeneas Sylvius über dieselben, der sie panis quaestores und auri corrasores nennt[1]), die eine feine juristische Rede nicht verständen und überhaupt in der größten Unwissenheit seien in allem, was außerhalb ihres Faches läge; ferner schildert er sie als Verächter der humanistischen Bildung, wofür sie von dem feinen eleganten Italiener sich manchen starken Beinamen gefallen lassen müssen, und bos, aper, asinus die einzigen Titel sind, die er ihnen zuertheilt. Wie mußte unter ihnen ein freierer Geist, wie Gregor hervorragen? — Seine Bedeutung als Jurist feiert übrigens sein Verwandter, der später gekrönte Dichter Conrad Celtes[2]), und beweisen nebst den Urtheilen seiner Zeitgenossen, die vielen Ehrengeschenke, die er erhalten, die fürstlichen Dienstgelder, die ihm zuflossen, die schwierigen Geschäftsangelegenheiten, in denen sein Rath von so verschiedener Seite her gesucht wurde.

Ebenso wirksam sind Gregor's Anregungen für die klassischen Studien und allgemeine Bildung überhaupt gewesen; haben wir doch schon erwähnt, mit welchem Eifer er selbst sich ihnen gewidmet, was er selbst darin geleistet. Man betrachte seine Schriften, in denen uns ein nach den besten Mustern gebildetes Latein entgegen-

---

1) Aeneas Sylvius, Epp. III, 621.

2) Oda VI, lib. II, Sunt, qui jura ferant et pulchris legibus urbes
Reges cum ducibusque gubernent,
Inter quos fuerat primus Heimburge Georgi
Cognato mihi sanguine junctus.

tritt, und kommt uns der antike Bilderschmuck stellenweise auch zu überladen vor, so ist das Vorhandensein desselben doch immer ein Zeugniß seines Strebens, das Alterthum in sich aufzunehmen, sich selbst an der Hand desselben zu verfeinern; zugleich machte er auch den Versuch, die deutsche Sprache zu reformiren, durch Nachbildung der lateinischen: nach römischen Normen, Satzbau und Periodenverhältnissen sollte dieselbe sich bilden[1]), ein Princip, das auch Aeneas Sylvius und Hemmerlin vertreten, in dieser Ausdehnung gewiß falsch und nicht zu billigen, aber ein neuer Beweis für seine allseitige Regsamkeit.

Er ist ein Verehrer der Philosophie, die er einem falschen Christenthume, das die Kirche predige, gegenüber vertritt, das aber, außerhalb des Lebens stehend, seinen Prediger oft selbst nicht habe. Die alten Philosophen liebt er und hat sie studirt.[2]) Nicht minder kennt und schätzt er die Geschichte, dies zeigen die schlagenden Beweise, die er oft aus ihr führt, die klaren Zusammenstellungen ganzer historischer Perioden, die wir häufig in seinen Schriften finden. Ein Brief an den Erzbischof von Gran vom 19. Februar 1467 bittet denselben um Anschaffung einer Geschichte der ökumenischen Concilien, wahrscheinlich doch, um sie zu eignen Forschungen zu benutzen. Vorzüglich ist er in der Kirchengeschichte zu Hause; in den Kirchenvätern, sowie in der heiligen Schrift selbst, von bewundernswerther Belesenheit, was ihm im Streite mit den römischen Hierarchen meisterlich zu Statten kam; besonders groß ist sein Geschick, schlagende Stellen statt langer Auseinandersetzungen als Gründe sprechen zu lassen und den Papst damit in die Enge zu treiben.

So stand er auch auf dem Gebiete der freien Künste um so höher da, jemehr die damaligen Vertreter der humanistischen Wissenschaften, die Magistri, durch geistloses Hängen an alten Tra-

---

[1]) Martin Mayer (später kurmainzer Kanzler), Vorrede zu seinen Translationen: fürter hoert ich einmal von Gregorien Heimburg das eigentlich dütsch das us guoten, zierlichen und wohl gesagten latin gezogen und recht und wohl getransferiret wär auch y not zierlich tütsch und lobwürdig heissen und syn muesst nit wol vorbessert werden möcht.

[2]) Seine eignen Worte: qui etiam in Physicis, Ethicis, Metaphysicis disciplinis adolescentiam consumpsi meamque juventutem.

ditionen, Begriffsspaltereien, Grübeleien in Nebensachen, ihren Ruhm suchten, während er immer das Große und Ganze erfaßte und erfassen hieß, und indem jene aus dem Studium des Alterthums weiter nichts schöpften, als laxe Anschauungen in sittlicher Hinsicht, und Böllereien, Gelage, Liederlichkeit als wahrste Nachahmung der antiken Welt ansahen, so nahm Gregor sich daraus nur die großen Vorbilder der Weisheit, der Tugend, des Heldenthums, der Vaterlandsliebe, die schöne Form, den schönen Gedanken darin zu bergen, und sein christliches Gemüth schützte ihn vor allen verderblichen Folgen, welche dieselbe, falsch verstanden und ausschließlich verehrt, für schwache Menschen wol haben konnte. Bei aller Verehrung war das Alterthum ihm nur Mittel zum Zwecke, er vergaß darüber nicht, was jetzt die Menschheit bedurfte, wozu sie jetzt geworden.

Werke, ausschließlich diesen Gegenständen gewidmet, hat er nicht zurückgelassen, nur in seinen übrigen Schriften und Briefen finden wir gelegentlich Notizen. Daß er aber große Wirkungen erzielt, das beweist eine Aeußerung Regiomontan's von 1470, der behauptet, keine Stadt sei für seine wissenschaftlichen Bestrebungen ersprießlicher als eben Nürnberg, wo Gregor lange Syndikus war. Ebenso mag auch die Bildung, das neuerwachende Leben in Franken überhaupt, dann am Rhein, in Oesterreich, wo er des Herzogs Sigismund, der, wie seine Gemahlin Eleonore von Schottland, Sinn und Interesse für diese Bewegung hatte, Rath und Vertrauter war, in Ungarn, mit dessen nachmaligen Primas, dem Erzbischof von Gran, Johann Witez, er im vertrauten Verkehre stand, von ihm seinen Anstoß erhalten haben. Eine Wirksamkeit eigner Art sehn wir so von ihm ausgehend über ganz Deutschland sich verbreiten, und mit Freuden dem Vaterlande einen Mann gegeben, der die feine Bildung der Romanen so wohl mit den nervigen Eigenschaften des eigenen Volkes zu verbinden wußte.

Doch so viel er auch auf diesem Gebiete gewirkt, der Schwerpunkt seiner Thätigkeit war es nicht; wir wenden unsern Blick auf das, was er in politischer, in kirchlicher Beziehung geleistet und erstrebt hat, hier finden wir ihn in seiner Stärke.

II.

Gregor von Heimburg in Basel. — Erste Beziehungen zu Aeneas Sylvius.

Schon im Jahre 1430 erwarb unser Gregor den Grad eines Doctors utriusque juris, ein Titel, der damals ungemein hoch galt, und dessen er im höchsten Grade würdig sich gezeigt, was die anerkennenden Aeußerungen aller, selbst seiner Feinde über ihn, die vielfache Beschäftigung, die er fand, genugsam beweisen. — Doch schon vorher, 1428, war er als Anwalt thätig gewesen[1]; der Kaiser nämlich hatte nach Heinrich's II. Tode, 1426, das Burggrafthum Meißen als Reichslehn betrachtet und anderweitig an Heinrich von Plauen vergeben; dem hatte Herzog Friedrich der Streitbare widersprochen, und wenn auch die Linie der Burggrafen ausgestorben, Meißen als sein Afterlehn angesehen. Der Herzog starb 1428. Nach seinem Tode setzten seine Söhne den Streit fort. Gregor von Heimburg, der damals schon die Augen auf sich zog, war ihr Vertreter und gab ein für sie günstiges Gutachten ein. Doch bei einem spätern Vertrage am 7. September erkennen die jungen Herzoge die Bestimmungen des Kaisers als rechtmäßig an, und der von ihm belehnte Heinrich von Plauen verblieb im Besitze des Burggrafthums. Dennoch war die Sache noch nicht zu Ende, neue Streitigkeiten entspannen sich. Der Sohn des neuen Burggrafen Heinrich, der 1429 dem Vater gefolgt war, hatte den Kurfürsten beleidigt und Herzog Friedrich beeinträchtigt; ein Ausspruch der kaiserlichen Commission in Nürnberg befahl nur Zurücknahme der ausgesprochenen Beleidigungen, Friedrich war mit dieser gelinden Forderung nicht zufrieden und wandte sich wieder an Heimburg im Jahre 1438, der ihm rieth zu

---

[1] Märcker, Das Burggrafthum Meißen, S. 321 fg.

appelliren und den Burggrafen bei der westfälischen Feme zu verklagen. Ob er es gethan, ob es etwas geholfen, wissen wir nicht; er verklagt ihn später noch einmal und Kaiser Albrecht II. entschied endlich, daß die Burggrafen nur den Titel und Würde haben sollten, auf den Besitz jedoch Verzicht zu leisten haben, das Burggrafthum aber an den sächsischen Kurfürsten fällen sollte. 1440 im Sommer leistete der Burggraf denn auch Verzicht. Von einer Thätigkeit Heimburg's in dieser Sache verlautet später nichts mehr.

Doch wir müssen unsere Augen auf eine andere Erscheinung richten, die für jene Zeit vor allem bedeutungsvoll war, einen Boden, auf welchem die bedeutendsten Geister des Jahrhunderts feindlich und freundlich sich begegneten, ein Sammelpunkt reichster Strebungen, glühendster Hoffnungen, freudigster Ideale. — Dem allgemeinen Drängen war Genüge geschehen, der Papst hatte ein ökumenisches Concil nach Basel ausgeschrieben.

Ein mächtiger Kampf hatte sich vorbereitet. In dem furchtbaren Anwachsen der römischen Hierarchie, in der schreckhaften Tyrannei, mit der sie ihren Fuß auf die ganze Welt setzte, unterdrückend, lähmend, ertödtend jeder geistigen Bewegung entgegengetreten war, die Stimmen der Menschheit zum unnatürlichen Schweigen verdammt und alle Lebenssphären in mechanische, bewußtlose Abhängigkeit vom päpstlichen Stuhle zu dressiren versucht hatte, war Zündstoff gesammelt worden, der endlich desto gewaltiger explodiren mußte, je länger er anscheinend verborgen gelegen, je länger man ihn zurückgedrängt hatte.

Hier und da hörte man Murren und Drohen gegen Rom, immer mehr nahm es zu, immer mehr ward die Zunge entfesselt. Vielfache offene und geheime Sünden des Klerus gaben Gelegenheit zu bitterm Spott; der Verkauf von Kirchenämtern, die Ueppigkeit des Statthalters Christi, der sich so grell von der Einfachheit des Gottessohns selbst unterschied, die Verweltlichung der Klöster, Stätten der Unzucht und wilder Orgien, die frechen Gelderpressungen, speculirend auf Beschränktheit und Aberglauben der Menschen, das Inhaltlose, Unwahre der ganzen römischen Religiosität, trotz ihres Pompes, ihrer Herrlichkeit, alles diente, den Nimbus der Heiligkeit mehr und mehr von dem Haupte der stolzen Priester herunterzu-

reißen. — Man erkannte die Sünde, die in dieser starren Hierarchie jahrhundertelang gegen Geist und Gewissen der Menschen begangen worden war, und bewußter und unbewußter erwachte aller Orten der Drang, den Frevel, der an dem höchsten, heiligsten Eigenthum der Welt verübt, zu rächen. Doch diese Gährungen waren in ihrer Vereinzelung, in ihrem unorganisirten Zustande noch ohnmächtig, diese Bewegungen verlangten nach Concentration, nach einem klaren, bestimmten Ausdrucke, sie bedurften vor allem einer Gestaltung, einer Form, in der sie sich verfestigen, als ein geschlossnes Ganze auftreten konnten. Was that man endlich? — Es war der glücklichste Griff, der in dieser Sache geschehen konnte, man schlug die römische Kirche in ihrer falschen Anmaßung auf ihrem eignen Felde. Hatte dieselbe von jeher Sorge getragen, aus der heiligen Urzeit ihre Gründung herzuleiten, aus ihr die Herrschaft Petri über die übrigen Apostel, die Herrschaft seines Nachfolgers über die ganze geistige Welt zu beweisen, so ging man auf dieselbe Urzeit zurück, bewies, daß der römische Stuhl in seinen Behauptungen sich geirrt, oder Betrug geübt, daß nicht Petrus, sondern die Gesammtheit der Apostel vom Herrn die höchsten Befugnisse erhalten, die Versammlung der Gläubigen, vom heiligen Geiste regiert, die höchste geistliche Instanz auf Erden sei, daß auch ohne irdischen Stellvertreter der ewige Christus in ihr walte, das Prädicat der Unfehlbarkeit ihr im höhern Grade zukommen müsse, als dem einzigen Menschen, den die Wahl der Cardinäle, öfter noch unlautere Motive auf den päpstlichen Stuhl erhoben, dessen Schwäche und Unzuverlässigkeit in so vielen Beispielen klar geworden sei: man kam auf den Gedanken des Concils, als der obersten über jeder andern erhabenen Kirchengewalt. An dasselbe kettete sich die Bewegung, die Arbeit des Jahrhunderts, in ihm verkörperte sie ihre Ideen, mit ihm verwebte sie sich selbst aufs innerlichste. Nicht zu leugnen ist es, daß man dabei selbst viel in dies Institut hineintrug, was wenigstens in der historischen Gestalt, wie es uns in den einzelnen Concilen vorliegt, nie darin gewesen war; man ignorirte, daß von der nicänischen Synode an dieselben eigentlich nur der Schauplatz gelehrter Streitigkeiten, in unerquicklichster Weise von weltlichen Parteiinteressen beeinflußt, gewesen, daß die Resultate nur unbedeutend, für kirchliches Leben und Freiheit von gar keinem Belang sich

gezeigt hatten. Man sah nur den ewig wahren Grundgedanken, der sie trug, den Einfluß, den sie auf die verrotteten und verwilderten Verhältnisse zu üben, das heilsame Gleichgewicht, das sie, gegenüber der furchtbaren Uebermacht des Papstes, herzustellen vermochten. So geschah es denn, daß, nachdem im Laufe der Zeiten der Ruf immer dringlicher, immer lauter geworden war, die Erfahrung von der Berechtigung desselben genugsam Zeugniß abgelegt, eine gesetzliche Opposition gegen den römischen Stuhl allen als Nothwendigkeit sich gezeigt hatte, ein Theolog der Sorbonne, schon lange der Schoß reformirender Bestrebungen, Heinrich von Langstein, 1381, von der ganzen Universität unterstützt, ein allgemeines Concil als das einzige Mittel einer Reformation an Haupt und Gliedern aufstellte. — Der römische Stuhl erbebte bei dem Streiche, der gegen seine mächtigste Stütze geführt worden war, bis ins innerste Mark, es durchzuckte ihn, wie die Todesahnung der Zukunft, und des Papstes ganzes Ringen und Streben war, diese furchtbare Macht, die ihm gegenüber aus der Erde, die er todt und still gewähnt, emporgestiegen war, zu unterdrücken. — Allerdings trat der Gedanke des Concils in die Zeit des Schisma ein; die Nachfolge Petri wurde von verschiedenen Seiten beansprucht, die Aufmerksamkeit der Päpste war im gegenseitigen Kampfe absorbirt, und die Idee hatte ungestört Zeit, sich zu consolidiren, Boden zu gewinnen, in den traurigen Jahren der Spaltung ihre Nothwendigkeit klar an den Tag zu legen. Lange mußte sie auf Verwirklichung warten; 1409 endlich kam das Concil zu Pisa zu Stande. Gerson und Peter d'Ailly dirigirten dasselbe. Gerson stellte den Gedanken von der höchsten Gewalt des Concils und von der Absetzbarkeit der Päpste auf, welche Doctrin alsbald zur That wurde; denn beide Päpste wurden entsetzt, Alexander V. an ihrer Stelle gewählt, im Vertrauen, er werde nicht vergessen, was er dem Concile zu danken habe, und auf der von ihm betretenen Bahn der Reform fortschreiten, doch Alexander nahm alsbald die römische Politik wieder auf, mit richtigem Blicke den Todfeind erkennend, der ihm selber diesmal zur Tiara verholfen. Er fühlte: das waren nicht die gehorsamen Synoden im Laterane, wo Dogmen constituirt und sorgfältig alle Lücken gestopft wurden, damit das römische System in seiner Geschlossenheit und Furchtbarkeit fort-

bestehe, hier wehte ein fremder, ein frischer Hauch. Hier walteten selbständige Geister, und gut mußte er gerüstet sein, wollte er sich mit ihnen messen, er versprach hier und da Unbedeutendes, ein Concil in unbestimmter Zeit, löste die ihm lästige Versammlung bald auf und hielt — nichts. Die Erwartungen waren getäuscht, drei Päpste regierten statt eines, da die abgesetzten mancher Orten noch Anhang hatten. 1410 folgte auf Alexander V. Balthasar Cossa als Johann XXIII., der, ein Mann von Schandthaten und Lastern aller Art befleckt, trotz alledem sein Wesen ungestört forttrieb. Doch das Concil in seiner Idee war noch nicht gebrochen, ein neues kam vielmehr in Costnitz zu Stande, im Großen und Ganzen wieder beherrscht von Gerson und d'Ailly. Johann XXIII. erschien selbst, 5. November 1414, und schon ging man einen Schritt weiter: nicht dem schismatischen Papst, nein, dem rechtmäßigen Nachfolger auf dem Stuhle Petri drohte ein Proceß wegen seiner Vergehen. Er, sowie die andern (schismatischen) beiden Päpste, sollten freiwillig entsagen. — Johann XXIII. entfloh, das Concil durch die Standhaftigkeit des Kaisers, durch die Ermahnungen Gerson's gehalten, sprach nach vorgängigem Processe, 29. Mai 1415, die Absetzung über ihn aus. Seltsam, dasselbe Concil, das den Eiferer gegen Rom, Huß, verbrannt, setzt den römischen Papst ab. Die beiden andern Päpste, die noch immer nicht gewichen, müssen in kurzer Zeit von selbst entsagen. — Ein neuer Papst war zu wählen. Durch frühere Erfahrungen belehrt, verlangten Sigismund und die Deutschen die Reformen vor der Wahl desselben vorzunehmen, die römischen Diplomaten wußten es zu vereiteln, die Franzosen, Italiener, Spanier, und die Engländer, welche zuvor den Deutschen beigestimmt, widersetzten sich dem Gedanken, derselbe wurde Sigismund falsch ausgelegt, und den Deutschen blieb nichts übrig als Verwahrung einzulegen, daß es ihre Schuld nicht sei, wenn aus den ganzen Reformen nichts würde. — Die Erfahrung zeigte, wie richtig sie gesehn. In leeren Versprechungen allgemeinen Inhalts bestand alles, was man erreichte. — 14. November 1417 ward Otto von Colonna gewählt, Papst Martin V., und wieder wußte er vortrefflich den Vortheil der Curie ins Auge zu fassen, die Reformationsbestrebungen in ihrem Ernste zu beseitigen, durch Concordate mit den einzelnen Fürsten dieselben zu beschwichtigen und zu

gemeinsamem Handeln untauglich zu machen; er opferte Kleines, Großes zu erhalten. — Das Concil erfüllte nicht die kleinsten Erwartungen. Das Papstthum stand wieder kolossal und übermächtig da, es hatte trotz seiner Niederlage sich erholt und durch List dem Gegner die Frucht seines Sieges entrissen. Der Papst trieb Gelderpressungen, Unterdrückungen nach wie vor. Eine Synode zu Pavia, wegen der Pest von da nach Siena verlegt, 1423 und 1424, mußte wegen Mangels an Theilnahme auseinander gehen. Der Papst fing schon an das Concil, als überlebt und bedeutungslos, zu verachten, und gehorchte unbedenklich der Bestimmung der Versammlung von Siena, sowie dem allgemeinen Verlangen, und schrieb 1431 ein Concil nach Basel aus. Martin V. erließ noch die Berufungsbulle, ernannte Cardinal Cesarini zu seinem Legaten und starb vor Beginn des Concils. Ihm folgte Eugen IV., ein Mann ohne große Ideen, ohne heroische Kraft, aber voll berechnender Schlauheit und Zähigkeit, er berief am 12. März das Concil und bestätigte Cesarini als Legaten besonders mit der Mission, die hussitische Ketzerei zu unterdrücken.

So standen die Sachen; das Concil fing ziemlich wenig versprechend an, man hatte, durch viele Erfahrungen getäuscht, den Glauben an die eigene Kraft, das Vertrauen auf die Redlichkeit der päpstlichen Absichten verloren, und es schien wirklich anfangs so gehen zu wollen, wie in Siena. — Und doch, gründlich überlegt, war man unendlich weiter gekommen, und hatte bei allen Nachtheilen unermeßliche Errungenschaften davongetragen; zwei Sätze waren schon durchgegangen: der von der rechtmäßigen Repräsentation der Kirche im Concil und von der Autorität desselben auch über den Papst. Rechnet man dazu, daß das Papstthum, das einen seiner Repräsentanten feierlich hatte absetzen sehen müssen, dadurch trotz aller späteren Siege um den Ruf seiner Unfehlbarkeit gekommen war, daß das Concil alle Sympathien des Volkes, das glühende, heiße Verlangen nach Besserung und Reform für sich hatte, daß man an Erfahrungen reicher geworden war, so konnte man doch einige Hoffnungen auf dasselbe setzen. Und noch ein Umstand, durch den eine seltsame Fügung das baseler Concil die Rache für das Verbrechen sehen ließ, welches das constanzer begangen, die Hussitenbewegungen, mit ihren Schrecken und Ver-

wüstungen, wogegen die ohnmächtigen Concile von Pavia und Siena nichts vermocht, nöthigten die Versammlung von vornherein zu einer entschiedenen Stellung, zu festem Handeln, und gaben ihm dadurch schon Leben und Lebenskraft.

Dies alles ließ denn doch allmählich frohe Hoffnungen, glückliche Zukunftsgedanken auch auf dies Concil begründen, namentlich in den bessern Gemüthern. Die junge nach Reform verlangende Welt in Deutschland erfaßte es mit großer Wärme und viele zogen hin, sehnsüchtig einer bessern Zeit, die aus diesen Berathungen hervorgehen sollte, entgegensehend. Aus Italien und Frankreich waren die leuchtendsten Namen, die größten Geister vereinigt, Männer der Politik und Wissenschaft. Die deutschen Humanisten suchten und fanden mit den ausländischen Berührungspunkte, Bekanntschaften knüpften sich, Ideen tauschten sich aus, ein Band geistiger Gemeinschaft umschlang die verschiedenen Nationen. Der bedeutendste unter allen war diesmal Niklas Chryffz aus Cues an der Mosel (Nikolaus von Cusa), also ein Deutscher, doch strahlten neben ihm die Namen d'Ailly, Cesarini, d'Allemand und andere. — Das Concil begann mit Unterhandlungen mit den Hussiten; ein Schritt, der den Papst so erschreckte, daß er dem Cardinal schon die Auflösung der Versammlung und Verlegung nach Rom anrieth; doch alle, selbst Cesarini widersprachen. Der Reformationseifer entzündete sich mehr und mehr. Die erste Sitzung vom 14. Dec. 1431 erneuerte die Constanzer Beschlüsse von der obersten Autorität des Concils und sanctionirte dasselbe als oberste Kirchenbehörde. Nikolaus von Cusa's Schrift De concordantia catholica bedrohte den Papat in seinen innersten Fundamenten. Die allgemeine Stimme jauchzte diesem Thun zu, die Universitäten schrieben Beifallsschreiben. Man drohte dem Papst mit gerichtlichem Verfahren, Sommer 1432. Der Papst, vom Herzog von Mailand, von aufrührerischen Römern bedrängt, mußte den Bemühungen Kaiser Sigismund's Folge leisten und in allem Verlangten nachgeben. Die Kirchenreformationen begannen, die päpstlichen Reservationen wurden aufgehoben, regelmäßige Diöcesan- und Provinzialsynoden vorgeschrieben. Das Concil stand auf seinem Höhepunkt und die Herzen der ganzen Welt waren für dasselbe, wie niemals.

Zu denen nun, welche von der deutschen Jugend mit

nach Basel gezogen waren, gehörte der junge Doctor, Gregor von Heimburg. Die ganze Bedeutung der Versammlung, der Zusammenfluß bedeutender Männer zog ihn mächtig hin, und er brachte die glorreichste Zeit, die das Concil erlebt, an Ort und Stelle zu, trat in Berührung mit gelehrten und gebildeten Männern und trug reichliche Früchte aus diesem Umgange mit fort, der auf seine Bildung von größtem Einfluß war und seinen Segen während seiner spätern Wirksamkeit in Nürnberg bewährte. Mit Nikolaus von Cusa wird er so in Verkehr gekommen sein, und gewiß mit manchem andern. Vor allem aber näherte er sich einem, auf den wir hier unsere Blicke richten müssen, einem jungen Manne, der als Secretär des Cardinal Capranica nach Basel gezogen war, Aeneas Sylvius Piccolomini, nachmals Papst Pius II. Dieser gewandte Italiener, der ein so buntbewegtes Dasein durchlebt, so vieler Herren Dienste gesucht, bekam auf dem Concil bald die Stelle eines Duodecemvirs, d. h. eines Mitgliedes des Ausschusses, der von den vier Deputationen, aus je drei Mann bestehend, gebildet wurde. Man berieth nämlich nicht mehr nationenweise, wie in Pisa und Costnitz, sondern mischte sich und theilte sich in Deputationen, davon jede ihren Geschäftskreis hatte. In dieser Stellung nahm Aeneas Sylvius Gregor in seinen Dienst, der damals wahrscheinlich ohne Stellung, blos als Privatmann, nach Basel gekommen und deshalb durch nichts gehindert war, den Posten eines Secretärs sogleich anzutreten.[1]) Das Verhältniß zwischen Gregor und Aeneas kann damals nur ein sehr warmes und schönes gewesen sein. Aeneas anerkennt in Gregor das Talent der Rede, den reichen Geist, die große juristische Bildung[2]); er zeichnet ihn sogar aus als einen von den drei (unus ex tribus) gelehrtesten Männern des baseler Concils. Der eine davon ist entschieden Nikolaus von Cusa, wer der dritte gewesen, wissen wir nicht. Soviel ist aber gewiß, daß die glücklichste Fügung es war, die diese bedeutenden Geister in einer großen bewegten Zeit nahe und in Wechselverkehr brachte. Unser Gregor machte unter den günstigsten Verhältnissen seinen ersten Schritt ins große politische Leben, und wie seine wissenschaftlichen

---

[1]) Schöpf, Statist. Beschreibung von Würzburg, S. 364.

[2]) Hist. Frid. III. imp., S. 123, ed. Kollar. Tam facundia clarus,

und literarischen Anschauungen erweitert und verfeinert wurden, so vergrößerten sich seine staatlichen Ansichten, wurden seine religiösen Gesichtspunkte höher und bedeutender. Er lernte hineinschauen in das Getriebe der römischen Politik, und that es mit der ganzen Unverdorbenheit seines germanischen freien Gemüths. Er fühlte wie keiner, daß Deutschland Roms Herrlichkeit mit eigner Freiheit bezahlen mußte, daß sein eigner Glanz verging vor dem Glanze der päpstlichen Tiara, und gewiß von Anfang herein stand er auf der äußersten, kühnsten Opposition und blieb derselben mit kurzen Unterbrechungen treu, obschon sie ihm Gefahr und Leiden brachte. Sein ganzes Denken und Schaffen gehörte der Herrlichkeit des Concils an, war der Vernichtung des Papstthums geweiht.[1]) Und nachdem sein früherer Gesinnungsgenosse, der gewandte, schmiegsame Aeneas, im Dienste vieler Herren seine ursprüngliche Gesinnung änderte, hin und her schwankte, und mehr und mehr zur Reaction übertrat, für habsburgisches Hausinteresse im Dienste Friedrich's III., für päpstliches im Dienste der Curie arbeitete, zuletzt selbst den römischen Stuhl bestieg, mußte Gregor von demselben Aeneas die Zerstörung seiner ganzen Existenz, Bann und Acht erfahren. Wol standen selten zwei Männer zusammen, die wie diese beiden die Gegensätze ihrer Nationalität in so grellem Lichte zeigten: die kernhafte, unerschütterliche Treue des Deutschen, und die bewegliche, vortheilsuchende Unbeständigkeit des Italieners, der ungebändigte Freiheitsdrang Gregor's, die schmeichlerische, listige Unterthänigkeit des Aeneas, das bis zur Unbedachtsamkeit Wahre und Offene in jenem, die hofmännische Zurückhaltung und Doppelzüngigkeit in diesem, das Sittliche, Ernste und Reine in den Grundsätzen unseres Helden, und die frivole, leichtfertige Lebensanschauung des nachmaligen Papstes. Aeneas war unendlich viel feiner, klüger, geschickter; er erreichte deshalb viel mehr, er verstand die Umstände zu benutzen, die Klippen zu umgehen und so zu seinem Ziele zu gelangen. Gregor ging gerade auf seinen Feind los, suchte die Hindernisse bei Seite zu werfen, stieß dabei

quam juris scientia praestans, unus ex tribus quorum doctrinam atque ingenium, dum synodus apud Basileam viguit, mirari Germaniam intelleximus.

[1]) Ballenstad. Vita Greg. Heimb., p. 7, — contra Papae partes stetit, ad cujus primatum oppugnandum diruendumque promptissimum se exhibuit.

oft an und — unterlag; jener verstand sich im Sturm zu beugen, Gregor mußte zerbrechen. Aeneas wurde mit Glanz und Ehre in seinem Leben überhäuft, Gregor wird die Geschichte den Lorber des Helden verleihn, aus ihrer Hand wird ihm erst die Belohnung zu Theil werden, die er verdient. — Nach dieser Zeit haben sich beide Männer wol nie wieder gefunden, die große Zeit hatte sie vereint; als der Glanz des Concils mehr und mehr sank, Aeneas sah, daß für ihn und seinen Ehrgeiz hier nichts mehr zu hoffen war, schwenkte er ins feindliche Lager hinüber. Er hatte nur sein Ich, seine Ehre, seinen Vortheil im Auge, Gregor dachte nur an sein Vaterland. Beider Naturen waren im Grunde einander völlig fremd, eine politische Combination hatte sie auf kurze Zeit freundlich zusammengeführt, eine andere Combination warf sie auseinander; die Entscheidung zeigte, wie sie niemals zueinander gehörten.

Als ein Zeichen von Heimburg's politischer Thätigkeit in Basel wird von einigen, so von Flacius und Goldast, die Schrift „Admonitio de injustis usurpationibus Paparum Romanorum ad Imperatorem, reges et principes Christianos[1]“ angesehen, doch sprechen handschriftliche Zeugnisse, wie auch historische Thatsachen dagegen, so die Erwähnung der erst später zu Stande gekommenen Neutralität u. s. w., und die Schrift wird demnach erst später anzusetzen sein, worüber wir denn weiter unten sprechen werden; daß sie aber Flacius 1431, ganz im Anfange des Concils geschrieben glaubt, bürgt für die schon früh verbreitete Ansicht, daß Gregor zu jener Zeit wirklich in der Sache des Concils thätig und entschieden selbst in Basel war. —

Heimburg's engere Heimat schien den talentvollen jungen Mann sich nicht entgehen lassen zu wollen; 1433, spätestens 1435[2]), wurde er nach Nürnberg gerufen, als Syndikus, ein Amt, das er bis 1460 bekleidete. Doch kann es kein festes, an eine bestimmte Thätigkeit fesselndes gewesen sein, was sich schon daraus ergibt, daß er in dieser Zeit öfters Verhältnisse dienstlicher Art zu verschiedenen Fürsten hatte, und dann wieder zurückkehrte, die nürnberger Angelegenheiten in die Hand zu nehmen. Seine Stellung scheint mehr die eines juristischen Beistandes der Stadt, eines Bevollmächtigten in auswärtigen Ge-

---

1) Goldastii Monarchia, II, S. 553—563.

2) Hist. Nor. diplomat. S. 630.

schäften, eines Vertreters ihrer Interessen gewesen zu sein, wie er denn auch des Rathes Advocat, Consulent, genannt wird.[1]) So hatte er zu gewissen Zeiten viel zu thun, zu andern weniger, und konnte dann wol anderweitiger Beschäftigung genügen. Bisweilen „liehen“ ihn auswärtige Fürsten sogar vom nürnberger Rath, so im Jahre 1438 Ludwig der Bärtige, später König Ladislaus von Böhmen und andere. Das Syndikat war demnach eine Art von Vertrauensposten, zu dem Geschick, Energie und Kenntniß gehörte, die, wie wir später sehen werden, in den schwierigen Verhältnissen und den Streitigkeiten der Stadt mit ihren Nachbarn, namentlich dem kriegerischen Markgrafen Albrecht von Brandenburg, Gregor glänzend bewährte. Trotzdem er also gar nicht so fest in Nürnberg eingewurzelt sein konnte und viel außerhalb sich aufhielt, hat er doch auf die Stadt einen sehr heilsamen Einfluß ausgeübt. Ihm zur Seite standen Martin Mayer aus Heidelberg, der Schweizer Nicolaus von Wyle, Peter Eschenloer, Heinrich Leubing, Pfarrherr zu St. Sebald, und von diesen gebildeten und gelehrten Männern unterstützt, schaffte und arbeitete er unermüdlich in Nürnberg, den classischen Studien eine Heimat zu bereiten, von wo sie sich weiter ausbreiten könnten: eine sehr bedeutsame Thätigkeit, vom edelsten Patriotismus geleitet und mit tiefer, politischer Weisheit unternommen — ahnte er ja, daß dem Bürgerstande die Zukunft gehöre, und je mehr dieser sich höbe und ausbildete, um so mehr für die deutsche Sache zu hoffen sei, und war deshalb die Ausbreitung literarischer und wissenschaftlicher Interessen in den Städten, denen sie bisher völlig entzogen war, ein politischer Act von größter Tragweite, dessen Wichtigkeit die Nachwelt erst völlig erkennen konnte. Seine Wirksamkeit war eine überaus glückliche, die Anregungen von Basel hat er reichlichst verwerthet. Seine Regsamkeit, seine Deutschen zu bilden und zu veredeln, war von den schönsten Erfolgen gekrönt. Vielleicht die einzigen, die er errungen, denn was er versucht hat und angestrebt im Großen,

---

[1]) Will, Nürnberger Gelehrten-Lexikon, Heimburg sei 1442 (?) Syndikus oder Consulent geworden. — Hist. Nor. dipl., S. 551, „Gregori Heimburger der Rechten Doctor ist dieser Zeit des Raths zu Nürnberg Rathgeber gewest“, S. 630, „ward anno 1435 als Consulent und Assessor des Gerichts in Nürnberg als Rath allhier bestellt.“

wie er sich angestrengt, die römische Reaction gegen die deutschen Reformbestrebungen zu hemmen und unschädlich zu machen, war umsonst, die Schwäche des Kaisers, die kleinlichen eigennützigen Gesinnungen der Fürsten, die nur ihre Territorialpolitik im Auge hatten, machte alles zu Schanden, und Gregor mußte mit Schmerzen sehen, daß er nicht verstanden wurde, die Zeit seinen Planen, seinen Ideen nicht gewachsen war. Doch wir wollen zum Concile zurückkehren.

III.

Die deutsche Neutralität.

Das Concil hatte fortbestanden und, man kann es nicht leugnen, seinen Reformgedanken fest im Auge behalten; es wurden im Jahre 1435 Beschlüsse gegen das Concubinat der Kleriker[1]), gegen vorschnelle Verhängung des Interdicts[2]) gefaßt, und die Annaten aufgehoben.[3]) Im Jahre 1436 verhandelte man über Bestimmungen, die Wahl des Papstes und seine Regierungspflichten betreffend; man forderte: vor der Obedienzerklärung solle eine professio dem heiligen Vater seine wichtigsten Aufgaben vor die Seele halten und er darauf vereidigt werden[4]), ebenso wurde das Verhältniß der Cardinäle dem Papste gegenüber normirt[5]) und die Reservationen nachdrücklichst verworfen[6]), wie schon früher in Costnitz geschehen war. — Dem Papste erschien dies Verfahren zu hart, die Sprache des Concils zu kühn, das Verhältniß zwischen beiden wurde gespannt, Gesandtschaften suchten ihn vergebens zur Annahme der Forderungen des Concils zu bewegen, wozu ihn anfangs allerdings die Noth vermocht, Bitten wie Drohungen waren umsonst. Die vom Papste verlangte Provision des apostolischen Stuhles wurde nur unter Bedingung der Fügung unter die conciliaren Beschlüsse zugestanden. Ein Monitorium umfaßte die Beschwerden des Concils gegen den heiligen Vater. Derselbe klagte in seiner Vertheidigung das Verfahren des ganzen Concils an, das die unerhörte Irrlehre aufgestellt habe: Concilia generalia non suscipere auctoritatem et fundamentum

---

[1]) Mansi XXIX, S. 101, Sess. XX, Decr. 1.
[2]) Mansi daselbst, Decr. 3.
[3]) Mansi daselbst, S. 104, Sess. XXI, Decr. 1, De annatis.
[4]) Sess. XXIII, Decr. 1. — [5]) Decr. 4. — [6]) Decr. 6. de reservationibus.

a Christi vicario.[1]) Sodann werden die einzelnen Decrete bestritten, dem Concile zuletzt unnütze Einmischungen in kirchliche Administrationsangelegenheiten vorgeworfen, wie Heiligsprechung, Sündenvergebung u. s. w. Der Bruch schien unvermeidlich; der Papst suchte, um mehr Einfluß zu bekommen, das Concil nach einer italienischen Stadt zu verlegen, der Glaubenseinigung mit den Griechen wegen, wie er vorgab. Die Baseler erkannten die drohende Gefahr; sie verwarfen den päpstlichen Antrag, und Gesandte wurden nach Konstantinopel geschickt, die Griechen zu bewegen, die Unionssache in Basel zu verhandeln. Doch verlangten dieselben persönliche Anwesenheit des Papstes, nicht bloße Vertretung desselben durch Gesandte. In der folgenden Sitzung war ein stürmischer Kampf über den Ort des Concils, die größere Majorität war für Basel, Avignon oder einen Ort in Savoyen, die Minorität, darunter die päpstlichen Legaten, erklärten sich für Florenz als dem Papste sowol, wie den Griechen am bequemsten gelegen, ein Beschluß, den eine päpstliche Bulle sofort bestätigte. Das Concil versetzte wegen dieses ungerechten Verfahrens den Papst alsbald in Anklagestand. Eugen dagegen verlegte, ohne sich zu kümmern, 18. Sept. 1437, das Concil nach Ferrara und forderte die baseler Väter auf, auseinander zu gehen. Seine Partei kam auch wirklich nach der bezeichneten Stadt, wo der Cardinal Albergata, 8. Januar 1438, das Concil zu Stande brachte, der Papst es 24. Januar eröffnete. Doch die französische Partei in Basel namentlich verwarf diese Synode, wie jeden Vermittelungsversuch. Es hatten nämlich, da der alte Kaiser Sigismund sich ganz dem Papste überlassen, die Kurfürsten, — die mit Schrecken in der schroffen Stellung, die Papst und Concil gegen einander einnahmen, ein neues Schisma drohen sahen, und die trotz ihrer innern Hinneigung zum Concil, den Ansprüchen des Papstthums gegenüber, doch nicht verkannten, daß verheerende Kämpfe durch die unbedingte Geltendmachung des baseler Princips über Deutschland hereinbrechen würden, — den Versuch gemacht, das Concil von allzu raschem Handeln abzumahnen, und gerathen, den in Aussicht stehenden Proceß des Papstes noch aufzuschieben. Das Concil schlug es ab und berief sich auf seine

---

[1]) Raynald, Päpstliche Nuntien anno 1436.

höchste Autorität. [1]) Eine nochmalige Gesandtschaft der Kurfürsten, mit der Anzeige, man habe Eugen aufgefordert, die Auflösung des baseler Concils zu widerrufen, seine Decrete zu bestätigen, an einem von ihnen zu bestimmenden Orte die neue Versammlung zu berufen, erhielt wieder abschlägigen Bescheid. Man forderte rücksichtslos unbedingte Unterwerfung, und stand von dem Vorhaben nicht ab, den Proceß des Papstes fortzusetzen. [2]) Wie ernst es ihnen damit war, zeigte sich bald; 24. Januar erfolgte die Suspension Eugen's IV., als eines Ketzers, der sich unterfangen, das Concil aufzulösen. Der Bruch war nun offenkundig; Papst und Concil suchten wechselseitig sich die Gunst der Völker und Fürsten zu gewinnen. Doch, da man sah, wie wenig beide zum Heil und Frommen gethan, über nichts sich geeinigt, so verloren sie beide an Achtung. Man haßte den Papst und den ganzen römischen Einfluß, aber man konnte sich mit der rücksichtslosen Hartnäckigkeit der Baseler, die unbekümmert um nationales Wohl, um Förderung der christlichen Sache, um Heilung der kirchlichen Schäden, nur ihr Princip geltend zu machen suchten, mochte alles in den dadurch entstehenden Kämpfen und Spaltungen zu Grunde gehen, ebenso wenig befreunden. Das Schisma schien unvermeidlich, man sah alle Schäden, alles Unheil desselben voraus, und da jetzt Kaiser Sigismund gestorben, ein neuer König für Deutschland zu wählen war, wobei man den Zwiespalt, die Streitigkeiten des Schisma am wenigsten brauchen konnte, so kamen die sechs Kurfürsten von Mainz, Trier, Köln, Pfalz, Brandenburg und Sachsen auf einen neuen und für den Augenblick ganz geeigneten Gedanken. Sie erklärten die deutsche Kirche in dem Streite des Papstes und Concils für neutral. Am 17. März wurde durch unsern Gregor von Heimburg (per organum egregii viri, Domini Gregorii Heimburg, utriusque juris doctoris eximii) in Frankfurt, wo die Kurfürsten zur Wahl versammelt waren, die Urkunde verlesen [3]), daß ihnen von den Gesandten des Papstes und des Con-

---

[1]) Müller, Reichstagstheatrum, I. Vorstellung, S. 22—24.

[2]) Daselbst, S. 28 fg.

[3]) Das ganze Instrument bei Müller a. a. O., S. 30.

cils Vorschläge ganz entgegengesetzten Inhalts gemacht worden seien, denn der Papst erkenne das Concil nicht als rechtmäßig an, und das Concil bestreite dem Papste seine Befugnisse. Die Erlasse, die von beiden Seiten in ihre Länder gelangten, bestritten sich so, daß wenn sie nicht zu einer gemeinsamen Stellung sich vereinigten, die Zwietracht im Reiche überhand nehmen werde. Dabei protestirten sie feierlich dagegen, daß ihr Gehorsam gegen die Kirche, gegen den römischen Stuhl in irgendwelcher Weise geringer geworden sei, sie thäten es vielmehr der Kirche zu gehorchen und sie zu verehren. Die ausgebrochenen Spaltungen, mit ihren sich widersprechenden Processen und Mandaten verwirrten ihre Gedanken, und da sie jetzt einen neuen König zu wählen hätten, so dürften sie in keiner Hinsicht gestört sein. Deshalb versicherten sie und versprachen sie (Ideoque edicimus et protestamur), daß in dem Streite des Papstes und Concils kein Theil dem andern gegenüber von ihnen in Schutz genommen werden solle, vielmehr, wenn irgendwelche Edicte oder Beschlüsse von seiten des Papstes und Concils gegen sie und ihre Unterthanen ausgehen sollten, sie ihre Meinung unentschieden lassen würden, bis der neue König gewählt sei, damit es nicht scheine, als wenn sie eine Partei gegen die andere unterstützten. In den eignen Diöcesen und Territorien wollten sie die Jurisdiction so lange für sich verwalten, bis sie mit dem neugewählten König über geeignete Maßregeln verhandelt hätten, die Zwietracht zu heben, Friede und Einigkeit wiederherzustellen. Sei diese innerhalb sechs Monaten nicht zu beschaffen, so wolle man mit dem neugewählten Könige, Bischöfen, Prälaten, Fürsten berathen, und einstimmig derjenigen Partei beitreten, der anzuhangen die Vernunft gebiete, und mit allen Fürsten, Prälaten, Bischöfen des heiligen römischen Reiches derselben sich unterordnen. Diese Protestation sollte an Eidesstatt bewahrt und zur Hebung der Zwietracht, zur Einigkeit des Reiches überall zur Kenntniß gebracht werden.

Diese Acte ist von Heinrich Erpel, Heinrich Leubing, Georg Fisthel, Hugo Dorne, Gregor von Heimburg unterzeichnet und von dem kaiserlichen Notar Ebbracht signirt, vielleicht hatte Gregor auch seinen Theil an der Abfassung, doch verlautet darüber nichts Bestimmtes. Er war im Dienste des Kurfürsten von Sachsen in Frankfurt,

muß aber zugleich auch die Angelegenheiten des Kurfürsten von Brandenburg besorgt haben; vielleicht stand er zu diesem in einem engern dienstlichen Verhältnisse durch seine Stellung als Syndikus, da die Brandenburger Markgrafen auch Burggrafen von Nürnberg waren.

Der genannte Schritt nun, für ganz Deutschland von entscheidender Wichtigkeit, da für das gesammte Reich diese Neutralität gelten sollte, gab den Kurfürsten eine entschiedene und einflußreiche Stellung; das Streben, das sie durch das ganze Jahrhundert erfüllt, eine selbständige Macht dem Kaiser gegenüber zu sein, ihrer Stimme im Reiche Geltung zu verschaffen, wurde bei dieser Gelegenheit bei der am 18. März erfolgenden Wahl Albrecht's II., eines Mannes, der durch auswärtige Besitzungen voraussichtlich der deutschen Politik wenig Aufmerksamkeit schenken würde, glücklich realisirt. Es war die Zeit da, wo sie als Vertreter des Reiches, der nationalen Interessen, eine Nothwendigkeit hatten, sich geltend zu machen, doppelt in den verwickelten schwierigen Verhältnissen, wo zwei Parteien unaufhörlich um die Sympathien sich stritten. Jetzt oder nie konnten die Kurfürsten so kräftig ihr Gewicht in die Wagschale werfen, und daß sie es thaten, daß sie es durch einen officiellen, gemeinsam unternommenen Act thaten, als das Reich ohne Haupt war, ehe dem neuen König das Scepter in die Hände gegeben, daß sie ihre Territorien vor jedem päpstlichen oder conciliaren Einflusse schützten, zeugt von einer feinen, überlegten Politik, an der gewiß die scharfsinnigen und gelehrten Männer ihrer Umgebung, höchst wahrscheinlich auch Gregor von Heimburg seinen Theil hatte. Wie sehr die Fürsten sich der Politik, die sie befolgten, bewußt waren, und wie sie ihr Ziel, neben dem Kaiser eine entschiedene Stellung einzunehmen, im Auge behielten, bezeugt der am 20. März zu Stande gekommene Verein, in welchem sie sich das Wort gaben, in dem bedauerlichen Zwiste zwischen Papst und Concil und einer möglicherweise daraus entstehenden Spaltung, nach ihrem besten Vermögen für Beilegung der Zwietracht vereint zu arbeiten. Gelänge es ihnen nicht, so wollten sie doch zusammen bleiben, den deutschen König bitten, sich zu ihnen zu halten, um so auch die kleinern Fürsten sich nachzuziehn. — Man sieht, worauf es abgesehen war, wie eine Allianz sich bildet, die in ihrer Geschlossenheit später Kaiser wie Papst furchtbar wurde, die aber die deutsche Sache in der fol-

genden Zeit unter ihrem indolenten und beschränkten Oberhaupte aufrecht erhielt und nicht gänzlich sinken ließ.

Von der Seite ist die Neutralitätserklärung entschieden zu billigen, sie entriß die deutsche Kirche den Schütterungen und Schwankungen, in die sie außerdem nothwendig gestürzt werden mußte. Aber — sie war leider nur ein halber Schritt, nur eine Präservativmaßregel, kein Radicalmittel; das ist es, was auch Heimburg später tadelt. Wäre eine religiös, eine kirchlich höher stehende Natur im Rathe gewesen, wer weiß, was geschehen wäre; die Losreißung von Rom hätte vielleicht damals schon stattgefunden, die erst ein Jahrhundert später geschah. Die deutsche Nationalkirche hätte sich ebenso fest gestellt, als die französische, die die conciliaren Reformen sich zu Nutze machte, das Concil von Ferrara verwarf, in der pragmatischen Sanction von Bourges, 7. Juli 1438, sich Charakter und Ausdruck gab. Die Neutralitätserklärung hat entschieden dieselbe Absicht, aber sie schwankt, sie will den Papst nicht beleidigen, auch vom Concil sich nicht lossagen, sie entschuldigt sich wegen aller gethanen Schritte, bestimmt eine Zeit, da sie wieder aufhören will, was gewiß nicht einmal offen gemeint war, und in Verwahrungen und Clauseln gibt sie wieder hin, was sie mit richtigem Griffe erfaßt hatte, macht sich Concil wie Papst zum Feinde und das Vaterland muß es später büßen. — Doch es galt, der Neutralität, sowol dem Papst als dem Concil gegenüber, die nöthige Geltung zu verschaffen; der kurfürstliche Beschluß ward dem Concile gemeldet, das aber von seinem Wege nicht abging, in seiner Gesinnung gegen den Papst und die Synode von Ferrara nichts änderte. Ebenso sollte eine Gesandtschaft Eugen IV. das Geschehene hinterbringen, in der Johann von Lysura und Gregor von Heimburg sich befanden; sie gelangten nach Ferrara und richteten dort ihren Auftrag aus. Der Papst solle das Concil von Ferrara an einen andern Ort verlegen und ein milderes Verfahren den baseler Vätern gegenüber einschlagen, worauf der Papst erwiderte, daß zwar durch eine solche Verlegung leicht die Union mit den Griechen gestört werden könnte, doch wolle er Bevollmächtigte zu einer Versammlung in Betreff einer etwaigen Ortsveränderung und Besprechung der Kirchenangelegenheiten senden; den Baselern gegenüber würde er sich milde erzeigen, sofern dieselben von ihrem Verhalten gegen ihn abstünden.

Es war damit gar nichts gesagt, unbestimmte Versprechungen ertheilt und nichts von dem gewährt worden, was man verlangt, vielmehr jede Entscheidung in die Ferne hinausgeschoben worden.

Auf dem Reichstage zu Nürnberg, dem ersten, den Albrecht II. gehalten, im Juli 1438, muß diese Sache schon bekannt gewesen sein; man hatte gesehen, wie wenig ernst der Papste die Einigung mit der Reformpartei betrieb, wie lange möglicherweise eine entschiedene Beilegung dieser Zwistigkeiten noch währen konnte, man fand daher am besten, die Neutralität, die man nur auf sechs Monate ausgedehnt hatte, noch um vier Monate zu verlängern, und wieder geschieht es durch den kurfürstlichen Gesandten Heimburg, daß diese Prorogation verkündet wird. Der neugewählte König tritt dem Beschlusse bei, ebenso die Kurfürsten. Auf den 16. October wird zugleich ein neuer Reichstag nach Nürnberg ausgeschrieben, wo der König, sammt den Kurfürsten mit den Gesandten des Papstes und des Concils, nochmals die Einheit wiederherzustellen versuchen oder im Falle, daß das gefürchtete Schisma wirklich einträte, sich über weiteres vereinbaren wollten. Die Könige von England und Frankreich sollten dazu geladen werden. — Die Neutralität hatte überall Anklang gefunden, die pragmatische Sanction von Bourges war durch sie angeregt hervorgegangen, und die Prorogation beweist hinlänglich, daß sich dieser Versuch, eine nationale Selbständigkeit der Kirche herzustellen, bewährte. Die einzigen, die damit unzufrieden waren, außer dem Papste, waren die Gesandten des Concils, das rückhaltlosen Anschluß verlangte und die Neutralität seiner Würde und seinem Ansehen zuwider erklärte. Die Kirchenangelegenheiten zu erledigen, sei Sache des allgemeinen Concils, nicht der weltlichen Fürsten. Doch wiesen die kurfürstlichen und königlichen Gesandten, die damals in Basel weilten, solche Beschwerden zurück, da zu dem Reformwerk vor allen Dingen nöthig sei, daß nirgends der Schein der Parteilichkeit obwalte; übrigens solle das Concil eine Versammlung zu Friedensverhandlungen beschicken, bis dahin aber nichts Feindliches gegen den Papst unternehmen.

Der auf den 16. October ausgeschriebene Reichstag fiel sehr kläglich aus. Der König war selbst abgehalten, zu erscheinen; man verhandelte über die Glaubenseinigung mit den Griechen, Gesandte

des Papstes und Conciles waren wol anwesend, jedoch in der Beilegung der Streitigkeiten wurde nichts von einiger Bedeutung beschlossen. — Ein anderes aber ist bemerkenswerth, und ein neuer Beweis für die feine Politik der Kurfürsten. Der König und viele Fürsten, Grafen und Städte traten dem frankfurter Kurfürstenbunde bei, der sich auf diese Weise immer mehr an Macht und Ansehen hob. Die Entscheidung über die Hauptfrage allerdings ward wieder auf ein Jahr hinausgeschoben, eine 1. März 1439 zu haltende Versammlung in Frankfurt sollte sie zum Austrag bringen. Gregor von Heimburg scheint nicht anwesend gewesen zu sein, oder, war er in Nürnberg, seinem gewöhnlichen Aufenthalte, an dem Convent nicht Theil genommen zu haben.

Die nürnberger Verhandlungen sollten durch eine Gesandtschaft nach Basel zu einem Ende gebracht werden. Im Winter 1438 gingen Gesandte des Königs und der deutschen Fürsten dahin ab, unter ihnen war auch Gregor von Heimburg, und zwar als Gesandter des Kurfürsten von Sachsen, dem er später, nach Nürnberg zurückgekehrt, Nachricht gibt von dem dort Geschehenen und Erreichten. Er meldet, daß die Erzbischöfe von Salzburg, Bremen, Magdeburg, die Bischöfe von Passau, Lübeck, Augsburg, Conrad von Weinsberg, und die Gesandten der Kurfürsten, anwesend gewesen seien. Man sucht das Concil zu bewegen, der Einigung mit den Griechen zu Liebe, eine andere Stadt zu wählen, die Gesandten von Spanien, Castilien, Arragon, Portugal, Navarra und Mailand vereinen sich mit den Deutschen, das Concil zur Versöhnung mit dem Papste zu drängen, es zur Wahl einer andern Stadt zu vermögen. Doch das Concil blieb bei allen diesen Versuchen fest auf seinen Grundsätzen beharrend, gab keinen Zoll breit nach und die Neutralitätspartei, geärgert durch diese Hartnäckigkeit und begierig nach endlichem Abschlusse, fing schon an, die Suspension des Papstes für unrecht zu erklären, der päpstlichen Partei sich wieder zuzuwenden. Es ist dies ein Wendepunkt: das Concil verstand die Vortheile, die die Neutralität ihr bot, nicht zu benutzen, durch diese Schroffheit zurückgestoßen, schwankt dieselbe, da sie sich nothgedrungen für einen Theil entscheiden mußte, der ungleich biegsameren, versprechungsreichern, curialistischen Politik in die Arme. Das Concil hatte in der Idee gewiß recht, aber praktisch hatte es das nationale Interesse zu sehr dem principiellen

nachgesetzt. Die Väter sahen nicht die Gefahr, nicht die Noth des Vaterlandes, sie hörten auf keine Mahnung, keinen Vergleichsversuch, sie pochten auf ihr Recht mit einer kalten Rücksichtslosigkeit, die den damaligen Verhältnissen nicht angemessen war. Dagegen traten denn die kurfürstlichen Gesandten auf, besonders machten sie darauf aufmerksam, daß das Concil selbst die Glaubenseinigung mit den Griechen gewünscht, die Griechen aber schon vor drei Jahren abgeschlagen hätten, nach Basel zu kommen, worauf die Väter erklärt, das solle kein Grund sein, daß etwa die Einigung nicht zu Stande käme. Diesen Grundsatz sollten sie nun, da es Zeit sei, ins Leben treten lassen.

Es kam wenigstens zu Unterhandlungen; eine von dem Concil ernannte Deputation verfaßt ein Schriftstück, das den Gesandten mitgetheilt wird, aber eigentlich nur eine Wiederholung der früher ausgesprochenen Grundsätze ist und von einem freundlichen Nachgeben keine Spur zeigt. Bedingung eines versöhnlicheren Verhaltens zum Papste und eines Uebersiedelns in eine andere Stadt war die Annahme aller Decrete des Concils, ebenso, daß der Papst als suspendirt, sein Concil zu Ferrara als nicht bestehend angesehen werde, da er während der Suspension gar kein Concil berufen könne; den Concilienbeschlüssen müsse er schlechtweg gehorchen, und Absetzung solle ihm drohen bei der ersten Nichtbefolgung eines derselben; eine Stadt für das neue Concil zu wählen, behielten sie sich vor. In allem aber beanspruchten sie die Hülfe der Fürsten. — Mit provocirendem Trotze hatte man das Festhalten und Geltendmachen der schroffsten Grundsätze des Concils für Vermittelungsvorschläge ausgegeben. Trotz aller Bemühungen hatten sie nicht das Geringste eingeräumt. — Man fand die Bedingungen natürlich zu hart, sie waren auch so günstig für das Concil, daß es im Gewährungsfalle alles erreicht hätte, was es erstrebt. Die deutschen Gesandten unternahmen es, andere Vorschläge betreffs der Verlegung des Concils zu machen, unbeschadet der Würde und dem Ansehen desselben; wiederum wies sie das Concil zurück. Der Kampf war immer erbitterter geworden, und wie seltsam, Heimburg, damals Vertreter der Neutralitätspartei, stand dem Aeneas Sylvius, damals noch glühendem Vertheidiger des Concils, gegenüber! wie ganz anders wurde es später, wo beide sich auch bekämpften und Aeneas den

Gregor in Bann that, weil er gewagt, vom Papste an das Concil zu appelliren. — Es entstand schließlich eine Art von Rivalität unter den Einzelnen, mit dem Concile doch noch fertig zu werden; die Anträge waren endlich gefunden, die allen königlichen und fürstlichen Gesandten hinreichend erschienen; Heimburg selbst berichtet darüber: 1) Das Concil soll aus eigener Autorität Strasburg, Constanz oder Mainz zum künftigen Orte des Concils ernennen, die Könige und Fürsten sollen es dem Papste, Patriarchen und den in Ferrara versammelten Griechen mittheilen. Untereinander sollen dann der Papst, der deutsche König und der Patriarch sich über einen Ort verständigen, die Entscheidung aber dem Concile mittheilen, das dann seine Beschlüsse fasse. Entstehen Zwistigkeiten zwischen beiden, so entscheidet das Concil; ist der Ort durch Hungersnoth oder Krieg untauglich, so wird der zunächst liegende gewählt, wiederum nach Entscheidung des Concils.

2) Das Concil soll die Zeit bestimmen, zu der der Papst oder seine Vertreter, die Griechen und das Concil sich einfinden sollen, dann soll ein ökumenisches oder Generalconcil gehalten werden, was sich nur durch eigenen Beschluß auflösen kann. Wenn der Papst nicht selbst erscheint, so werden seine Präsidenten zugelassen, das Verfahren aber eingehalten, welches das Concil bestimmt.

3) Wenn der Papst einen solchen Ort gewählt hat, werden die Constanzer Decrete bestätigt, seine Suspension aufgehoben und die Strafen, die Concil und Papst gegeneinander verhängen, widerrufen.

4) Wenn weder der Papst noch die Griechen ihre Zustimmung erklären, so soll sich das Concil innerhalb zweier Monate, nachdem von jenen nach drei Monaten die Anzeige nicht erfolgt ist, an einen dritten Ort begeben, sodaß nach fünf Monaten ein Generalconcil gehalten werden kann.

5) Man solle den Bürgern von Avignon für das dem baseler Concile geliehene Geld und ihre andern aufgewendeten Kosten Ersatz geben, und zwar von den Ablaßgeldern.

6) Die Verhandlungen sollen sich auf die Provisionen des päpstlichen Stuhles besonders erstrecken.

7) Der König solle dafür sorgen, daß das Concil unter dem Vorwande der Verlegung nicht aufgelöst werde, und solle das Concil mit Lebensmitteln, sicherm Geleit und Sicherheit des Ortes bedenken.

Dieses Formular, das den Baselern viel gewährte, ihre Würde nicht antastete, sondern ihre Oberherrlichkeit über den Papst anerkannte, wurde von den Vätern etwas länger in Berathung gezogen, so lange, daß die Gesandten, unter ihnen auch Heimburg, vor Eintreffen der Antwort abreisten. — Er sah mit Schmerz, daß diese beständige Hartnäckigkeit des Concils ihm theils viele seiner Freunde rauben, theils Unruhen und Kämpfe hervorrufen müsse, die dem Vaterlande keineswegs ersprießlich wären. Zudem suchten noch die Ausländer, namentlich die Franzosen, in diesem Zwiespalt zu gewinnen, und Gregor's deutschem Herzen war nichts schrecklicher, als dieselben in der allgemeinen Frage der Christenheit ein Uebergewicht über die Deutschen erhalten zu sehen.

Endlich kam die Antwort der Baseler am 20. Februar 1439.[1]) Nach einer langen Vorbemerkung über ihr Streben nach Friede und Ruhe, ihren Reformationseifer, ihr Bemühen, falsche Anmaßungen des römischen Stuhls zu vernichten, was der Papst aber nicht etwa freundlich hingenommen, sondern sich widerspenstig gezeigt hätte, und nun das Concil nach Italien verlegen wolle, um dort mehr Einfluß zu üben, wird gesagt, Eugen habe das Zusammenkommen eines Concils anderswo hintertrieben und wirklich ein Concil nach Ferrara berufen. Zwei Concilien beständen demnach. Allzusehr habe der Papst das heilige Recht des Concils misachtet, und mit Recht habe ihn deshalb die Suspension getroffen. Es sei ihm dann eine Frist gestellt worden, die Berufung des Concils von Ferrara zu revociren; er habe trotzig verharrt, obschon das Decretum frequens der constanzer Synode die Suspension, die über ihn verhängt, vollkommen rechtfertige.

Nachdem noch mehrere Einwände gegen ihn gemacht worden sind, um aus seinem Verfahren die Suspension als berechtigt erscheinen zu lassen, geht das Concil auf die einzelnen Punkte ein, nennt es unter seiner Würde, wenn mit Eugen in derselben Weise, wie mit ihm unterhandelt werde, verlangt vom Papste deshalb nicht nur versöhnliche Gesinnung, sondern Unterwerfung. In Bezug auf den ersten Artikel der Uebertragung des Concils an einen andern Ort genüge

---

[1]) Müller, Reichstagstheatrum, Vorst. I., 32—40, Responsio synodalis oratoribus Regum Romanorum et Francorum nec non Principum imperii data super mutatione concilii et suspensione processus.

eine blose cessatio nicht, sei eine revocatio nöthig, der Papst müsse mit dem Orte, den die Baseler auswählten, zufrieden sein, und das dort zusammenberufene Concil als rechtmäßige Fortsetzung des frühern ansehen. Ueber die Ausführung der Synodaldecrete und die Reformen sei nichts Nachdrückliches gesagt, ebenso wenig über die Art der Uebertragung des Concils und das dabei zu beobachtende Verfahren; der Ausdruck, es solle geschehen, wie das alte Concil geendet, sei zu unbestimmt, lasse der Willkür des Papstes zu viel Spielraum, und eine Cautel sei unbedingt nöthig. Die Suspension des Papstes stehe ihnen als oberste kirchliche Gewalt vollkommen zu, und könne nicht nach bloßer Annahme der constanzer Decrete, sondern durch feierlichen Concilbeschluß allein aufgehoben würden. Eher werden seine Präsidenten auch nicht zugelassen. Von einer Aufhebung der Strafen gegen das Concil, die schon für ungültig erklärt worden seien, könne bei der Stellung des Concils, als oberster Kirchenbehörde, nicht die Rede sein. Zu der Wahl eines andern Ortes gäben sie ihre Beistimmung, wenn er ruhig und sicher wäre. Was aber solle geschehen, wenn Eugen sich weigere, einen solchen Ort anzunehmen? Werde dann die Sache zum Schaden der Kirche nicht wieder aufgeschoben? Der Papst habe immer hinausgeschoben, die Griechen dienten ihm blos als Vorwand; so habe er auch ganz für sich, während man nach einem deutschen Orte sich umgesehen, das Concil von Ferrara nach Florenz verlegt. Was das Geld betreffe, das die Bürger von Avignon zusammengebracht, so dürfe die Rückzahlung nicht mehr beanstandet werden.

Am Schlusse wird noch einmal auf die Bereitwilligkeit hingewiesen, der Union mit den Griechen wegen einen andern sichern Ort zu wählen, aber die Reformation an Haupt und Gliedern nicht aus den Augen zu lassen.

Die Antwort des Concils war also wieder abschlägig, selbst auf so vortheilhafte Bedingungen hin.

Der neue Reichstag, der von Frankfurt wegen einer Seuche nach Mainz verlegt worden war, sollte endlich entscheiden; der König war wieder nicht anwesend, nur die geistlichen Kurfürsten. Am 26. März 1439 ward in der sogenannten mainzer Acceptationsurkunde der Beschluß gefaßt, daß der König, wie die Fürsten, die baseler Decrete

zur Abhülfe der Beschwerden der Nation annehmen wollten. Es ist dies die Pragmatische Sanction Deutschlands. Ueber die Suspension Eugen's ward die Entscheidung noch zurückbehalten. Das Concil wurde in seiner Befugniß anerkannt, doch blieb die deutsche Kirche noch immer neutral und unbedingter Anschluß an die Baseler erfolgte nicht. — Heimburg scheint auf diesem Reichstage nicht zugegen gewesen zu sein.

Das Concil antwortete in der früheren Weise: aller Schaden sei entstanden, weil man ihm nicht gehörig gehorcht habe, man dem Papste gegenüber, der das Concil verachtet und seinen Bestimmungen sich widersetzt, die gehörige Stellung nicht einzunehmen verstanden. Die Verlegung in eine andere Stadt anlangend, wüßte man gar nicht, ob der Papst wirklich kommen würde, und ob er die Verlegung nicht vielmehr blos deshalb wünsche, um desto ungestörter die Väter angreifen zu können. Ein Hauptunrecht sei es gewesen, durch die Neutralitätserklärung ihnen den nöthigen Gehorsam zu entziehen. — Schließlich nannten die Baseler noch die Orte, an denen sie, im Falle der Verlegung, das Concil gehalten wünschten.

Die unerschütterliche Stellung, die es so einnahm, unterstützte das Concil durch die That; am 25. Juni sprach es wirklich die Absetzungüber Eugen IV. aus und wählte am 5. November den frommen Herzog Amadeus von Savoyen als Felix V. zum Papste. — Das Schisma war somit die Frucht fast neunjährigen Bemühens. Das Concil hatte dadurch keine Freunde gewonnen, nur die früheren verloren, der neue Papst wurde nur in wenig Ländern anerkannt, besonders da Frankreich und Deutschland durch ihre pragmatischen Sanctionen selbständig sich hingestellt, zu nationalen Kirchen sich consolidirt hatten. Die Hoffnungen, die man auf die Väter gesetzt, waren durch diesen traurigen Ausgang, der wenig erfreuliche Aussichten in die Zukunft eröffnete, bedeutend gesunken. Man mistraute einer Versammlung, die nach so langer Zeit, nach der Erfahrung, die sie an zwei Concilien hatte machen können, nichts Besseres zu Stande gebracht: das Concil verlor seine weltlichen Stützen und die Sympathien der Völker; es hatte sich in seiner geistigen Macht selbst gelähmt. Eine entschiedene Lossagung vom Papstthume, als kirch-

---

[1]) Müller, Reichstagstheatrum, Vorst. I, S. 40—47.

licher Idee würde vielleicht einen großen Theil Deutschlands zu Freunden des Concils gemacht haben, würde ein Act von unermeßlicher Bedeutung gewesen sein. Dadurch, daß das Concil die principielle Stellung, die es dem Papstthum gegenüber einnahm, in eine persönliche, Eugen IV. gegenüber, verwandelte, den päpstlichen Stuhl anerkannte, aber mit dessen zufälligem Vertreter sich nicht vertragen konnte, wurde es sich selbst untreu, handelte nur halb, brachte sich um den Glanz der ökumenischen Synode, indem es sich einem neuen Papste unterordnete, dem alles abging, was dem Papstthume Herrlichkeit und Ansehn verleihen konnte: die historische Continuität des apostolischen Stuhls, die Wahl der Cardinäle, der nicht einmal ein geistig begabter Mann war und durch Genialität nicht ersetzte, was ihm in der oben erwähnten Hinsicht fehlte. Dadurch sank es in den Augen der meisten, die gewöhnt waren an die ehrfurchtgebietende Gewalt einer fast 15 Jahrhunderte lang ununterbrochenen Nachfolge Petri, zu einer schismatischen Fraction herab, und opferte die Macht, die es als Concil, als höchste Instanz der Christenheit besaß, einer persönlichen Rache.

Die Fürsten, die das, was das Concil Gutes und Heilsames gewirkt, sich zu Nutze gemacht und in ihren Kirchen eingeführt hatten, kümmerten sich nicht mehr um die Quelle dieser Reformen, ihnen kam es nur auf die praktischen Resultate an; die Sache des Concils in ihrem idealen wie historischen Rechte durchzufechten, fehlte es ihnen an Lust und Eifer. Den Kampf, den sie kaum geendet, wieder aufzunehmen, war ihnen lästig, und im Besitze dessen, was sie für die Kirche gewünscht, fanden sie es viel bequemer, sich endlich dem lange gewohnten Papstthume, als diesem unerquicklichen Ringen und Streiten der Concilpartei anzuschließen.

Mit um so größerem Nachdruck erklärte sich der frankfurter Kurfürstenverein für Fortbestehen der Neutralität, und eine neue Königswahl verschaffte wirklich Eugen in Deutschland wieder Boden. An Albrecht's II. Stelle wurde Friedrich III. gewählt, ein Mann ebenso pedantisch als unselbständig, ebenso ängstlich als beschränkt, kleinlich in seinen Ansichten, seiner Politik, ein stumpfer, phlegmatischer Träumer, auf den jeder Einfluß gewinnen konnte, namentlich die Priester, durch alle jene Mittel sein Gewissen zu ängstigen, ihm Furcht einzujagen vor der Hölle, vor gräßlichen Strafen u. s. w., womit sie schon so manches

schwache Herz unterjocht und geknechtet. Er vermochte die Bewegung des Jahrhunderts nicht zu begreifen, die großen Fluthungen seiner Zeit umrauschten ihn, er wußte nichts von ihnen, und sah sie sein langes Leben hindurch, das keine angestrengte Geistesarbeit, kein glühender Sinnengenuß aufrieb, ruhig mit an. Froh wenn ihm einer die Arbeit des Denkens, die Pflicht des Handelns abnahm, widmete er seine Zeit ausschließlich seinen Obstgärten. Dazu geizig und karg, war er ein Hausvater, aber kein Fürst; hausväterlich und enge war auch seine Politik. — Das Papstthum imponirte ihm durch seinen Glanz, seine historische Bedeutung, ihm ergab er sich, und die Curie, wie ihre Anhänger, sahen in diesem Manne die brauchbarste Puppe, die man nach eigenem Willen agiren lassen konnte, um das Concil zu vernichten, die verlorenen Posten wieder zu gewinnen, Deutschland und die Welt aufs neue zu beherrschen. Es gelang vortrefflich, die außerordentlich lange Regierungszeit Friedrich's gestattete der römischen Partei, ganz gemächlich sich einzunisten, ihr Wesen zu treiben, und zu hausen wie vordem. Schlug bei den unklaren, kraftlosen Grundsätzen dieses Königs ja jedes Mittel an, ihn zu bestimmen, für was es auch sei.

Doch wir verlassen diese Betrachtungen und kommen auf unsern Helden zurück. Wir haben ihn in diesem Kapitel wenig erwähnt, nur angedeutet, in wieweit er in diesen großen Händeln mitbetheiligt war, um dadurch einigermaßen zu erklären, wie er vor allem das Recht hatte, sie zu beurtheilen; wie seine Ansichten auf Thatsachen sich gründeten, und wie seine ganze Zeit in ihm sich scharf und treu spiegeln konnte.

IV.

Die Confutatio Primatus Papae.

Aus den dürftigen Nachrichten, die wir über Heimburg aus dieser Zeit haben, geht, wie wir schon gesehen, hervor, daß er in kurfürstlichen Diensten befindlich, in der kurfürstlichen Politik thätig, auch an der genannten Neutralitätserklärung seinen Antheil hatte, daß das Instrument, wie es von ihm verlesen wurde, auch von ihm vielleicht selbst mit verfaßt worden sei. — Es läßt sich das sehr wohl mit seinem Charakter vereinen. Heimburg war ein so glühender Freund seines Vaterlandes, das Wohl und Gedeihen desselben lag ihm so ausschließlich am Herzen, daß er sich den Bestrebungen gern anschloß, deren Zweck Deutschlands Friede und Ruhe war, die es vor Kämpfen und Spaltungen möglichst zu bewahren suchten. Die Neutralität war in diesem Sinne erklärt worden, und hatte ihr Ziel auch bis zu einem gewissen Grade erreicht. — Der Kampf zwischen Papst und Concil brauste nach dem Sinne ihrer Gründer unschädlich an Deutschland vorüber, keine der beiden Parteien konnte ein Recht auf Unterstützung beanspruchen, beide konnten ihre Händel unter sich auskämpfen, man machte sich Niemanden zum Feinde, da man sich gegen beide gleichgültig zeigte, und verwerthete während der Zeit die Reformen, die das Concil errungen, für die nationale Kirche. — Wie wenig freilich diese Stellung von Dauer sein konnte, ergibt sich aus ihrer Art und Weise von selbst; man hatte sie nur provisorisch eingenommen; danach war der ganze Zuschnitt getroffen, und es wäre nur möglich gewesen, während dieses Zwischenzustandes, eine selbständige, unabhängig feste Position vorzubereiten; statt dessen verlängerte man die Neutralität von Termin zu Termin, obschon der Erfolg zeigte, wie schädlich

dieses Aufschieben eines festen Entschlusses sei. Wenn deshalb Heimburg sich später sehr misbilligend über die einst von ihm günstig angesehene Neutralität ausspricht, so ist das mit seinem Verhalten zu ihren Anfängen sehr wohl zu vereinen. Man hatte wirklich in dem Glauben gelebt, ein fortgesetztes Ausdehnen einer zeitweiligen Maßregel könne der deutschen Nation in diesen großen Streitfragen eine hinlänglich geschützte Stellung gewähren. Aber man hatte sich getäuscht und ein entschiedenes Auftreten wurde von Tag zu Tage mehr zur dringendsten Nothwendigkeit. Zu Aufrichtung einer selbständigen, von den Parteien unabhängigen deutschen Kirche fehlte es an Eifer, fehlte es an großen, unternehmenden Geistern, auch war vielleicht noch nicht die Zeit gekommen; deshalb mußte man das andere wählen, sich entweder für die conciliare oder für die päpstliche Partei erklären, wollte man nicht schließlich, um den Zorn keines von beiden sich zuzuziehen, beide zum Gegner haben. Weder das eine noch das andere geschah, obschon alle Vorwände für Fortdauer der Neutralität längst verbraucht waren. Die folgende Zeit bietet weiter nichts als ein charakterloses Schwanken, ein unerquickliches Verhandeln, ohne Zweck, ohne Plan, ohne guten Willen, ausschließlich gelenkt von der momentanen Trägheit, dem Eigennutze der Fürsten, denen der Zwischenzustand, der ihnen Gelegenheit gab, ihre Sonderpolitik zu treiben und in ihren eigenen Territorien die Herren zu spielen, ohne sich um das Reich und die Kirche zu kümmern, ganz erwünscht war. Nichts war wol wirksamer, den deutschen Reichsverband zu zerstören, als dieser Zeitraum. Nicht erst Anfang unseres Jahrhunderts stürzte derselbe in seinen Elementen zusammen. Die Vorwürfe, die man der Reformation des 16. Jahrhunderts von katholischer Seite in dieser Beziehung gemacht, sind völlig unbegründet, damals schon bröckelte der Bau auseinander, um nie wieder sich zu verbinden: die ganze Geschichte der politischen Zerklüftung in Deutschland nimmt in diesen Conflicten ihren Anfang.

Doch wir kehren zurück zu unserer Erzählung. Ehe König Friedrich III. zu Frankfurt erwählt ward, hatten die Kurfürsten zu Mainz in einem geheimen Convente sich über eine Anzahl von Artikeln vereinigt, zu deren Ausführung ein Zusammenwirken des Reichsoberhaupts mit den Fürsten, um mit der Curie in Unterhandlung zu treten, wegen Abstellung einiger schreienden Misbräuche, ausbedungen.

und im Falle einer Nichtgewährung von seiten des Papstes, aber fernere Aufrechterhaltung der Neutralität gegenseitig garantirt wurde. Diese Artikel[1]), die den Namen Avisamenta führen, legte man dem König als eine Art Wahlcapitulation vor; ihre Befürwortung ward sobald als möglich dringend empfohlen. Es wurde darin gefordert, die Autorität der Concilien ungeschwächt zu erhalten und jede Beeinträchtigung derselben aus dem Wege zu räumen; fernerhin wurde die Annahme aller Beschlüsse des baseler Concils verlangt; ebenso sollten alle Reservationen mit Ausnahme der im corpus juris canonici ausbedungenen cassirt und alle Beneficien innerhalb eines Monats nach eingetretener Vacanz verliehen werden; es folgen dann Beschwerden über allzulange Verschleppung der Processe bei der Curie, Bestimmungen über die Wahl der Kleriker, außerdem die Forderung, alle während der Neutralität vorgenommenen Wahlen der Bischöfe und Aebte zu bestätigen, alles von Eugen und seinen Nachfolgern gegen diese Privilegien Unternommene im voraus zu annulliren, ausgesprochene Censuren aufzuheben, dagegen die, welche obengenannte Privilegien antasteten, mit schwerer Strafe zu fahnden u. s. w.

Der erste Reichstag des neugewählten Königs sollte der Besprechung dieser Punkte gewidmet sein; der König hatte ihn auf den Andreastag des Jahres 1440 in Nürnberg angesetzt, doch wußte der Erzbischof Jakob Sirk von Trier dem Kaiser einzureden, daß jetzt, wo das Concil noch nicht aufgelöst, die Parteien durch das Schisma getrennt seien, ein Reichstag nur Erbitterung hervorrufen würde[2]); so geschah es, daß der Kaiser nicht erschien und der Reichstag gar nicht zu Stande kam. Die conciliare Partei indeß war in ihrer Angelegenheit sehr thätig gewesen: das Concil wurde anerkannt, unbeschadet der Aufrechterhaltung der Neutralität, mächtige Stimmen traten auf seine Seite, ein dritter Ort — Strasburg, Constanz oder Mainz waren vorgeschlagen — wurde als einziges Mittel einer friedlichen Ausgleichung gefordert. — Der Reichstag sollte nun wirklich unter Vorsitz des Königs am Tage Mariä Reinigung, 2. Febr. 1441 in Frankfurt gehalten werden; doch da die Pest daselbst herrschte, wurde er zur festgesetzten Zeit nach Mainz verlegt. Große Er-

[1]) Müller, Reichstagstheatrum. Kap. IV, I. Vorst. S. 52—56.
[2]) Daselbst, S. 14.

wartungen begrüßten ihn, die Ablehnung oder Gewährung der in den Avisamenten aufgestellten Forderungen mußte eine Entscheidung in den kirchlichen Verhältnissen bringen. Die drei geistlichen Kurfürsten erschienen selbst, die Könige von Castilien und Portugal schickten Gesandte. Viele der auswärtigen Fürsten waren eingeladen. Das Schreiben des Königs an Karl VII. von Frankreich[1]) stellte die Einheit der Fürsten in diesem traurigen und zerrissenen Zustande als Nothwendigkeit dar, um durch ihr Zusammenhalten den Ruhestörern Furcht und Scheu einzuflößen. — Neben den kaiserlichen Gesandten waren auch die des Concils erschienen, an ihrer Spitze Ludwig, Patriarch von Aquileja, der als legatus a latere empfangen wurde. Die päpstliche Partei vertrat wie in Nürnberg Nikolaus von Cusa, der früher ein glänzender Vertheidiger des Concils, ihm untreu geworden, ins päpstliche Lager übergegangen war. — Die Diplomaten der Curie thaten das äußerste, die früher gegen Rom so feindselige Stimmung zu mildern, die Herzen wieder für Eugen zu gewinnen; man hörte sogar von dem Versuche, die Kurfürsten zu einer Verschwörung gegen den König zu verleiten. Die geschickt angelegten Operationen schienen von Erfolg gekrönt, und die Baseler, die sich bisher vom Volke begünstigt gesehen und jetzt, die Gesinnung zu erforschen, Gesandte ausgeschickt hatten, fanden wirklich wärmere Sympathien für Eugen in deutschen Landen vor, als früher. Die Väter waren allerdings selbst vielfach Schuld daran, ihre Hartnäckigkeit, welche, in ihren Motiven ehrenwerth, sich auch nicht zu den kleinsten Concessionen herbeiließ, und trotz allem Dazwischenliegenden so weit ging, an Ort und Stelle Fortsetzung des Concils zu fordern, besonders aber der Concilienpapst Felix V., obschon derselbe äußerlich Eugen so ohnmächtig nicht gegenüberstand, indem Herzog Philipp von Weimar und Albrecht von Baiern ihm gehuldigt, der Herzog von Mailand und Nikolaus von Ancona mit ihm Verträge abgeschlossen hatten, schadeten der conciliaren Partei ungemein. Seine Persönlichkeit flößte Keinem Vertrauen ein, und seine Habgier entfremdete ihm die Ge-

---

[1]) Müller, Reichstagstheatrum, Vorst. I, Kap. IV, S. 16. Nihil vero magis ad id aeque patrocinaturum conspicimus, quam si catholici simul conveniamus Reges et Principes, ecclesiastici et seculares, ut sentiant quicunque dissidentes unam esse vocem omnium. Tunc enim sperandum, quod nemo usquam illam irridebit aut spernet etc.

müther und, da er sie vertrat, auch der ganzen baseler Sache. Der König verhielt sich, wie immer, unklar und schwankend. Die Gesandten Eugen's glaubten sich seiner Beistimmung schon so sicher, daß sie frech genug waren, von ihm zu verlangen, er solle die Baseler auseinandersagen, eine Zumuthung, der selbst ein Friedrich III. nicht willfahrte, auf die er aber auch nicht die gebührende Antwort gab. Sobald er konnte, reiste er nach Aachen ab, um sich daselbst krönen zu lassen, und vertröstete die Parteien auf seine Rückkehr; doch auch nach derselben wurde nichts Entscheidendes zu Wege gebracht. Man kam nach langen Berathungen zurück auf den verbrauchten Ausweg eines Concils am dritten Orte. Die römischen Gesandten hätten gar zu gern das zu Florenz tagende, in welche Stadt Eugen die bisher zu Ferrara gehaltene Versammlung verlegt hatte, als solches angesehen; doch mislangen ihre Bemühungen, und man beschloß, der König solle 12 Städte in Deutschland und Frankreich vorschlagen, um von diesen dann eine für das Concil, das am 1. August 1442 zu Stande kommen sollte, wählen zu können. — Die Avisamenta kamen entweder gar nicht zur Besprechung, oder es wurde nichts von dem darin Ausbedungenen zum Beschluß erhoben, obschon die Erörterungen über dieselben doch gerade den Mittelpunkt der Verhandlungen bilden sollten; es wurde dann, da die Ausgleichung über diese Punkte ausfiel, die für diesen Fall schon öfter benutzte Neutralität wieder hervorgeholt und dieselbe bis auf weiteres von neuem erklärt.

Der Reichstag zu Frankfurt 1442 sollte noch einmal versuchen, einen Abschluß in dem Kirchenstreite zu Stande zu bringen, aber es geschah fast noch weniger als vorher. Nikolaus von Cusa war für Eugen erschienen und beherrschte die ganze Versammlung durch mehrere bedeutungsvolle Reden gegen Felix V. und das Schisma, das er verursacht. Allein den Frieden bewirkte weder er, noch die Bemühungen verschiedener Reichsstände. Daß aber seine Rede für Eugen günstig gewirkt hat, zumal beim König, ist keinem Zweifel unterworfen. — Ein neuer Reichstag wurde im Herbste desselben Jahres nach Nürnberg ausgeschrieben. Man kam wie immer, so auch hier, auf den üblichen Aushülfegedanken eines neuen Concils, an einem dem Könige wie den Fürsten bequemen, der Union mit den Griechen günstig gelegenen Orte. Eine Gesandtschaft, der Bischof Sylvester von Chiemsee und Tho-

mas Haselbach an ihrer Spitze, sollte es den Baselern mittheilen, nebst einigen Instructionen, wie man sich gegen Eugen und Felix zu verhalten habe; die Väter verweigerten die Anerkennung einer solchen Versammlung, als Beeinträchtigung ihrer eigenen Autorität, willigten aber unter gewissen Bedingungen ein, sich selbst an einen andern Ort zu verlegen. Dieser Schritt hätte ihre Sache bedeutend heben können, und ein Heirathsproject zwischen dem König und einer Tochter Felix' V., mit dem Friedrich um dieselbe Zeit zusammentraf, und von ihm als Mitgift 200000 Kronen zugesagt erhielt, hätte das Reichsoberhaupt in verwandtschaftliche Beziehungen zu dem Concilienpapste, in nächste Verbindung mit den Baselern selbst gebracht. Doch dem König erschien das letztere zu gefährlich. Die Heirath zerschlug sich und Friedrich III. blieb sich in seiner schwankenden, zweideutigen Haltung in der Kirchenfrage treu. Er drang ohne Berücksichtigung der Baseler auf ein neues Concil, das Schisma zu enden; doch Eugen's Partei war unter den Fürsten so mächtig geworden, daß dieselben erst des Papstes Bewilligung verlangten. König Karl VII. von Frankreich schlug endlich, der langen Deliberationen überdrüssig, statt des Concils einen bloßen Fürstenconvent vor, der aber ebenso wenig zu Stande kam. — Neben Nikolaus von Cusa hatten die Baseler schon auf dem frankfurter Reichstage einen Hauptkämpfer verloren: Aeneas Sylvius war nämlich als Secretär Felix' V. nach Frankfurt gesandt, durch die Empfehlung Sylvester's von Chiemsee dem König nahe gekommen, und hatte sich demselben in einem so vortheilhaften Lichte gezeigt, daß er ihn zu seinem Secretär berief. Aeneas, charakterlos und ehrgeizig, sah, daß bei der übeln Lage des Concils von dieser Seite nicht viel mehr zu erwarten war, er löste daher seine Verbindungen zu Felix und trat in Friedrich's Dienste, für dessen beschränkte Hausinteressen er mit Eifer und Geschick sich mühte. Von da aus neigte er sich mehr und mehr der römischen Politik zu und diente der Curie, die den talentvollen Mann erkannte, ehrte, zuletzt ihn auf den päpstlichen Stuhl erhob. Für die conciliare Sache war sein Abfall ein unersetzlicher Verlust. Dieselbe büßte von Tag zu Tag mehr von ihrer Bedeutung ein, und am 16. Mai 1443 hatten die Väter ihre letzte Sitzung gehalten. Ihr Fortbestehen war ein bloßes Vegetiren, und Rom

müther und, da er sie vertrat, auch der ganzen baseler Sache. Der König verhielt sich, wie immer, unklar und schwankend. Die Gesandten Eugen's glaubten sich seiner Beistimmung schon so sicher, daß sie frech genug waren, von ihm zu verlangen, er solle die Baseler auseinanderjagen, eine Zumuthung, der selbst ein Friedrich III. nicht willfahrte, auf die er aber auch nicht die gebührende Antwort gab. Sobald er konnte, reiste er nach Aachen ab, um sich daselbst krönen zu lassen, und vertröstete die Parteien auf seine Rückkehr; doch auch nach derselben wurde nichts Entscheidendes zu Wege gebracht. Man kam nach langen Berathungen zurück auf den verbrauchten Ausweg eines Concils am dritten Orte. Die römischen Gesandten hätten gar zu gern das zu Florenz tagende, in welche Stadt Eugen die bisher zu Ferrara gehaltene Versammlung verlegt hatte, als solches angesehen; doch mislangen ihre Bemühungen, und man beschloß, der König solle 12 Städte in Deutschland und Frankreich vorschlagen, um von diesen dann eine für das Concil, das am 1. August 1442 zu Stande kommen sollte, wählen zu können. — Die Avisamenta kamen entweder gar nicht zur Besprechung, oder es wurde nichts von dem darin Ausbedungenen zum Beschluß erhoben, obschon die Erörterungen über dieselben doch gerade den Mittelpunkt der Verhandlungen bilden sollten; es wurde dann, da die Ausgleichung über diese Punkte ausfiel, die für diesen Fall schon öfter benutzte Neutralität wieder hervorgeholt und dieselbe bis auf weiteres von neuem erklärt.

Der Reichstag zu Frankfurt 1442 sollte noch einmal versuchen, einen Abschluß in dem Kirchenstreite zu Stande zu bringen, aber es geschah fast noch weniger als vorher. Nikolaus von Cusa war für Eugen erschienen und beherrschte die ganze Versammlung durch mehrere bedeutungsvolle Reden gegen Felix V. und das Schisma, das er verursacht. Allein den Frieden bewirkte weder er, noch die Bemühungen verschiedener Reichsstände. Daß aber seine Rede für Eugen günstig gewirkt hat, zumal beim König, ist keinem Zweifel unterworfen. — Ein neuer Reichstag wurde im Herbste desselben Jahres nach Nürnberg ausgeschrieben. Man kam wie immer, so auch hier, auf den üblichen Aushülfegedanken eines neuen Concils, an einem dem Könige wie den Fürsten bequemen, der Union mit den Griechen günstig gelegenen Orte. Eine Gesandtschaft, der Bischof Sylvester von Chiemsee und Tho-

mas Haselbach an ihrer Spitze, sollte es den Baselern mittheilen, nebst einigen Instructionen, wie man sich gegen Eugen und Felix zu verhalten habe; die Väter verweigerten die Anerkennung einer solchen Versammlung, als Beeinträchtigung ihrer eigenen Autorität, willigten aber unter gewissen Bedingungen ein, sich selbst an einen andern Ort zu verlegen. Dieser Schritt hätte ihre Sache bedeutend heben können, und ein Heirathsproject zwischen dem König und einer Tochter Felix' V., mit dem Friedrich um dieselbe Zeit zusammentraf, und von ihm als Mitgift 200000 Kronen zugesagt erhielt, hätte das Reichsoberhaupt in verwandtschaftliche Beziehungen zu dem Concilienpapste, in nächste Verbindung mit den Baselern selbst gebracht. Doch dem König erschien das letztere zu gefährlich. Die Heirath zerschlug sich und Friedrich III. blieb sich in seiner schwankenden, zweideutigen Haltung in der Kirchenfrage treu. Er drang ohne Berücksichtigung der Baseler auf ein neues Concil, das Schisma zu enden; doch Eugen's Partei war unter den Fürsten so mächtig geworden, daß dieselben erst des Papstes Bewilligung verlangten. König Karl VII. von Frankreich schlug endlich, der langen Deliberationen überdrüssig, statt des Concils einen bloßen Fürstenconvent vor, der aber ebenso wenig zu Stande kam. — Neben Nikolaus von Cusa hatten die Baseler schon auf dem frankfurter Reichstage einen Hauptkämpfer verloren: Aeneas Sylvius war nämlich als Secretär Felix' V. nach Frankfurt gesandt, durch die Empfehlung Sylvester's von Chiemsee dem König nahe gekommen, und hatte sich demselben in einem so vortheilhaften Lichte gezeigt, daß er ihn zu seinem Secretär berief. Aeneas, charakterlos und ehrgeizig, sah, daß bei der übeln Lage des Concils von dieser Seite nicht viel mehr zu erwarten war, er löste daher seine Verbindungen zu Felix und trat in Friedrich's Dienste, für dessen beschränkte Hausinteressen er mit Eifer und Geschick sich mühte. Von da aus neigte er sich mehr und mehr der römischen Politik zu und diente der Curie, die den talentvollen Mann erkannte, ehrte, zuletzt ihn auf den päpstlichen Stuhl erhob. Für die conciliare Sache war sein Abfall ein unersetzlicher Verlust. Dieselbe büßte von Tag zu Tag mehr von ihrer Bedeutung ein, und am 16. Mai 1443 hatten die Väter ihre letzte Sitzung gehalten. Ihr Fortbestehen war ein bloßes Vegetiren, und Rom

erhob stolz sein Haupt aufs neue, setzte seinen Fuß auf den Nacken des nur allzu unterwürfigen Deutschlands, das trotz aller Protestationen, Erklärungen, Versuchen, sich zu emancipiren, dem mächtigen Feinde rückhaltlos sich in die Arme warf.

Wie nun betrachtete Heimburg diese Ereignisse? Er war im Anfange, wie wir gesehen haben, in der reichsfürstlichen Politik thätig gewesen. Aber welche Resultate hatte er aus ihr hervorgehen sehen? soviel als keine. Die Neutralität war unfähig geworden, sowol Deutschland vor den unheilvollen Folgen des Schisma zu bewahren, als eine Vermittelung zwischen dem Papste und dem Concile herzustellen, die Parteien standen sich so schroff gegenüber als vordem, man war bei allen Verhandlungen, Reichstagen u. s. w. auch keinen Schritt weiter gekommen. Das Concil behauptete seine Stellung in unbeugsamer Starrheit, und der Papst manipulirte durch geschickte Diplomaten mit Glück, das ihm streitig gemachte Terrain wiederzugewinnen, die Halbheit der Neutralität zu seinem Nutzen zu benutzen. Alle Vortheile, die das Concil gebracht, alle wichtigen Reformen, die es eingeleitet, waren in Gefahr, bei seinem Dahinsinken zu Wasser zu werden, und man riskirte auf denselben Standpunkt wieder zu gelangen, wie vorher. Heimburg hatte Gelegenheit gehabt, die Falschheit Roms in recht grellem Lichte zu erblicken, und konnte beurtheilen, was von dem Papste zu erwarten sei. Nach einigen Notizen des dresdener Archivs war er nämlich, wie es scheint, ganz auf eignen Antrieb, vielleicht auch in geheimer Sendung, ohne jedweden Credenzbrief nach Rom gegangen, und hatte zum Zwecke einer letzten Ausgleichung mit dem Concile, zur Beendigung der traurigen Spaltung, dem Papste einen Entwurf, und zwar gleich in bullarischer Form, vorgeschlagen, der im wesentlichen mit den mainzer Avisamenten übereinstimmte. Dem Papst waren die Forderungen zu gewichtig, als daß er gleich eine Antwort gegeben hätte. Er berieth sich mit seinen Cardinälen und sagte schließlich, noch wolle er sich nicht entscheiden, wol aber zu dem ersten Reichstage — vermuthlich dem ersten des neugewählten Kaisers Friedrich — Gesandte schicken, die über diesen Punkt unterhandeln sollten, was das Nothwendigste und Bequemste sei. Ein gleichzeitiger Brief Eugen's an den Kaiser sprach die versöhnlichsten Ab-

sichten aus, wollte alles Verlangte gewähren, versprach ein Concil am dritten Orte, unter Vorsitz des heiligen Vaters, erkannte die constanzer und baseler Beschlüsse über Concilienautorität gern an. — Da nach der Erwähnung des ersten Reichstages — wie es scheint also, des ersten, den Friedrich halten würde — die Reise Heimburg's, wie der Brief Eugen's, nur in das Jahr 1440 fallen kann, so sind die Reichstage zu Nürnberg, der wegen Abwesenheit des Kaisers allerdings nicht zählt, und Mainz diejenigen, wo die päpstlichen Gesandten über die Eugen vorgelegten, von ihm der Verhandlung überwiesenen Punkte in versöhnlichem Sinne hätten sprechen sollen, wo eine Vereinigung so leicht möglich gewesen wäre; statt dessen machinirten dieselben zu geheimen Zwecken, stifteten Verschwörungen, natürlich nach höherer Instruction; zu einer Vereinbarung auf Grund dieser so gerechten Forderungen geschah gar nichts. Die Avisamenta kamen nicht zur Verhandlung. Es war ein Streich, wie ihn die römische Politik oft geübt; die Deutschen hatten sich wieder bethören lassen mit unbestimmten Vertröstungen und glatten Worten, die alten Zustände, der heillose Zwiespalt blieben nach wie vor.

Dies alles erlebte Heimburg mit dem Gefühle schmerzlichster Enttäuschung, betrogenen Vertrauens. Er sah die triumphirende Schlauheit Roms, sah die Laßheit, den Eigennutz der deutschen Fürsten, die ihrer eigenen Herrschergelüste wegen Wohl und Selbständigkeit des Vaterlandes aufs Spiel setzten, und in kurzsichtiger Unbekümmertheit dem päpstlichen Einfluß in deutschen Landen die Herrschaft gestatteten, wenn nur die bequeme Neutralität sie in ihren Territorien schalten und walten ließ. Immer mehr griffen die Sympathien für Eugen, durch allerhand Kunstgriffe genährt, um sich, und Gregor von Heimburg hätte die evidentesten Beweise in den Händen, wie unredlich gerade der Papst es meinte. Was Wunder daher, wenn er im tiefsten Innern empört war, wenn er beschloß, den Arglosen, Beschränkten endlich die Augen zu öffnen über den Papst, dem sie Glauben schenkten, wenn er zugleich gegen eine politische Maßregel sich erhob, die anfangs im guten Sinne unternommen, doch in ihrer Handhabung und Ausdehnung für Deutschland im höchsten Grade schädlich wurde, wenn er die Neutralität verwarf, die weiter nichts war als die Decke, unter der Rom das Reich für seine Zwecke bearbeitete und ausbeutete. So gewichtige Gründe ihn dereinst bewegen mochten, sie

zu vertreten, so gewichtige sind es wahrlich jetzt, die ihn veranlaßten, dagegen sich zu erheben. Er that es, und wir werden die Schrift nun begreifen, die er in diesem Sinne gleichsam als erste Fackel des reformatorischen Geistes ins römische Lager hineinschleuderte; wir werden begreifen, warum er sie gerade zu dieser Zeit schrieb. Sie erschien unter dem Titel „Admonitio de injustis usurpationibus Paparum Romanorum“ [1]), von Flacius „Confutatio primatus Papae“ genannt, eine Schrift sanguinis aestu calens, wie alle seine Zeitgenossen versicherten, ebenso bewundernswerth durch die Sachkenntniß, die darin niedergelegt ist, als durch die Klarheit, mit der der Autor die römische Politik durchschaut, durch die Kühnheit, das Feuer, mit der er dieselbe der Welt vorhält, in dem er mitunter an Luther's polemische Schriften in Styl und Haltung erinnert. Es ist eine Kritik des Papstthums und der Päpste, wie sie in so kurzer, schlagender Form schwerlich wieder gefunden wird, in der wir unsern Heimburg in jedem Gedanken, in jeder Wendung durch und durch wieder erkennen, so daß es kaum bezweifelt werden kann, daß er der Verfasser sei. — Da die Schrift anonym erschienen, ist es früher allerdings von mehreren negirt worden, besonders von von der Haardt, der das Werk von einem Anonymus 1443 verfaßt und dem Markgrafen von Brandenburg zugeschickt sein läßt. Sein Beweis, in einem bei Ballenstadius (S. 28 fg.) abgedruckten Briefe dargelegt, gründet sich darauf, daß die helmstädter Manuscripte Heimburg's Namen nicht trügen, die Schrift außerdem vom Professor der Theologie Wigel in Leipzig, dem sie der Erzbischof Günther von Magdeburg zur Prüfung übergeben, sehr getadelt, der Autor aber als ihm selbst minime cognitus nec usque nominatus bezeichnet worden sei. Gegen Flacius, der die Confutatio zuerst, mit einer eigenen Arbeit über denselben Stoff verbunden, unter dem Titel: „Scriptum contra Primatum Papae ante annos 100 compositum a quodam Pio. Item Matthiae Flacii Illyrici de eadem materia“, und später noch einmal deutsch unter Heimburg's Namen herausgab, sucht von der Haardt die Autorschaft Heimburg's zu bestreiten, indem er behauptet, Flacius habe bei jener zweiten deutschen

---

[1]) Goldastii Monarchia, I, p. 557—563.

Ausgabe die Confutatio mit den Appellationen des Gregor zusammengeheftet, und so sei sein Name auf beides übertragen worden. Dies alles ist im höchsten Grade unwahrscheinlich, und wird dadurch gegen die Abfassung von seiten Gregors von Heimburg und gegen das Zeugniß des Flacius nichts bewiesen, während allerdings so viel dadurch feststeht, daß er seinen Namen verschwieg und die Schrift namenlos in die Welt sandte.

Sehen wir so Differenzen in Betreff der Autorschaft selbst, so herrschen dieselben auch in Bestimmung der Abfassungszeit. Flacius und Goldast setzen schon das Jahr 1431, also den Anfang des baseler Concils, als solche an; eine ganz unhaltbare Ansicht, gegen die sowol handschriftliche Zeugnisse, als innere Gründe sprechen. Wenn man den Ton betrachtet, der die ganze Schrift beherrscht, die Bitterkeit, den kräftigen Zorn, der sie durchweht, so wird man unmöglich an eine Zeit denken können, wo das langersehnte und verlangte Concil zu Stande kam, tausend frohe Hoffnungen sich daran knüpften. — Der Geist, den die Confutatio athmet, weist auf schmerzliche Erfahrungen, herbe Enttäuschungen hin; die scharfe Polemik gegen Rom zeigt zur Genüge, daß man von dort aus Unbill habe erdulden müssen, und diese Gedanken konnten bei Beginn des Concils noch nicht so mächtig in den Vordergrund treten. Zudem sind viele Thatsachen darin angeführt, die erst nach 1431 sich ereignet haben, von denen also damals noch keine Rede sein konnte; so wird erstens von einer Hemmung der conciliaren Reformen gesprochen, ein Beweis, daß einige Zeit der Thätigkeit des Concils schon verflossen sein mußte; es wird auf die Anmaßung des Papstes hingewiesen, Unterthanen vom Eide der Treue entbinden zu wollen, was auf die obenerwähnte Verschwörung der Kurfürsten zu deuten scheint; es wird schließlich zum Aufgeben der Neutralität darin gemahnt[1]), die doch erst 1438 erklärt wurde, und deren Unhaltbarkeit sich zur Zeit der Abfassung unserer Schrift schon constatirt haben mußte, was vor 1441 im Großen und Ganzen noch nicht der Fall war. Eine Ansetzung der Schrift auf 1431 ist also unmöglich,

---

[1]) Goldastii Monarchia — postponendo damnabilem neutralitatem.

nur in der Zeit zwischen 1441—46, wo Heimburg nach Rom als kurfürstlicher Gesandter ging, kann sie geschrieben worden sein. Thomasius verlegt sie auf das Jahr 1441, von der Haardt auf das Jahr 1443, was in sofern noch besser paßt, als die Neutralität zu der Zeit, wo König Friedrich III. gewählt und sogar 1442 gekrönt worden war, jeder Berechtigung ihres Fortbestehens entbehrte, die conciliare Partei mehr als je geschwächt, das Concil in der Auflösung begriffen war, die curialistische Politik mit jedem Mittel in Deutschland wieder Boden gefaßt und die Neutralität zur Entkräftung der Reformpartei, sowie der deutschen Reichsgewalt selbst benutzt hatte. Später, wo durch eine plötzliche Wendung, wie wir nachher sehen werden, das Concil wieder kräftiger wurde, wenn auch nur auf kurze Zeit, würde die Schrift weniger am Platze sein, da die drängende Nothwendigkeit ihr fehlt. In das Jahr 1443 allein, wo die siegend hereindringende, kirchliche Reaction ihren Gipfelpunkt erreichte, gehört die Confutatio hin, um zündend hineinzuschlagen in die deutschgesinnten Gemüther, um sie aufmerksam zu machen auf die Gefahr, die ihnen drohte, dem Feinde der germanischen Freiheit und Unabhängigkeit die Maske abzureißen, mit der er wiederum die Geister zu bethören anfing, das Vaterland auf den einzigen Anhaltepunkt hinzulenken, den man jetzt hatte, das Concil, das bei vielem Mislichen dennoch durch seine Energie, seine Haltung, seine ideale Macht das meiste Vertrauen erwecken und die sichersten Hoffnungen einflößen konnte. Wir können uns nicht enthalten, die Grundzüge dieser merkwürdigen Schrift unsern Lesern mitzutheilen. Sie werden die reformatorischen Gedanken mit einer Klarheit darin ausgesprochen finden, die um so mehr Staunen erregen wird, je mehr man sich gewöhnt hatte, dieselben erst dem 16. Jahrhundert zuzuschreiben, Luther als ihren ersten Verkünder anzusehen.

Das Ganze zerfällt in zwei Theile, wovon der erste eine sehr scharfe Schilderung der gegenwärtigen Zustände, der zweite einen kurzen Abriß der Papstgeschichte enthält, um zu beweisen, wie die jetzige Lage der Dinge aus den Verbrechen und Anmaßungen der Vergangenheit entstanden sei.

Gleich von Anfang herein stellt sich Gregor auf biblischen Boden, wie er denn durchgängig die heilige Schrift mit großem Geschicke handhabt. Er beginnt mit der Stelle Jakob. 4, 17: Scienti bonum

facere, et non facienti peccatum ei est[1]), und wendet dieselbe auf die römische Kirche an, die wohl wisse, daß Reform nöthig sei, sie aber nicht vollziehe. Er vergleicht sie deshalb mit der großen Hure, Apokal. 17, 1, die da auf vielen Wassern sitzet. Das Haupt derselben, das sich Stellvertreter Christi nenne, wolle die ganze Welt beherrschen. Schon sei es so weit gekommen, daß es eher angehe, über die Macht Gottes, als des Papstes zu disputiren. Das Schlimmste sei, daß alle dem herrschsüchtigen Priester schmeichelten und nicht solch schmachvollem Beginnen widersprächen. Sie seien theils gewonnen durch käufliche Beneficien und an den Papst gebunden, da sie dieselben, wenn sie frei und offen redeten, zu verlieren fürchteten, theils erwarteten sie deren und schwiegen deshalb von seinen Uebergriffen. Der Becher der Schande sei jetzt selbst den Weltlichen, die sich zuerst so dagegen gesträubt, genehm. Sie hielten gegenwärtig, durch Trägheit und fleischlichen Sinn verführt, dies Wesen wirklich für das rechte, die Anmaßungen des Papstes für göttliche Ordnung, weil der Papst, wegen Uebertragung der Heerde Christi an die Apostel, der Inhaber der Machtvollkommenheit Christi zu sein, so keck beanspruche; sie hätten sich die sklavische Abhängigkeit, in die sie gebracht worden, allmählich gefallen lassen; sie glaubten wirklich, der Papst habe von Christo eine Gewalt geerbt, vermöge deren er über alles, selbst über die Engel zu befehlen habe (ipse Papa habeat angelis imperare).[2]) — Nun beweist Gregor mit sehr glücklich gewählten Schriftstellen und Citaten der Kirchenväter, wie weder Christus noch die Apostel dem Papste und Klerus jemals weltliche Macht eingeräumt, da der Gottessohn selbst nie weltlicher König zu sein begehrt habe; vielmehr habe er den Seinen Einmischung in weltliche Geschäfte untersagt, und befohlen, Gott zu geben, was Gottes, aber dem Kaiser, was des Kaisers ist, sich ihm zu unterwerfen, und freudig das Reich der Erde zuzugestehen. Der Beweis für die Oberherrlichkeit des Papstes, daß er die Sonne, der Kaiser der Mond sei, sei unrichtig und eine Erfindung der Schmeichler der Curie; denn wenn auch der Mond sein Licht von der Sonne empfange, so doch nicht die Bewegung, und wenn die weltlichen Herrscher den Vergleich auch geduldet hätten, insofern das Licht der Lehre von Papst und Kirche

---

[1]) Goldast. l. l. p. 557. — [2]) Goldast. p. 558.

erhob stolz sein Haupt aufs neue, setzte seinen Fuß auf den Nacken des nur allzu unterwürfigen Deutschlands, das trotz aller Protestationen, Erklärungen, Versuchen, sich zu emancipiren, dem mächtigen Feinde rückhaltlos sich in die Arme warf.

Wie nun betrachtete Heimburg diese Ereignisse? Er war im Anfange, wie wir gesehen haben, in der reichsfürstlichen Politik thätig gewesen. Aber welche Resultate hatte er aus ihr hervorgehen sehen? soviel als keine. Die Neutralität war unfähig geworden, sowol Deutschland vor den unheilvollen Folgen des Schisma zu bewahren, als eine Vermittelung zwischen dem Papste und dem Concile herzustellen, die Parteien standen sich so schroff gegenüber als vordem, man war bei allen Verhandlungen, Reichstagen u. s. w. auch keinen Schritt weiter gekommen. Das Concil behauptete seine Stellung in unbeugsamer Starrheit, und der Papst manipulirte durch geschickte Diplomaten mit Glück, das ihm streitig gemachte Terrain wiederzugewinnen, die Halbheit der Neutralität zu seinem Nutzen zu benutzen. Alle Vortheile, die das Concil gebracht, alle wichtigen Reformen, die es eingeleitet, waren in Gefahr, bei seinem Dahinsinken zu Wasser zu werden, und man riskirte auf denselben Standpunkt wieder zu gelangen, wie vorher. Heimburg hatte Gelegenheit gehabt, die Falschheit Roms in recht grellem Lichte zu erblicken, und konnte beurtheilen, was von dem Papste zu erwarten sei. Nach einigen Notizen des dresdener Archivs war er nämlich, wie es scheint, ganz auf eignen Antrieb, vielleicht auch in geheimer Sendung, ohne jedweden Credenzbrief nach Rom gegangen, und hatte zum Zwecke einer letzten Ausgleichung mit dem Concile, zur Beendigung der traurigen Spaltung, dem Papste einen Entwurf, und zwar gleich in bullarischer Form, vorgeschlagen, der im wesentlichen mit den mainzer Avisamenten übereinstimmte. Dem Papst waren die Forderungen zu gewichtig, als daß er gleich eine Antwort gegeben hätte. Er berieth sich mit seinen Cardinälen und sagte schließlich, noch wolle er sich nicht entscheiden, wol aber zu dem ersten Reichstage — vermuthlich dem ersten des neugewählten Kaisers Friedrich — Gesandte schicken, die über diesen Punkt unterhandeln sollten, was das Nothwendigste und Bequemste sei. Ein gleichzeitiger Brief Eugen's an den Kaiser sprach die versöhnlichsten Ab-

sichten aus, wollte alles Verlangte gewähren, versprach ein Concil am dritten Orte, unter Vorsitz des heiligen Vaters, erkannte die constanzer und baseler Beschlüsse über Concilienautorität gern an. — Da nach der Erwähnung des ersten Reichstages — wie es scheint also, des ersten, den Friedrich halten würde — die Reise Heimburg's, wie der Brief Eugen's, nur in das Jahr 1440 fallen kann, so sind die Reichstage zu Nürnberg, der wegen Abwesenheit des Kaisers allerdings nicht zählt, und Mainz diejenigen, wo die päpstlichen Gesandten über die Eugen vorgelegten, von ihm der Verhandlung überwiesenen Punkte in versöhnlichem Sinne hätten sprechen sollen, wo eine Vereinigung so leicht möglich gewesen wäre; statt dessen machinirten dieselben zu geheimen Zwecken, stifteten Verschwörungen, natürlich nach höherer Instruction; zu einer Vereinbarung auf Grund dieser so gerechten Forderungen geschah gar nichts. Die Avisamenta kamen nicht zur Verhandlung. Es war ein Streich, wie ihn die römische Politik oft geübt; die Deutschen hatten sich wieder bethören lassen mit unbestimmten Vertröstungen und glatten Worten, die alten Zustände, der heillose Zwiespalt blieben nach wie vor.

Dies alles erlebte Heimburg mit dem Gefühle schmerzlichster Enttäuschung, betrogenen Vertrauens. Er sah die triumphirende Schlauheit Roms, sah die Laßheit, den Eigennutz der deutschen Fürsten, die ihrer eigenen Herrschergelüste wegen Wohl und Selbständigkeit des Vaterlandes aufs Spiel setzten, und in kurzsichtiger Unbekümmertheit dem päpstlichen Einfluß in deutschen Landen die Herrschaft gestatteten, wenn nur die bequeme Neutralität sie in ihren Territorien schalten und walten ließ. Immer mehr griffen die Sympathien für Eugen, durch allerhand Kunstgriffe genährt, um sich, und Gregor von Heimburg hätte die evidentesten Beweise in den Händen, wie unredlich gerade der Papst es meinte. Was Wunder daher, wenn er im tiefsten Innern empört war, wenn er beschloß, den Arglosen, Beschränkten endlich die Augen zu öffnen über den Papst, dem sie Glauben schenkten, wenn er zugleich gegen eine politische Maßregel sich erhob, die anfangs im guten Sinne unternommen, doch in ihrer Handhabung und Ausdehnung für Deutschland im höchsten Grade schädlich wurde, wenn er die Neutralität verwarf, die weiter nichts war als die Decke, unter der Rom das Reich für seine Zwecke bearbeitete und ausbeutete. So gewichtige Gründe ihn dereinst bewegen mochten, sie

zu vertreten, so gewichtige sind es wahrlich jetzt, die ihn veranlaßten, dagegen sich zu erheben. Er that es, und wir werden die Schrift nun begreifen, die er in diesem Sinne gleichsam als erste Fackel des reformatorischen Geistes ins römische Lager hineinschleuderte; wir werden begreifen, warum er sie gerade zu dieser Zeit schrieb. Sie erschien unter dem Titel „Admonitio de injustis usurpationibus Paparum Romanorum"[1]), von Flacius „Confutatio primatus Papae" genannt, eine Schrift sanguinis aestu calens, wie alle seine Zeitgenossen versicherten, ebenso bewundernswerth durch die Sachkenntniß, die darin niedergelegt ist, als durch die Klarheit, mit der der Autor die römische Politik durchschaut, durch die Kühnheit, das Feuer, mit der er dieselbe der Welt vorhält, in dem er mitunter an Luther's polemische Schriften in Styl und Haltung erinnert. Es ist eine Kritik des Papstthums und der Päpste, wie sie in so kurzer, schlagender Form schwerlich wieder gefunden wird, in der wir unsern Heimburg in jedem Gedanken, in jeder Wendung durch und durch wieder erkennen, so daß es kaum bezweifelt werden kann, daß er der Verfasser sei. — Da die Schrift anonym erschienen, ist es früher allerdings von mehreren negirt worden, besonders von von der Haardt, der das Werk von einem Anonymus 1443 verfaßt und dem Markgrafen von Brandenburg zugeschickt sein läßt. Sein Beweis, in einem bei Ballenstadius (S. 28 fg.) abgedruckten Briefe dargelegt, gründet sich darauf, daß die helmstädter Manuscripte Heimburg's Namen nicht trügen, die Schrift außerdem vom Professor der Theologie Wigel in Leipzig, dem sie der Erzbischof Günther von Magdeburg zur Prüfung übergeben, sehr getadelt, der Autor aber als ihm selbst minime cognitus nec usque nominatus bezeichnet worden sei. Gegen Flacius, der die Confutatio zuerst, mit einer eigenen Arbeit über denselben Stoff verbunden, unter dem Titel: „Scriptum contra Primatum Papae ante annos 100 compositum a quodam Pio. Item Matthiae Flacii Illyrici de eadem materia", und später noch einmal deutsch unter Heimburg's Namen herausgab, sucht von der Haardt die Autorschaft Heimburg's zu bestreiten, indem er behauptet, Flacius habe bei jener zweiten deutschen

---

[1]) Goldastii Monarchia, I, p. 557—563.

Ausgabe die Confutatio mit den Appellationen des Gregor zusammengeheftet, und so sei sein Name auf beides übertragen worden. Dies alles ist im höchsten Grade unwahrscheinlich, und wird dadurch gegen die Abfassung von seiten Gregors von Heimburg und gegen das Zeugniß des Flacius nichts bewiesen, während allerdings so viel dadurch feststeht, daß er seinen Namen verschwieg und die Schrift namenlos in die Welt sandte.

Sehen wir so Differenzen in Betreff der Autorschaft selbst, so herrschen dieselben auch in Bestimmung der Abfassungszeit. Flacius und Goldast setzen schon das Jahr 1431, also den Anfang des baseler Concils, als solche an; eine ganz unhaltbare Ansicht, gegen die sowol handschriftliche Zeugnisse, als innere Gründe sprechen. Wenn man den Ton betrachtet, der die ganze Schrift beherrscht, die Bitterkeit, den kräftigen Zorn, der sie durchweht, so wird man unmöglich an eine Zeit denken können, wo das langersehnte und verlangte Concil zu Stande kam, tausend frohe Hoffnungen sich daran knüpften. — Der Geist, den die Confutatio athmet, weist auf schmerzliche Erfahrungen, herbe Enttäuschungen hin; die scharfe Polemik gegen Rom zeigt zur Genüge, daß man von dort aus Unbill habe erdulden müssen, und diese Gedanken konnten bei Beginn des Concils noch nicht so mächtig in den Vordergrund treten. Zudem sind viele Thatsachen darin angeführt, die erst nach 1431 sich ereignet haben, von denen also damals noch keine Rede sein konnte; so wird erstens von einer Hemmung der conciliaren Reformen gesprochen, ein Beweis, daß einige Zeit der Thätigkeit des Concils schon verflossen sein mußte; es wird auf die Anmaßung des Papstes hingewiesen, Unterthanen vom Eide der Treue entbinden zu wollen, was auf die obenerwähnte Verschwörung der Kurfürsten zu deuten scheint; es wird schließlich zum Aufgeben der Neutralität darin gemahnt[1]), die doch erst 1438 erklärt wurde, und deren Unhaltbarkeit sich zur Zeit der Abfassung unserer Schrift schon constatirt haben mußte, was vor 1441 im Großen und Ganzen noch nicht der Fall war. Eine Ansetzung der Schrift auf 1431 ist also unmöglich,

---

[1]) Goldastii Monarchia — postponendo damnabilem neutralitatem.

nur in der Zeit zwischen 1441—46, wo Heimburg nach Rom als kurfürstlicher Gesandter ging, kann sie geschrieben worden sein. Thomasius verlegt sie auf das Jahr 1441, von der Haardt auf das Jahr 1443, was in sofern noch besser paßt, als die Neutralität zu der Zeit, wo König Friedrich III. gewählt und sogar 1442 gekrönt worden war, jeder Berechtigung ihres Fortbestehens entbehrte, die conciliare Partei mehr als je geschwächt, das Concil in der Auflösung begriffen war, die curialistische Politik mit jedem Mittel in Deutschland wieder Boden gefaßt und die Neutralität zur Entkräftung der Reformpartei, sowie der deutschen Reichsgewalt selbst benutzt hatte. Später, wo durch eine plötzliche Wendung, wie wir nachher sehen werden, das Concil wieder kräftiger wurde, wenn auch nur auf kurze Zeit, würde die Schrift weniger am Platze sein, da die drängende Nothwendigkeit ihr fehlt. In das Jahr 1443 allein, wo die siegend hereindringende, kirchliche Reaction ihren Gipfelpunkt erreichte, gehört die Confutatio hin, um zündend hineinzuschlagen in die deutschgesinnten Gemüther, um sie aufmerksam zu machen auf die Gefahr, die ihnen drohte, dem Feinde der germanischen Freiheit und Unabhängigkeit die Maske abzureißen, mit der er wiederum die Geister zu bethören anfing, das Vaterland auf den einzigen Anhaltepunkt hinzulenken, den man jetzt hatte, das Concil, das bei vielem Mislichen dennoch durch seine Energie, seine Haltung, seine ideale Macht das meiste Vertrauen erwecken und die sichersten Hoffnungen einflößen konnte. Wir können uns nicht enthalten, die Grundzüge dieser merkwürdigen Schrift unsern Lesern mitzutheilen. Sie werden die reformatorischen Gedanken mit einer Klarheit darin ausgesprochen finden, die um so mehr Staunen erregen wird, je mehr man sich gewöhnt hatte, dieselben erst dem 16. Jahrhundert zuzuschreiben, Luther als ihren ersten Verkünder anzusehen.

Das Ganze zerfällt in zwei Theile, wovon der erste eine sehr scharfe Schilderung der gegenwärtigen Zustände, der zweite einen kurzen Abriß der Papstgeschichte enthält, um zu beweisen, wie die jetzige Lage der Dinge aus den Verbrechen und Anmaßungen der Vergangenheit entstanden sei.

Gleich von Anfang herein stellt sich Gregor auf biblischen Boden, wie er denn durchgängig die heilige Schrift mit großem Geschicke handhabt. Er beginnt mit der Stelle Jakob. 4, 17: Scienti bonum

facere, et non facienti peccatum ei est[1]), und wendet dieselbe auf die römische Kirche an, die wohl wisse, daß Reform nöthig sei, sie aber nicht vollziehe. Er vergleicht sie deshalb mit der großen Hure, Apokal. 17, 1, die da auf vielen Wassern sitzet. Das Haupt derselben, das sich Stellvertreter Christi nenne, wolle die ganze Welt beherrschen. Schon sei es so weit gekommen, daß es eher angehe, über die Macht Gottes, als des Papstes zu disputiren. Das Schlimmste sei, daß alle dem herrschsüchtigen Priester schmeichelten und nicht solch schmachvollem Beginnen widersprächen. Sie seien theils gewonnen durch käufliche Beneficien und an den Papst gebunden, da sie dieselben, wenn sie frei und offen redeten, zu verlieren fürchteten, theils erwarteten sie deren und schwiegen deshalb von seinen Uebergriffen. Der Becher der Schande sei jetzt selbst den Weltlichen, die sich zuerst so dagegen gesträubt, genehm. Sie hielten gegenwärtig, durch Trägheit und fleischlichen Sinn verführt, dies Wesen wirklich für das rechte, die Anmaßungen des Papstes für göttliche Ordnung, weil der Papst, wegen Uebertragung der Heerde Christi an die Apostel, der Inhaber der Machtvollkommenheit Christi zu sein, so keck beanspruche; sie hätten sich die sklavische Abhängigkeit, in die sie gebracht worden, allmählich gefallen lassen; sie glaubten wirklich, der Papst habe von Christo eine Gewalt geerbt, vermöge deren er über alles, selbst über die Engel zu befehlen habe (ipse Papa habeat angelis imperare).[2]) — Nun beweist Gregor mit sehr glücklich gewählten Schriftstellen und Citaten der Kirchenväter, wie weder Christus noch die Apostel dem Papste und Klerus jemals weltliche Macht eingeräumt, da der Gottessohn selbst nie weltlicher König zu sein begehrt habe; vielmehr habe er den Seinen Einmischung in weltliche Geschäfte untersagt, und befohlen, Gott zu geben, was Gottes, aber dem Kaiser, was des Kaisers ist, sich ihm zu unterwerfen, und freudig das Reich der Erde zuzugestehen. Der Beweis für die Oberherrlichkeit des Papstes, daß er die Sonne, der Kaiser der Mond sei, sei unrichtig und eine Erfindung der Schmeichler der Curie; denn wenn auch der Mond sein Licht von der Sonne empfange, so doch nicht die Bewegung, und wenn die weltlichen Herrscher den Vergleich auch geduldet hätten, insofern das Licht der Lehre von Papst und Kirche

---

[1]) Goldast. l. l. p. 557. — [2]) Goldast. p. 558.

auf sie geströmt sei, so hätten sich doch Papst und Klerus nicht zu erkühnen, den Kaiser deshalb beherrschen zu wollen. Im Gegentheil, dieses Gleichniß schließe die Herrschaft des einen über den andern schon aus. Wie nämlich von jenen beiden Lichtern das eine den Tag, das andere die Nacht beherrschen soll, so sei auch jedem seinen Wirkungskreis beschieden, in dem eines das andere nicht zu beeinträchtigen habe, und wie dem Kaiser die Herrschaft über die Welt zugefallen, so sollen Papst und Klerus im Reiche des Geistes, durch Lehre und Gebet die göttliche Gnade vermittelnd, das Regiment führen; nicht in der Welt, die nicht dem Papste gehöre: und wie Christus selbst verneint hat, daß sie sein Reich sei, so dürfe der Papst es sich nun gar nicht einfallen lassen einen Zwang in Glaubenssachen einführen zu wollen; erzwungener Glaube tauge nicht, auch Christus habe weder Juden noch Heiden zum Glauben gezwungen, und göttliches Gesetz verbiete solche Tyrannei. Außerdem stehe es dem Papst nicht zu, die Vasallen des Reichs vom Eide der Treue und vom Gehorsam zu entbinden, wozu Christus und die Apostel ja jeden verpflichtet hätten.[1])

Der zweite geschichtliche Theil[2]) ist sehr umfassend; in seiner gedrängten Form vortrefflich angelegt schildert er die stufenweise wachsende Depravation der Kirche durch die Päpste. Die alte Kirche habe durch Reinheit der Sitten und Lehre gestrahlt und habe dadurch die Welt zum Glauben und zur Ehrerbietung gezwungen. Die Kaiser hätten sie geachtet und verehrt. Aber in neuerer Zeit meine die römische Kirche ein Recht auf diese Ehrerbietung zu haben, und mache das freiwillig Zugestandene zur Pflicht, die von frommen Herrschern ausgestellten Privilegien zur Herrschaft, damit eine Oberherrlichkeit zu begründen. Dreihundert Jahre lang, von Petrus bis Sylvester, sei hiervon nichts zu spüren gewesen. Der Päpste Herrlichkeit nicht weltliches Regiment, sondern Märtyrerthum, ihr Ruhm nicht der Purpur oder Reichthum, weißes Roß, Glanz und Gewalt gewesen, sondern der Wahlspruch: „Siehe, wir haben alles verlassen und sind Dir gefolgt, o Herr!“ Sie hofften dadurch nicht einen Sitz weltlicher Herrschaft zu erhalten, sondern den Stuhl der zwölf Richter des Stammes Israel. Seit Sylvester's Zeit nun, seit der angeb-

---

[1]) Röm. 13. — [2]) Goldast. I, p. 560—563.

lichen Schenkung Konstantin's, die eigentlich nur Nutznießung zur Unterstützung der Armen gewesen, sei die Kirche verunreinigt und beschmuzt worden. Von jener Zeit bis zur Regierung Otto I. hätten die Kaiser den Päpsten viel Ehrerbietung erwiesen. Sie hätten sich bei ihrer Thronbesteigung den Päpsten selbst oder durch Gesandte vertreten dargestellt, ihnen ihre Aufwartung gemacht, um ihren Segen gebeten, sich ihrer Fürbitte für die Regierung und das Heil des Reichs empfohlen und sich von ihnen krönen lassen. Da die Päpste hierdurch übermüthig geworden, habe der Kaiser einige von ihnen abgesetzt, und bestimmt: Kein Papst solle gewählt und eingesetzt werden ohne Zustimmung des Kaisers. Zur Zeit der Ottonen, wo das Reich noch stark genug gewesen, die Anmaßungen der Päpste in Schranken zu halten, hätten die Fürsten den Kaiser gewählt, ohne sich um den Papst zu kümmern. Nach Otto III. hätten die Päpste das kaiserliche Joch abzuschütteln, selbst auf Unterdrückung der Kaiser zu sinnen und sie aus ergebenen Freunden zu unterthänigen Knechten zu machen gesucht. Auf keine Weise habe es dem Papste gedünkt, besser zu gehen, als durch Bestechung der Wahlfürsten, wodurch im Reiche Spaltung entstände und eine Partei entschieden anden Papst sich wenden würde; dadurch hätte er dann bei der Kaiserwahl die Hand im Spiele gehabt und seine Macht auf diese Weise ausgedehnt. — Heinrich III. habe die kaiserlichen Rechte noch kraftvoll aufrecht erhalten und die Bisthümer seien noch vom Kaiser und den Fürsten, die Beneficien unter Mitwissen derselben besetzt worden; aber seit Heinrich IV. hätten die Päpste sich in die Reichsangelegenheiten zu mischen begonnen, hätten die Völker gegen die Fürsten aufgehetzt, Könige entthront und andere an ihre Stelle erhoben, und den Sohn gegen den Vater aufgereizt. Heinrich V., obgleich so Kaiser geworden, habe dennoch dem Papste in seinen Forderungen widerstanden, und dieser sich nicht gescheut, die Peterskirche zum Schlachtfelde zu machen, die Investitur sich abtrotzen zu lassen. Nach Innocenz III. aber seien alle kaiserlichen Rechte an den Papst gekommen; durch die Uneinigkeit, welche die Päpste unter den Kurfürsten gestiftet, sei es geschehen, daß oft drei Kaiser gewählt worden; des Papstes Verfügung habe endlich den Ausschlag gegeben, wofür dann der Gewählte den heiligen Vater dankbarlichst in seinem Rechte, mit Hintansetzung des eigenen, schützen

mußte. Was nun so für die Curie gewonnen, hätten die Päpste im sechsten Buch der Decretalen als ihr Recht niederschreiben lassen, und hätten sich dann, wenn die Kaiserwürde getheilt oder unbesetzt gewesen, die Besetzung der Bisthümer und Abteien, die Verleihung der Pfründen, die Ertheilung der Beneficien angemaßt, mit Palliengeldern und Annaten unerhörte Erpressungen getrieben und so auch noch die Schätze der Welt erschöpft, nachdem sie bereits die Gewalt über dieselbe an sich gerissen. So sei denn allerdings der Nachfolger Christi in schreienden Widerspruch mit seinem Meister getreten. Eine sehr schlagende Vergleichung beider solle es beweisen: „Christus schloß die weltliche Herrschaft aus — sein Statthalter strebt danach. — Christus verschmähte ein Reich — sein Statthalter wünscht es, da es ihm versagt worden. Christus verneinte, daß er als weltlicher Richter eingesetzt sei — sein Statthalter maßt sich an, den Kaiser zu richten. — Christus unterwarf sich dem Stellvertreter des Kaisers — sein Nachfolger stellt sich über den Kaiser, ja über die ganze Welt. Christus tadelte die, welche nach der Oberherrschaft strebten — sein Statthalter ringt nach der Oberherrschaft gegen den Willen der ganzen Kirche. Christus ist am Palmsonntage auf einem Esel geritten — sein Statthalter ist mit einem ganzen Troß glänzender Rosse nicht zufrieden, wenn ihm der Kaiser nicht den rechten Steigbügel hält. Christus vereinigte die uneinigen Juden und Heiden zu einem Reiche — sein Statthalter veruneinigt die einst einigen Deutschen durch häufige Aufstände. Christus litt in Unschuld geduldig Beleidigungen — sein Statthalter fügt unaufhörlich dem Reiche und der Kirche Kränkungen zu.“

Diese Misbräuche zu hemmen habe sich das baseler Concil zur Aufgabe gestellt, und den jetzigen Statthalter Christi in die Bahn von Christi Leben zu führen gesucht, doch es sei nicht gelungen. Weil es die Reformation des päpstlichen Hofhalts intendirt, sei die Wuth Roms so gewaltig. Das Schiff Petri schwanke. Die früher eifrigsten Vorkämpfer des Concils seien von dem Papste gewonnenn und schrieben ihm den Primat zu, den sie sonst für das allgemeine Concil beansprucht. [1]) Die Hure habe ihre Liebhaber trunken gemacht, und die echte Braut Christi und das sie vertretende Concil

[1]) Aeneas Sylvius und Nikolaus von Cusa.

finde unter Tausenden kaum einen wahren Liebhaber. Durch einen einzigen, eigensinnigen Menschen, der sich der Reformation der römischen Kirche widersetzt, werde die Kirche verwirrt und die deutsche Nation gelange in Kirche und Reich nicht zu ihren theuern und mit Blut erkauften Rechten, die sie hätte wiedererwerben können. „So erwachet, ihr Trunkenen, schließt er, schüttelt den Staub von euch, brecht das Joch, das auf euch lastet, nachdem ihr euch den Ansprüchen des Papstes so lange gefügt; duldet die Anmaßungen der Päpste nicht länger; schiebt ihnen durch das Concil einen Riegel vor. Weder der König von England, noch der von Frankreich, kein Herzog und kein Markgraf hat dem Papste einen Eid geschworen, wie sollte der Kaiser durch jene erdichteten Decretalen gebunden sein? Werft die verdammliche Neutralität von euch, stellt, noch einmal sage ichs, das heilige Concil, das mit dem Schifflein Petri schwankt, wieder her und bewirkt so, was das Heilsamste ist, die Reformation."

So redete Heimburg damals, kühn und unerschrocken, und ein Wunder scheint es, daß nicht das ganze Volk entzündet ward durch diese feurigen, männlichen Worte. Doch kann es uns im Ernste nicht so in Staunen setzen, da die Schrift lateinisch geschrieben und so dem Volke unzugänglich war, da nur wenige diese gelehrte Sprache verstanden. In diesen wenigen aber wirkte sie gewiß mächtig und vorbereitend auf die großen Ereignisse, die der Anfang des folgenden Jahrhunderts brachte.

Mit der Confutatio, die sich von Rom, sowie von der halben Neutralitätspolitik so frei und offen lossagte, trat Gregor auf die Seite des Concils, dem er, in seinem gesunkenen Zustande, von seinen hauptsächlichsten Vertheidigern, die beide auch seine Freunde gewesen waren, verlassen, als der einzigen Stütze des Fortschritts, von nun an aller Welt gegenüber das Wort redete. Das Bekenntniß seiner extrem-oppositionellen Gesinnung war in dieser Schrift ausgesprochen, seine Genossen waren von ihm gewichen, er stand allein mit seiner Ansicht gegen den Aberglauben, den Fanatismus, die Herrschsucht und den kleinlichen Egoismus seiner Zeit. Nur sein Muth, das Bewußtsein seiner gerechten Sache konnten ihn halten; wir wollen sehen, wie er beides bewährte.

V.

Weiterer Verlauf der baseler Sache. — Heimburg's anderweitige Thätigkeit. — Sendung des Aeneas Sylvius an den Papst. — Entsetzung der Kurfürsten von Köln und Trier. — Kurfürstenbund zu Frankfurt. — Gesandtschaft nach Rom. — Sprengung des Kurfürstenbundes auf dem frankfurter Kurfürstentage. — Obedienzerklärung Deutschlands an Eugen. — Aschaffenburger und wiener Concordat.

Wider Erwarten fing die so übel bestellte Sache des baseler Concils sich von neuem an zu heben: war es vielleicht der Einfluß der Heimburg'schen Schrift, oder sonst irgendwelche Gründe: die Stimmung wurde wieder günstig für dasselbe. Zwei mächtige deutsche Kirchenfürsten, der Kurfürst Jakob Sirk von Trier und Dietrich Mörs von Köln, wandten sich der Sache Felix V. zu. Eine Heirath zwischen der Enkelin dieses Papstes mit Herzog Friedrich von Sachsen, dem Sohne des Kurfürsten von Sachsen (1443), verband Letzteren der conciliaren Partei durch verwandtschaftliche Beziehungen. Ebenso ward Kurfürst Ludwig von der Pfalz ihr Bundesgenosse, der, wol durch Vermittelung des Erzbischofs von Trier, sich mit Margarethe von Savoyen verheirathet hatte. Die Bemühungen der päpstlichen Legaten scheinen diesen Vortheilen der Baseler gegenüber ziemlich erfolglos gewesen zu sein.

Eine endliche Entscheidung sollte der nürnberger Reichstag bringen. König Friedrich III., der die alten Pläne des Habsburgischen Hauses auf Unterwerfung der Schweiz wieder aufgenommen hatte, war gewissenlos genug, Frankreich um Hülfe gegen die oberalemannischen Eidgenossen zu bitten, welche die von Oesterreich verlangten Ortschaften verweigert und mit dem Oesterreich verbündeten Zürich Krieg angefangen hatten; das Reich hatte seinen Beistand zu einem so ungerechten, nur von egoistischem Privatinteresse

dictirten Kriege abgeschlagen. — Eine französische Armee von 40000 Mann Armagnaken ward unter des Dauphin eigener Anführung von König Karl VII. gesandt, obschon Friedrich nur 5000 Mann verlangt hatte. Frankreichs Absicht war eine andere, als blos dem deutschen Könige zu helfen. Der Dauphin nahm Mömpelgard zu seinem Standquartier, mit dem Beding, es in Jahresfrist wieder abzutreten: die Feindseligkeiten begannen. Den 22. Aug. 1444 gelangte der Dauphin mit seiner Armee in den Sundgau und rückte gegen Basel; die Eidgenossen kämpften, obschon in der Minderzahl, sehr tapfer und schlugen sich durch bis zum St.-Jakobshospital, wo sie nach einer Gegenwehr, von der selbst der Dauphin äußerte, daß er nie verzweifelter habe fechten sehen, der Uebermacht unterlagen. Die Eidgenossen schlossen nun einen Waffenstillstand mit dem Dauphin, der sich von ihnen abwendete, durch den Elsaß den Rhein hinabzog, und Ortschaft auf Ortschaft unter Raub, Mord und Brand einnahm. Jetzt erkannte Friedrich, weshalb Frankreich eine so reiche Hülfsmacht gesendet; mit den Eidgenossen hatte es Waffenstillstand geschlossen, die deutschen Lande plünderte und brandschatzte es: wie konnte er misverstehen, worauf es gemünzt sei. Der König war in großer Angst um das Seinige, und der Reichstag, der in der Kirchenspaltungsfrage schon lange noth gethan hatte und immer verschoben worden war, kam wegen dieser Verlegenheit endlich auf Mariä Himmelfahrt in Nürnberg zu Stande. Friedrich erschien selbst, ebenso die Kurfürsten von Mainz und Trier, von Sachsen und Brandenburg; die Kurfürsten von der Pfalz und von Köln waren anderweitig kriegerisch beschäftigt. Auch die Gesandten des Dauphin waren natürlicherweise gekommen und die Verhandlungen mit ihm über sein Thun und Treiben in deutschen Landen führten zu einem so wenig befriedigenden Resultat, daß man sich über eine neue Kriegsverfassung zum Schutz gegen französische Uebergriffe berieth; man beschloß, den Oberbefehl über die Reichstruppen gegen Frankreich dem Kurfürsten Ludwig von der Pfalz zu übergeben; die Gesandten des Dauphin wollten zwar erbliche Ansprüche an Metz, Toul, Verdün geltend machen, doch entschied zuletzt ein Vergleich, und die Franzosen zogen ab (Ostern 1445), nicht ohne von Adel und Volk am Rheine, die sie beide furchtbar bedrückt und beraubt, vielfach angefallen zu werden und große Verluste zu erleiden.

Das wichtigste was aber auf diesem Reichstage verhandelt wurde, war die Angelegenheit in Sachen des Kirchenschisma. Die Partei des Concils war, wie gesagt, entschieden die stärkste. Beide Parteien hatten ihre Gesandten anwesend, und für Eugen erhob sich nur und zwar mit großer Wärme der Erzbischof von Verdün, Gesandter des Herzogs von Burgund. Die Baseler aber glaubten des Sieges gewiß zu sein und sprachen sich ziemlich unverhohlen darüber aus. Nach langen Deliberationen ward endlich beschlossen, eine Reichsdeputation niederzusetzen, die beide Theile anhören und dann ein Gutachten, wie man es mit dem Concil zu halten gedenke, an die Fürsten abgeben sollte. Der König ernannte dazu Sylvester von Chiemsee, Thomas Haselbach, Ulrich von Sonnenberg und Aeneas Sylvius.

Man entschloß sich endlich, ein Concil nach Constanz (1. Oct. 1444) zu beantragen. Stimmten beide Theile damit überein, so werde es ökumenisches Ansehen haben; stimmte nur einer dafür, so solle die deutsche Nation sich demselben anschließen. Der Gesandte für Mainz, Johann Lysura, leugnete, daß bei dem Zustimmen nur einer Partei die deutsche Nation verbindlich gemacht werden könne, derselben zu folgen.

Man beschloß dann, Thomas Haselbach und den Abt von St.-Blasien nach Basel zu senden, und den Vätern, wenn sie sich zum bestimmten Termine nach Constanz begäben, Sicherheit und dieselbe Ehrerbietung, die sie in Basel genossen, zuzusprechen. Käme dann die Gegenpartei nicht, so sollten sie volles ökumenisches Ansehen genießen und des Anschlusses der deutschen Nation sicher sein. Es wurde noch von fürstlicher Seite, die eigentlich nur Fortbestand der bequemen Neutralität wollte, viel dagegen gestritten, und die Baseler, die wieder sicher geworden und zur alten Hartnäckigkeit zurückgekehrt waren, verwarfen den Vorschlag und wollten um keinen Preis Basel verlassen. Dieser unangemessene Trotz war ihr Unglück; noch einmal war eine günstige Wendung für sie eingetreten, die sie hätten benutzen können, um in diesen verworrenen halben Zuständen durch Entschiedenheit und kluge Mäßigung auf dem Wege der Reform fortzuschreiten und eine einflußreiche Stellung Rom gegenüber einzunehmen. Da es sich an Formalitäten stieß und in nichts nachgeben wollte, sank das Concil, von keinem mehr gehalten, nun erst ganz zusammen und seine besten Freunde selbst wurden an ihm irre.

Der König, der langen resultatlosen Verhandlungen überdrüssig, versuchte den Weg directer Unterhandlung mit Papst Eugen, und es war sein geistvoller Secretär Aeneas Sylvius, der mit dieser Mission betraut wurde.

Aeneas war Rom gegenüber in einer eigenen Lage; noch vor wenig Jahren ein Vertheidiger des conciliaren Princips, konnte er nicht sogleich beim Papste auf wohlwollende Aufnahme, auf volles Vertrauen rechnen, im Gegentheil, er mußte sich als Feind des römischen Stuhls angesehen wissen und auch demgemäß Behandlung erwarten. Doch, gewandt und elastisch wie er war, durchschaute er die ganze Situation, und obschon ihm widerrathen wurde, nach Rom zu gehen, da der Papst ihm seine frühere Parteistellung gewiß nie verzeihen, vielleicht blutig rächen werde, scheute er sich nicht, im Vertrauen auf das zugesagte Geleit, dorthin zu reisen und kam sicher an Ort und Stelle an. Des Papstes Unwille war schon vorher etwas durch die Bemühungen Johann Carvajal's und des Cardinal Landriani gemildert worden, und nachdem Aeneas von den, wegen seines Anhangens an die Baseler über ihn verhängten Censuren losgesprochen worden war, gab ihm der Papst Audienz. Er wurde zum Hand-, Fuß- und Mundkuß zugelassen und fing, des guten Eindrucks gewiß, zuerst über sich selbst zu reden an. Er bekannte seine Schuld, aber es sei nichts gewesen was ihn den Baselern zugeführt, als die freilich irrige Ansicht, in dieser Weise der Kirche zu nützen, und nicht nur er allein, die bedeutendsten Männer, Cardinal Julian Cesarini, der Erzbischof von Palermo u. s. w. hätten mit ihm gefehlt. Da er nun seinen Irrthum erkannt, sei er nicht, wie alle andern, gleich auf des Papstes Seite zurückgetreten, sondern, um nicht von einem Irrthum in den andern zu verfallen, habe er sich vorerst zu der Neutralität gehalten und sei in der Absicht drei Jahre beim Könige geblieben, da er nun in der Zeit von nichts gehört habe, als von unerquicklichen Kämpfen zwischen den Baselern und den päpstlichen Legaten, so habe er endlich erkannt, daß bei Eugen die Wahrheit sei. So habe er den Auftrag König Friedrichs gern übernommen als Gelegenheit, beim Papste wieder zu Gnaden zu kommen, und flehe, da er unwissend gesündigt, den Papst um Vergebung an; dann, wenn er sie erhalten, wolle er ihm seinen Auftrag enthüllen. Der Papst verzieh dem Aeneas wirklich, da er Reue

gezeigt und zur Wahrheit sich bekehrt habe. In seinem Auftrage jedoch, ein neues Concil in Deutschland und zwar nach Constanz unter des Papstes eigenem Vorsitz von Eugen zu erwirken, war Aeneas weniger glücklich. Der Papst weigerte sich, ein solches Concil zu beschicken, das der Kirche nicht Frieden zu geben im Stande sein, nur neue Aufregung veranlassen würde. An sein eigenes Kommen war bei seinem kränklichen Befinden auch nicht im Geringsten zu denken. Das Einzige, was Aeneas erreichte, war, daß Eugen Gesandte nach Frankfurt zu schicken versprach. — Er ernannte dazu den Bischof von Bologna, Thomas von Sarzana, und Johann Carvajal, die die Instruction erhielten, alles daran zu setzen, die deutsche Kirche wieder zur Obedienz gegen den römischen Stuhl zu bringen.

Da nicht minder wie der Papst auch die Baseler, wie wir schon gesehen, gegen ein Concil im Sinne des Kaisers waren und, für ihr Bestehen fürchtend, an Ort und Stelle bleiben wollten, so verstrich denn auch dieser Reichstag ohne Erfolg und Resultat.

Ein Handel kam auf demselben noch zur Frage, in dem Heimburg eine Rolle spielt. Wenn er in der größern Politik auf den vergangenen Reichstagen geschwiegen und seine Stimme nicht in die nutzlosen Deliberationen gemischt, außer der Confutatio, die er in die Welt gesandt, nichts in der Kirchenfrage geredet hatte, so scheint er inzwischen als Anwalt thätig gewesen zu sein. So in dem folgenden Streite [1]) wegen einer Erbschaftsangelegenheit zwischen den jungen Grafen von Henneberg, Schleusinger Linie, und ihrem Oheim.

Wilhelm III. von Henneberg-Schleusingen hatte nämlich bei seinem Tode zwei unmündige Söhne zurückgelassen, Wilhelm und Heinrich. Als sie herangewachsen, vereinigten sie sich dahin, daß Wilhelm die Regierung übernahm, Heinrich den geistlichen Stand wählte und im kölner Stifte von einer guten Pfründe lebte. Wilhelm starb im Jahre 1444 durch einen Eber getödtet, und hinterließ drei unmündige Söhne, Wilhelm, Johannes und Berthold. Plötzlich fällt es Fürst Heinrich ein, seinen längst gethanen Verzicht zu widerrufen, die hennebergische Regierung wieder übernehmen zu wollen, welche einstweilen die Vormünder der jungen Grafen, Graf Heinrich zu Schwarzburg und Graf Reinhard

[1]) Müller, Reichstagstheatrum, S. 250 fg.

zu Hanau führten. Heinrich geht so weit, ohne allen Grund Schloß Schmalkalden und die Stadt Wasungen zu erobern. Die jungen Grafen beklagen sich in ihrer Rathlosigkeit bei den Fürsten und fordern dieselben zu Schutz und Beistand auf. Darauf hin hatten sich besonders Kurfürst Friedrich und Herzog Wilhelm von Sachsen ihrer angenommen und Heinrich brieflich, seiner Pflicht und Ehre zu gedenken, gemahnt. Ein Schiedsgericht, unter dem Vorsitze des Bischofs Gottfried von Würzburg, hatte die Sache zum Austrag gebracht. Die Sache Heinrich's führte Dr. Knorr, die der jungen Grafen Gregor von Heimburg. Dr. Knorr hielt eine wohlgesetzte, zierliche Rede, sodaß alle meinten, er habe durch diesen Vortrag die Sache schon gewonnen. Gregor von Heimburg trat dann auf und fertigte den anmaßlichen, seines Erfolgs sich ganz sicher glaubenden Redner zuerst durch einen kräftigen, possenhaften Scherz ab [1], da Knorr immer vermeine, wenn er seine Behauptungen vorgebracht, sei die Sache schon entschieden; er bringt sodann seine Beweise vor, zeigt Heinrich's Verzichtbrief in originali auf, der als Geistlicher kein weltlich Lehn haben dürfe. Graf Wilhelm habe das Lehn ohne Rücksicht auf seinen Bruder empfangen und die Verzichtgelder seien redlich bezahlt worden. — Die Replik Heinrich's behauptete, daß er als unmündiges Kind habe verzichten müssen, was jetzt nicht mehr gelten könne. Darauf entgegneten die Vormünder, der Verzicht sei gar nicht nöthig gewesen, auch ohne ihn habe Graf Heinrich kein Recht auf das Lehn gehabt, da nach alter hennebergischer Regimentsordnung nur

---

[1]) Laur. Fries bei Ludewig, S. 849 .... fängt Dr. Gregorius an, schreiet laut wie ein Esel, bringet darauf eine Fabel aus dem Aesop für, wo ein ehrgeiziger Esel mit einem Löwen in ein Gespräch gekommen, der Esel sich gar hoch gerühmt, wie er vor allen Thieren sonderlich in Acht wäre, den Löwen gelehrt, daß er mit ihm auf ein kleines Berglein stieg, darauf viel Hecken und Stauden stunden, daselbst angefangen zu schreien: hia! hia! Von solchem Geschrei sind viel Füchse und Haasen aus den Stauden gelauffen. Der Löwe antwortet, er verwunderte sich gar nicht, daß die Haasen und Füchse vor seiner Stimme liefen; da er's nicht wüßte, würde er sich selbst fürchten. Dergleichen wäre es mit Dr. Knorr's Rede und Geschrei; auch wer ihn nicht kennete, meinete nicht anders, denn er hätte die Sachen schon gewonnen; aber in seiner Antwort würde sich alles anders befinden, wie denn auch geschahe und Dr. Gregor den Preis davonbrachte.

Einer regieren dürfe. Man kam überein, daß auf der nürnberger Diät die Sache entschieden werden solle.

Dort wurde denn das Urtheil gefällt, das für Heinrich ungünstig lautete; deshalb widersetzte sich derselbe auch der Publication, da seine Neffen den Compromiß vielfach verletzt und einige Dörfer und Schlösser sich widerrechtlich angeeignet hätten. Es war nicht schwer, dasselbe von ihm nachzuweisen, sein Protest wurde nicht weiter beachtet und das Urtheil publicirt: Graf Heinrich sei verbunden, den Verzicht einzuhalten und alle seinen Neffen abgenommenen Schlösser, Güter u. s. w. herauszugeben.

Das Urtheil wurde alsdann in Kraft gesetzt, doch war Heinrich damit keineswegs beruhigt, es folgten Befehdungen, räuberische Einfälle in das Gebiet der jungen Grafen, und Vergleiche, die zwischen beiden Theilen zu Stande kamen, wurden immer wieder gebrochen: die Söhne Wilhelm's mußten wirklich einiges Gebiet und Geld herausgeben, um Ruhe zu haben, die vollständig erst mit dem Tode ihres Oheims eintrat.

Wie lange Heimburg die Sache der jungen Grafen führte, ist uns nicht bekannt; jedenfalls aber scheint es wahrscheinlich, daß er auf dem nürnberger Reichstage, wo die Sache zum Spruch kam, zugegen war und, im Dienst des Kurfürsten von Trier befindlich, auch den andern größern Verhandlungen beiwohnte, wenn er auch, wie gesagt, nicht in dieselben mit eingriff. Bald jedoch sollte ihm eine wichtige Mission übertragen werden.

Wir kehren wieder zu den kirchlichen Fragen zurück. Der Papst hatte sich einen sehr gewaltthätigen Streich gegen die baseler Partei erlaubt. Zornig über den Uebertritt der Kurfürsten von Köln und Trier zu derselben, womit der Einfluß Eugen's zurückgedrängt, die Sache Felix' wesentlich gestützt wurde, ließ er sich zu dem ebenso unüberlegten als ungerechten Schritte hinreißen, beide Kirchenfürsten abzusetzen und das Erzbisthum von Trier dem Bischof Johann von Cambray, einem natürlichen Bruder des Herzogs von Burgund, das Erzbisthum von Köln dem Herzog Adolf von Cleve, auch einem Verwandten des genannten Herzogs, zu verleihen. Er hatte geglaubt, damit die Deutschen einzuschüchtern, durch die Entfernung zweier mächtiger und politisch bedeutender Männer die Neutralität

zu brechen, und besonders den König, der, wie alle schwachen Naturen, durch solche Gewaltthaten leicht in Furcht gejagt werden konnte, um so eher zur Obedienz gegen den römischen Stuhl zu vermögen. Aber er verrechnete sich doch, wenn er glaubte, ein solches Absetzungsdecret habe wirklich noch die Macht wie früher, und zwei so hervorragende Männer würden ihm ohne weiteres gehorchen. Ein allgemeines Murren, eine drohende Entrüstung verbreitete sich durch die ganze Nation bei diesem verwegenen Schritte, und wenn auch Aeneas Sylvius denselben zu vertheidigen, aus der Theorie, wie aus der Geschichte zu rechtfertigen suchte, so zeigte die Stimmung des Volks nur, wie die Zeit jener Anschauungen vorbei war.

Die indeß eingetroffenen päpstlichen Gesandten, Bischof Thomas von Bologna und Johannes Carvajal setzten dem Könige die Gründe der Absetzung auseinander und bearbeiteten ihn, gestützt auf diesen Act, zur Aufhebung der Neutralität, keineswegs ohne Erfolg.

Doch die Fürsten trafen auch ihre Maßregeln. Während der Papst ihre Macht durch sein Bemühen für eine unbedingte Gehorsamserklärung des Reichs zu vernichten suchte, und nachdem er gesehen, daß die Fürsten selbst durch mildes wie strenges Verhalten nicht für sein Project zu gewinnen waren, an den König gewandt hatte, schlossen sie auf einem Tage in Frankfurt (21. März 1446) einen Verein, angeregt durch den obenerwähnten frechen Angriff auf ihre Selbständigkeit, in der Absicht, sich fürder dieselbe in jeder Weise zu wahren.

Zwei Urkunden waren über diesen Verein aufgenommen, die eine das Verhältniß der Verbundenen unter sich, die andere die Kirchenfrage betreffend.

Die Bundesurkunde enthält zehn Artikel: [1])

1) Beobachtung guter Freundschaft; 2) schiedsrichterliche Entscheidung bei Streitigkeiten unter einander; 3) gegenseitiege Assistenz; 4) Abwendung irriger Lehre und Zwiespalts in der Kirche; 5) die Uebereinkunft in Sachen des Reichs und solchen, die den einzelnen angehen, soll einer nicht allein handeln, ohne es allen kund zu thun und mit allen sich zu besprechen; 6) Schutz gegen Zergliederung und

[1]) Müller, Reichstagstheatrum, S. 312.

Verminderung des Reichs; 7) Verhängung von Strafen gegen die, welche die Kurfürsten auf der Straße anfallen; 8) Einstehen des gesammten Bundes für den einzelnen, der wegen der Einigung befehdet und beeinträchtigt werde; 9) Alternirung derschiedsrichterlichen Aemter und der nöthigen Aufsicht; 10) Erneuerung und Bestätigung dieser Einigung von den Nachfolgern.

Die zweite Urkunde in Bezug auf das Verhalten in der Kirchenspaltung [1]) verlangt vom Papste die Beobachtung der baseler und constanzer Decrete von der Gewalt der Concilien über den Papst, ferner Berufung eines neuen Concils in einer der Städte Constanz, Strasburg, Worms, Mainz, Trier, und zwar zum 1. Mai 1447, schließlich bullarische Bekräftigung aller baseler Beschlüsse. Thäte das der Papst, so wolle man ihm gehorchen, dennoch solle das neue Concil gehalten und demselben Gehorsam geleistet werden; verweigere er es, so würde man das ansehen, als ob er das Recht der allgemeinen Concilien mit Gewalt unterdrücken wolle, und den Baselern ohne weiteres sich anschließen, mit der Bedingung, daß sie sich binnen 80 Tagen an einen andern von den Kurfürsten zu bestimmenden Ort transferirten; Papst Felix V. solle keine Präsidenz auf dem Concile haben, sondern mit ihm möge es dann bleiben, wie vor seiner Wahl. Bis 1. Sept. sollten die Antwortbullen eintreffen. Würde der Kaiser ihnen nicht beitreten, so wollten die Kurfürsten auf eigene Faust handeln, die geschicktesten Prälaten als Gesandte spätestens bis zum letzten April 1447 auf das Concil senden und ihre Pfründen ihnen nach wie vor verabfolgen lassen. Das Concil dürfe nur mit fürstlicher Einwilligung Steuern ausschreiben, keiner solle den andern zu übervortheilen suchen. Trotz der Neutralitätserklärung sei vielfach Partei genommen worden zum Schaden einzelner, diese sollten Beistand erhalten und an das künftige Concil appelliren dürfen, die die Neutralität Verletzenden sollten bestraft werden. An den König sollte eine Gesandtschaft geschickt werden, um ihn zu veranlassen, den Fürsten beizutreten, Gesandte an Papst Eugen zu schicken als Boten des heiligen römischen Reichs, welche Abstellung der Beschwerden der Nation, Cassation der Absetzung der beiden Kurfürsten, Anerkennung der

---

[1]) Müller, Reichstagstheatrum, S. 278—281.

Supremation der Concilien über den Papst nach den constanzer Beschlüssen, besonders dem Decrete Frequens, zu erwirken hätten. Der königlichen würde eine Gesandtschaft der Kurfürsten beigegeben werden, die mit nach Rom ziehen sollte, um zu wissen, was zu thun sei, wie sie sich zu benehmen hätten, nach Maßgabe der Resultate, welche die Abgeordneten des Königs erreicht. Willige der Papst in die Forderungen ein, so wolle man die Obedienz erklären, wo nicht, so solle auch der König gehalten sein, den Baselern beizutreten. Sei er gewillt, diesem Vorschlage der Kurfürsten beizutreten, so solle er nur den Tag ausschreiben und alle Fürsten, seien sie neutral oder nicht, sollten sich ihm fügen. Thue der König nichts, so wollten sie in ihrer Vereinigung bleiben. — Auch an die Baseler sollten Gesandte abgehen, mit der Forderung, sich genau an diese Instruction zu halten. Habe man den König auf seiner Seite, so solle eine pragmatische Sanction abgeschlossen und von dem Theile, dem man selbst anhinge, bestätigt werden, die Neutralität solle bis 1. Sept. noch gelten und der König zum Schutz, andere Fürsten zum Beitritt zu derselben aufgefordert werden.

Folgen die Unterschriften der Kurfürsten und die Weisung, über das Ganze noch Verschwiegenheit zu beobachten.

In dieser Haltung und der Stellung, die sie Papst und König gegenüber einnahmen, zeigt sich eine große Macht der Kurfürsten, die es wagt, dem Könige selbst ohne weiteres Gesetze zu dictiren, Bedingungen zu stellen und sich ganz unbekümmert um seinen Beifall und seine Misbilligung zu zeigen. Es wird uns hieraus recht klar, wie das deutsche Reich schon in seinen Elementen auseinander klafft und die einzelnen Souveränetäten, bald getrennt, bald zu größern Conglomeraten vereinigt, unbekümmert um dasselbe ihre Politik treiben und ihre Zwecke verfolgen.

Wie wenig man übrigens die Absetzung der Kurfürsten von Köln und Trier anerkannte, ist daraus ersichtlich, daß sie beide dem frankfurter Kurfürstentage beiwohnten, mithin noch als Erzbischöfe betrachtet wurden. Die Forderung, drei Gesandte mitschicken zu dürfen, war auch kein Herkommen und ein neuer Anspruch, den die Fürsten erhoben, als der König die Obedienz schon zugesagt hatte; wir werden später sehen, um welchen Preis. Durch die unbeugsame Haltung der Kurfürsten wurde die Obedienz damals nicht zur That. Nach Gobellin,

Commentarium Pii II. Papae, libr. I, pag. 11, sollen sie sogar im Kurfürstencollegium beschlossen haben, Eugen's Absetzung anzuerkennen und sich an Felix V. zu halten, was Aeneas Sylvius (Hist. de st. Europ. Kap. 43) bestätigt. In welchem Widerspruche befand sich der König mit den Fürsten, wie heillos war die Zerrissenheit nicht blos der geistlichen, auch der weltlichen Gewalten!

Die drei kurfürstlichen Gesandten begaben sich alsbald zu Friedrich. Es waren Gerhard von Sachsen, Heinrich Leubin und Gregor von Heimburg, der, damals im Dienste des Kurfürsten von Trier, der entschiedenen Haltung der Fürsten gewiß Vorschub leistete, um die Obedienzerklärung, die Anerkennung der Absetzungen nicht zu Stande kommen zu lassen. Der König war denn auch alsbald durch die Entschlossenheit und Energie der Fürsten beherrscht und umgestimmt; in einer heimlichen Unterredung sagte er den Gesandten zu, mit ihnen seine eigenen Gesandten abgehen lassen zu wollen, dem Papste dringliche Vorstellungen zu machen und ihrem Begehren zu willfahren. Auf ein Uebertreten zur Concilienpartei, falls der Papst eine abschlägige Antwort gäbe, wollte sich aber Friedrich nicht einlassen, da, wie er sagte, man sich vom Papste nicht trennen dürfe. Aeneas Sylvius sollte die kurfürstlichen Gesandten begleiten und erhielt die Instruction, den Papst soviel als möglich zur Milde zu stimmen, da es sich hier um die Obedienz der deutschen Kirche handle. Da die kurfürstlichen Gesandten dem Könige nicht den Eid des Stillschweigens abgenommen, so theilte derselbe seinem Secretär die Tendenzen der Kurfürsten ohne Bedenken mit, um auch den Papst davon in Kenntniß zu setzen. Die päpstlichen Legaten erkannten das Bedeutende der Sachlage und beschlossen, einer von ihnen solle nach Rom zurückkehren, um den Papst schon im Voraus zu bestimmen, die Angelegenheiten zum Besten der Curie zu leiten; da Carvajal erkrankt war, übernahm Thomas das Geschäft. Gregor von Heimburg und die kurfürstliche Gesandtschaft waren vier Tage vor ihm abgereist, aber so schnell eilten Thomas und Aeneas, daß sie nur einen Tag später ankamen als jene und sogleich zur Audienz vorgelassen wurden. Thomas, von Aeneas auf das genaueste unterrichtet und instruirt, rieth dem Papste, die Gesandten gnädig zu empfangen und sie in keiner Weise durch Schroffheit zu reizen. Dies behagte dem stolzen Eugen wenig, beson-

ders da in dem Schreiben der Kurfürsten auch die Namen der beiden abgesetzten sich fanden; er war willens eine hochfahrende abschlägige Antwort zu geben. Deshalb fand es nun Aeneas für gut, sich ein Privatgespräch auszubitten, und in demselben theilte er dem Papste mit, wie nützlich es sei, auf die Petitionen der kurfürstlichen Gesandten einzugehen, wie eine Restitution der Kurfürsten auf ihre Stühle als Act momentaner Klugheit keineswegs eine Cassation der Absetzungsurtheile nöthig mache, wie die Bestätigung des Decrets Freqnens von der Suprematie der Concilien über den Papst die Aufhebung der Neutralität, die Anerkennung des heiligen Vaters in Deutschland zur Folge haben würde, wie er auf alle Fälle auf den schwachen, bigotten Friedrich rechnen könne.

Der Papst war klug genug, die Situation augenblicklich zu durchschauen, nicht minder aber auch das Talent des kaiserlichen Gesandten, der mit so viel Scharfblick, mit so geistreicher Combination im scheinbaren Nachgeben das römische Interesse zu wahren verstand, zu würdigen; solche Männer konnte die Curie vor allem brauchen; Eugen beschloß, Aeneas an sich zu fesseln und ernannte ihn zu seinem Geheimsecretär, eine Stellung, die ihn von nun an zum gefährlichsten Gegner der Partei machte, der er früher angehört und der Grundsätze, die er dereinst vertreten, die ihn seinen ehemaligen Freunden entfremdete, ja zu ihrem Feinde machte, die aber die Staffel wurde, auf der er weiter und weiter bis zu der irdischen Herrlichkeit des apostolischen Stuhls selber stieg.

Der Papst befolgte den kurfürstlichen Gesandten gegenüber ganz den Rath, den ihm Aeneas gegeben. Sie wurden vorgelassen, unmuthsvoll und ergrimmt ob des Vortheils, der ihnen durch die Vorberathungen Eugen's mit seinem Legaten und dem schlauen kaiserlichen Secretär entgangen.

Leubin begann; auf ihn folgte Gregor von Heimburg und seine stürmische Beredtsamkeit, getragen von innerm gerechten Zorne und warmer Vaterlandsliebe, verdunkelte seinen Vorredner vollkommen. Der Inhalt seiner leider nicht auf uns gekommenen Rede war kurz folgender:[1])

---

[1]) Historia Friedr. III., ed. Kollar., p. 123 Hic Gregorius, orationem arrogantia plenam habuit; dixit: Germaniae principes unitos esse, eadem velle et sapere, Archiepiscoporum depositionem amarulento tulisse animo,

„Die gesammten deutschen Fürsten seien eins in ihrem Unwillen über die Absetzung der beiden Kurfürsten, sie forderten den Papst auf, dieselbe aufzuheben und zu cassiren. Ebenso solle er die Autorität der Concilien anerkennen; zum Besten der Nation solle ein Kurfürstentag am 1. Sept. in Frankfurt gehalten werden, um sich zu berathen, was nach der Antwort des Papstes zu thun sei.“ Dabei überreichte Heimburg die Urkunde, die den Willen der deutschen Nation enthielt. Eugen antwortete in seiner Weise kurz und gewichtig: „Dietrich von Köln und Jakob von Trier, die mit in der Urkunde verzeichnet wären, gälten ihm nicht mehr als Erzbischöfe, sondern Johann von Cambray und Adolf von Cleve. Jakob von Trier, dem er viel Liebes und Gutes erwiesen, habe sich undankbar gegen ihn benommen, habe sich Amadeus von Savoyen angeschlossen und gegen den römischen Stuhl gearbeitet. Dietrich von Köln habe sich immer feindlich zu ihm gestellt. Beiden sei somit vollkommen Recht geschehen. Die Kurfürsten stellten übrigens hohe Forderungen, ohne die geringsten Concessionen zu machen. Er wolle erst die Sache sich reiflich überlegen, ehe er einen Bescheid ertheile.“ Die Rede des Gregor scheint den Papst ebenso unangenehm berührt zu haben, als ihm die des Aeneas gefallen; war doch auch das ganze Wesen dieses Mannes seiner italienischen Art und Weise zu denken, zu reden, zu handeln, weit homogener. Ueberhaupt trat der Unterschied beider Persönlichkeiten, des Aeneas und Gregor, hier, wo sie an einem Orte, mit demselben Zwecke, wenn auch in verschiedener Absicht zusammentrafen, wieder aufs Grellste zu Tage.

Während Aeneas mit dem Papste in vertrauter Audienz conferirte und die geheimsten Tendenzen der Kurfürsten wie der ganzen deutschen Nation, die des Königs Treulosigkeit ihm mitgetheilt, unter vier Augen erzählte, und mit ihm gemeinsam den Plan entwarf, den Bemühungen der Fürsten und ihrer Gesandten die Spitze abzubrechen, wandelte Gregor in der schwülen Abenddämmerung, in

---

petere, ut cassetur annulleturque, ut auctoritas conciliorum approbetur, ut nationi opportune consulatur, electores ad Kal. Septembris habituros Francfordiae conventum atque ut Papam respondisse cognoverint, deliberaturos. Eugenius ad haec suo more graviter et pauca respondit.

Schweiß gebadet, seinen Auftrag und die Römer verachtend, mit herunterschlappenden Stiefeln, offener Brust, bloßem Haupte, aufgestreiften Armen in den Straßen umher, indem er auf Rom, Eugen und die Curie schmähte und über die Hitze des Landes klagte, die der reichlich genossene Wein in seinem blutheißen Körper noch mehr entzündete. Aeneas Sylvius spricht sich darüber offen aus.[1]) — Wer übrigens klüger und gewandter seine Sache geführt, darüber wird wol keiner in Zweifel sein; die kernhafte Derbheit Gregor's war gerade nicht das geeignete Mittel, den Papst zu behandeln, ihm etwas abzuringen, und die kurfürstlichen Gesandten geriethen ernsthaft in Furcht, daß von ihrer Seite zu heftig geredet worden sei.[2])

In geheimer Audienz, die Aeneas nochmals von Eugen erhielt, in welcher derselbe ihm die Absichten des Königs, die auf dasselbe Ziel wie die des Papstes hinausliefen, entwickelte, beschloß derselbe, aus Rücksicht auf Friedrich, die Kurfürsten wieder einzusetzen, auch sonst in manchen Punkten nachzugeben, wenn die lästige Neutralität dadurch beendigt würde. Es wurde mit den kurfürstlichen Gesandten in dieser Hinsicht unterhandelt und dieselben mit dem Bemerken entlassen, daß ein Bevollmächtigter auf den frankfurter Convent gesandt werden solle, um auf ihre Petition Bescheid zu ertheilen.

Die Gesandten gingen nach Frankfurt ab, wo alsbald der Convent zusammentreten sollte. Aeneas und Thomas richteten ihren Weg auch dorthin und reisten zusammen. Thomas war bedeutet worden, vorher noch zum Herzog Philipp von Burgund sich zu begeben, um ihn zu vermögen, die beiden an Stelle von Dietrich von Mörs und Jakob von Sirk eingesetzten Bischöfe, von denen der eine sein Bruder, der andere sein Neffe war, zu veranlassen, um des Kirchenfriedens willen, bis zum Eintritt einer neuen Vacanz, die Stühle von Köln und Trier aufzugeben, damit die Abgesetzten restituirt werden könnten. Ihre Reise

---

[1]) Hist. Frid. III. ed. Kollar, pag. 124. Gregorius juxta montem Jordanum post vesperas deambulans, caloribus exaestuans, quasi et Romanos et officium suum contemneret dimissis, in terram caligis, aperto pectore, nudo capite, brachia discoperiens, fastidibundus incedebat, Romamque et Eugenium et Curiam blasphemabat, multaque in calores terrae ingerebat mala etc.

[2]) Hist. Frid. III. ed. Kollar, a. a. O., Neque sine timore fuerunt, quod nimis rigide se locutos sentiebant.

war sehr beschwerlich; Aeneas wurde fortwährend von Steinschmerzen geplagt, Thomas durfte wegen des feindseligen Verhaltens des Herzogs Franz Sforza das florentinische Gebiet nicht betreten und in Parma wurde er vom Fieber befallen. Aeneas konnte, da der Convent nahe bevorstand, nicht bei ihm bleiben, er erhielt von Thomas die nöthigen Papiere, um sie an Johann Carvajal zu übergeben, nebst dem Auftrag, über das zu Rom Geschehene zu berichten, und so reiste er, wenn auch ungern, allein weiter. In Ulm, ängstlich wegen der durch Wegelagerer unsicher gemachten Straßen, traf er zufällig den Bischof Sylvester von Chiemsee und Caspar Schlick, beide als königliche Gesandte auch auf dem Wege nach Frankfurt; er schloß sich ihnen gern an, da er so keine Gefahr mehr zu fürchten hatte; zu ihnen kamen nach wenigen Tagen noch Markgraf Jakob von Baden und Albrecht von Brandenburg, ebenfalls Gesandte des Königs, und so zogen sie alle zusammen in Frankfurt ein.

Als päpstliche Legaten erschienen der Bischof Johann von Carvajal, Nikolaus von Cusa und, nachdem er glücklich genesen und seinen Auftrag in Burgund nach Wunsch ausgeführt hatte, fast am Schlusse der Verhandlungen, Thomas von Bologna; Johannes, Bischof von Lüttich, war mit deputirt, erschien aber nicht. Ein päpstliches Breve[1]), das die Legaten beglaubigte, sprach die sichere Hoffnung einer Obedienzerklärung an Rom aus und versprach dafür Anerkennung der baseler und constanzer Decrete über die oberste Autorität des Concils.

Für das Concil erschien als Gesandter Ludwig d'Allemand, Cardinal von Arles, nebst einigen Doctoren. Von Kurfürsten waren anfangs nur die von Trier und Mainz da, später erschienen die von Köln und der Pfalz; die von Sachsen und Brandenburg waren durch Gesandtschaften vertreten, ebenso die Erzbischöfe von Magdeburg, Bremen, Salzburg, wie noch viele andere geistliche und weltliche Fürsten.

Die Sache stand für die Concilienpartei äußerst günstig. Die Kurfürsten hatten sich fest zusammengeschlossen und sich vereinigt, falls Eugen ihre Forderungen nicht gewährte, sich für die Baseler frei

---

[1]) Müller, Reichstagstheatrum, S. 341.

und offen zu erklären. Dem König war sehr bange, der Papst hatte eigentlich nichts gewährt; er fürchtete den kühnen Schritt der Kurfürsten, den seine schwache Seele ihm nicht gestattete, aber er trug auch wieder Bedenken, sich von den Kurfürsten zu trennen und sich allein für Eugen zu erklären. Er sann auf Mittel, wie er diese Schwierigkeit vermeiden könne, und sein schlauer Secretär Aeneas wurde ihm zum Helfer aus der Noth. Mit ihm conferirte er über die praktische Anwendung des Satzes divide et impera; eine Intrigue ward zwischen beiden verabredet, die feste Einheit der Kurfürsten zu durchbrechen, dieselben unter sich zu entzweien und einige von ihnen auf ihre Seite zu ziehen.[1]) So heimlich sie auch ihr Gewebe gesponnen, ein Mann durchschaute sie, Johann Lysura, einer der scharfsinnigsten Kenner des Kirchenrechts, der Kanzler und die rechte Hand des Kurfürsten von Mainz, früher mit Jakob von Trier eng verbunden, sowol als jener noch für Eugen gesinnt, als jetzt wo er für das Concil eingetreten war; die eigentliche Seele des Kurfürstenbundes, dessen Bestehen hauptsächlich von ihm herrührt; ein Mann, dem Aeneas ziemlich ähnlich, ebenso geistvoll, aber auch ebenso charakterlos. — Er machte scharfe, beißende Andeutungen gegen Aeneas und die päpstlichen Legaten: sie sollten nicht glauben auf dem Convente noch etwas durchsetzen zu können; die Fürsten hätten sich eidlich verbunden und ihre Grundsätze ständen unabänderlich fest; Eugen habe es selbst so gewollt, da er die Frechheit gehabt, zwei Männer wie die kölner und trierer Erzbischöfe abzusetzen, als wenn sie Bischöfe von Nepi und Sutri wären, und da er außerdem die Kurfürsten aufgereizt durch Nichtgewährung ihrer gerechten Forderungen. Mit scharfer Betonung äußerte er zu den kaiserlichen Gesandten: „Rathet dem Kaiser, wenn er klug ist, er solle an die Kurfürsten sich anschließen. Er soll sich nicht einbilden, den Kurfürstenbund sprengen zu können!"

Die Verhandlungen begannen mit einer Heiligen-Geistmesse. Der Cardinal von Arles wollte als Legat sich das Kreuz vortragen lassen; doch hielt man auf strenge Beobachtung der Neutralität von kaiser-

---

[1]) Hist. Frid. III. ed. Kollar., p. 126, Eam ob causam legatis suis id mandati Caesar dederat, ut foedus Electorum omnino rumpere tentarent, et aliquos electores ad se trahere studerent: quodsi duos ex eis habere possent, declarationem pro Eugenio facerent, sin autem, declarationem ommitterent.

licher Seite und versagte ihm das Vorrecht. Jakob von Trier trat für ihn auf. Hätten die Legaten Eugen's das Recht, so habe es auch der Legat des Concils. Eugen habe ihre Gesandten verachtet, höhnisch behandelt; er möge nun sich nicht wundern, wenn man sich von ihm ab, den Baselern zuwende. — Man stritt hin und wieder, bis endlich die frankfurter Bürger sich hineinmischten und auf die Seite der Königlichen traten, so daß Friedrichs Gesandte die Forderung, das Kreuz nicht sich vortragen zu lassen, an den Cardinal von Arles aufs neue stellen konnten und von den streng neutral gesinnten Kurfürsten von Mainz, Brandenburg und der Pfalz unterstützt wurden. Der Cardinal mußte endlich gehorchen. — Mit dieser Reibung zwischen der conciliaren und päpstlichen Partei hatte der Convent begonnen, ein Vorspiel größerer Ereignisse im gleichen Style.

Vor allem sollten die von Rom zurückgekehrten kurfürstlichen Gesandten gehört werden. Gregor von Heimburg war ihr Sprecher. Sein Blut kochte noch vor Aerger über das Verfehlte der Mission, vor Empörung, daß römische List, diplomatische Winkelzüge den Sieg davongetragen über die gerechte Sache. So ergoß sich denn auch seine Rede wider den Papst, die Cardinäle, ganz Rom; den Papst nannte er einen Feind deutscher Nation, einen störrischen Gegner der Fürsten und einen großen Feind der kölner und trierischen Erzbischöfe. Die Cardinäle seien Verächter des Concils, sie suchten die Nation zu unterdrücken, die Curie zu mästen.[1]) Mit derbem Humor schildert er dann die einzelnen Persönlichkeiten, nennt den Cardinal Bessarion wegen seines langen Bartes einen Bock u. s. w. Diese Rede verfehlte nicht einen tiefen Eindruck zu machen, den Aeneas seinerseits zu paralysiren strebte. Er warf dem Gregor vor, daß er das Schlimme übertreibe und das Gute verringere, er thue es nur, um sich den Kurfürsten von Trier und Köln gefällig zu erzeigen. Dadurch gereizt, forderte Jakob von Trier den Aeneas auf,

---

[1]) Hist. Frid. III. ed. Kollar, pag. 129, Illum nationi Germaniae infestum, suae cervicis hominem, nullis movendum rationibus asserebat. Cardinales quoque universos accusabat, qui nationem gravare cuperent, Conciliorum auctoritatem spernerent, Romanam Curiam saginare studerent. Die einzigen von Aeneas bewahrten Bruchstücke dieser Rede.

nun seinerseits sich über die Anklagen gegen Rom zu erklären, er sei ja auch unter den Gesandten gewesen, und könne so gut reden als jener. Mit officiösem Stolze entgegnete Aeneas, nicht der Fürstenconvent, der König habe ihn geschickt, ihm werde er Antwort geben; setzte aber sogleich diplomatisch hinzu: Gregor habe Deutsch gesprochen, was er nicht verstände, er wisse also nicht, was jener geredet, gäbe er seine Worte dazu, so könnte es leicht den Schein haben, als stimme er ihm bei, und das wolle er nicht. Soviel habe er allerdings von Gregor's Rede verstanden, daß sie durchaus feindselig sei. Er wandte sich deshalb an Heimburg selbst: „Du, Gregor, berichtest nur die herben Aeußerungen von Rom, die freundlichen und gütigen verschweigst Du.[1]) Warum erzählst Du nicht, wie ehrenvoll uns Eugen empfangen hat? Warum berichtest Du nicht, wozu er sich dem römischen Könige, den vier Kurfürsten gegenüber erboten? Warum sagst Du nicht, daß Eugen zu einem solchen Verfahren wider die Erzbischöfe von Trier und Köln, nicht wegen der Neutralität, sondern wegen anderer Gründe sich bewogen gefunden habe, wie er uns selbst gesagt hat?" Jakob von Trier fuhr wüthend dazwischen: „Da lügt Eugen, denn in den Bullen führt er die Neutralität als Ursache an!" worauf Aeneas ruhig auswich: Er wisse nicht, was Eugen wirklich bewogen habe, sondern er führe nur an, wovon Eugen sage, daß es ihn bewogen habe! —

Doch die Entgegnungen und Zwischenreden konnten den Eindruck, den Gregor hervorgebracht, nicht verwischen. Einstimmig waren die Fürsten für unbedingten Anschluß an die Baseler, und diese versprachen ein neues Concil an einen Ort, den der König und die Kurfürsten bestimmen sollten, zu berufen. Ihren Schattenpapst, Felix V., der ihnen nur Aergerniß gebracht, berührten sie dabei gar nicht und ließen ihn fallen. — Die königlichen Gesandten schlugen eine nochmalige Sendung an Eugen vor; doch der Vorschlag ward zurückgewiesen. Die Sache Eugen's war auf dem Punkte, ganz verloren zu gehen. — Da bewährte sich Aeneas als echter Sohn der römischen Kirche, als gewandter Diplomat; der

---

[1]) Hist. Frid. III. ed. Kollar, a. a. O., At cum pergeret maledicere, ab Aenea reprehensus est, quod mala accurate referret, bona nulla exponeret.

Plan, die Kurfürsten zu entzweien, den Bund zu sprengen, konnte allein hier noch Hülfe bringen. Er eilte, ihn mit allen Mitteln ins Werk zu setzen, und mit dem plumpsten gewann er den Mann, der ihm, wie den päpstlichen Legaten gegenüber, so zuversichtlich von der Festigkeit der Kurfürsten, von der Unmöglichkeit, ihren Sinn noch einmal dem Papste günstig zu stimmen, geredet hatte, Johann Lysura. Es galt den mainzer Kurfürsten zuerst zu bearbeiten und von den andern abzusondern, dann hatte man den unselbständigen Brandenburger, der dem Beispiele des Mainzers in der ganzen Angelegenheit nachgefolgt, mit dem König auch ungern in Widerspruch gerieth, von selbst. Vor allem mußte man sich des einflußreichen Kanzlers Lysura versichern, und es ist ein Wunder der menschlichen Natur, das wir nicht zu enträthseln vermögen: 2000 Goldgulden, von seiten des Königs diesem Manne zur Theilung mit den drei andern mainzer Räthen übergeben, genügten, um denselben auf einmal anders reden, zum Vorkämpfer der Obedienzerklärung zu machen.[1]) Der mainzer Kurfürst wurde durch Lysura bearbeitet und gewonnen. Er redete für Unterwerfung unter Eugen. Seine Mitverbündeten machten ihm Vorwürfe, wie er gegen die Verabredung stimmen, sich von der Stellung, die sie einzunehmen sich vorgenommen, entfernen könne. Er war verwirrt und half sich mit haltlosen Entschuldigungen, sprach davon, daß man im Kurfürstenverein ihm Falsches vorgespiegelt, — als wenn er nicht selbst vorher aufs genaueste gewußt hätte, was derselbe ausgemacht, — ferner, daß man gegen den Papst nicht auftreten dürfe u. dgl. Ausreden mehr. Durch diese Intrigue war des Aeneas Plan erreicht, der Kurfürstenbund gesprengt und die Einheit durchbrochen. — Wie richtig hatte Friedrich's Gesandter manipulirt, wie hatte er seinen Mann gekannt, wie hatte er verstanden, sich den Lysura zu eigen zu machen. Indem er Lysura in seiner eigenen

---

[1]) Hist. Frid. III., p. 127, ed. Kollar, Joannes de Lysura foederis et auctor et defensor Maguntinum in sententia tenebat. Cumque res diu inutiliter tractaretur, ad pecuniam tandem recurrere oportet, cui rarae obaudiunt aures. Haec domina curiarum est, haec aures omnium aperit, huic omnia serviunt. Haec quoque Maguntinum expugnavit. Non quod sibi quicquam promissum fuerit, sed inter quatuor ejus consiliarios duo millia florenorum Rhenensium erogata sunt, quae bono animo Caesar, solvit, ne, se spreto, Electores ad partem Concilii Felicisve declinarent, quam summam Nicolaus postea per Aeneam Friderico remisit.

Schwäche fing, indem er ihn schuldig werden ließ, wurde derselbe sein Werkzeug. Derjenige, der den Kurfürstenbund begründet, war das Mittel geworden, ihn zu zerstören. — Ein meisterhafter Kunstgriff der romanischen Politik von jeher, das sittliche Selbstgefühl zu brechen, die Reinheit des Gewissens zu beflecken, mit einem Worte, das Schlechte im Menschen zu benutzen, um durch dasselbe die Gemüther um so fester zu halten, sich ihrer Knechtschaft auf alle Zeiten zu versichern. — Der Verein spaltete sich schnell. Wie zu erwarten war, folgte der Kurfürst von Brandenburg dem von Mainz; der von Sachsen wollte sich für die Obedienz entscheiden, wenn es die Majorität thäte, und der von der Pfalz schwankte charakterlos zwischen der Obedienzerklärung und dem Anschluß an die Baseler. Gegen Eugen waren nur noch die Erzbischöfe von Köln und Trier. So viel war sicher, daß das erste Programm des Kurfürstenbundes, gänzliche Lossagung vom Papste, durch diese Spaltung nicht mehr ausführbar war; aber ebenso wenig wollte die Majorität auf die päpstlichen Bescheide hin, die an Carvajal, durch Aeneas, von Thomas aus Parma übersandt worden waren, die Obedienz erklären, da der Papst fast gar nichts von dem Verlangten gewährt hatte, die Petition fast ganz unberücksichtigt geblieben war. Von Thomas, welcher aus Burgund noch immer nicht angekommen, glaubte man auch nicht viel mehr erwarten zu können. Eine allgemeine Misstimmung machte sich geltend, die Oppositionspartei erkannte, daß die glänzenden Antecedentien, die ihr Plan, von Rom sich loszureißen, gehabt, ohne alle Resultate geblieben seien; die päpstlich Gesinnten sahen ein, daß die Obedienz auch noch nicht geleistet sei, und sie wenigstens theurer erkauft werden müßte, als sie geglaubt. Die letzteren schlugen endlich eine Gesandtschaft an Eugen vor, mit denselben Petitionen; sei die Antwort erwünscht, so wolle man Eugen sich unterwerfen, außerdem neue Berathungen eintreten lassen. Die Kurfürsten von Mainz, Brandenburg und Pfalz adoptirten diesen Antrag, grollend auch die drei andern Kurfürsten, da sie sahen, daß es nicht mehr möglich war, der verhaßten Gehorsamserklärung zu entgehen; doch verlangten sie die Forderungen an Eugen höher gespannt und, falls sie nicht gewährt würden, unbedingten Anschluß an das Concil. Die königlichen Gesandten widersprachen, doch die Majorität war für diesen Antrag,

und die Kurfürsten wurden wieder zuversichtlicher; sie wußten wohl, Eugen wollte, ja konnte auf diese Forderungen, die sie mit allgemeiner Zustimmung vorgelegt, nicht eingehen, das ganze Obedienzproject würde dann zu Nichte werden, und dem Anschlusse an die Baseler könne nichts mehr entgegenstehen. Die Einheit war auf einen Moment durch diesen glücklichen Zug unter den Kurfürsten hergestellt. Aufs neue sollte sie von päpstlicher Seite zerrissen werden. Aeneas hatte aufs schärfste beobachtet, er, wie die Oppositionsmänner, wußten sehr wohl, daß der Papst die letzt formulirten Petitionen nicht annehmen würde. Er berieth sich mit Cusa, um ungefähr überschlagen zu können, was wol das Aeußerste sei, was Eugen gewähren dürfte; die Einwände des starren, hartnäckigen Kirchenmannes Carvajal, dem apostolischen Stuhle nicht das Geringste zu vergeben, wurden von dem umsichtigen Diplomaten nicht beachtet. Sodann wandte er sich an die königlichen Gesandten und legte ihnen seinen Plan vor: die Petita der Gegenpartei neu zu formuliren, das Rechte und Angemessene beizubehalten, der Nation und dem kölner und trierer Kurfürsten Genüge zu thun, auch, soweit es möglich sei, dem Ansehen des Concils gerecht zu werden. Das allzu Schroffe, für Eugen Unannehmbare wolle er schon herausfeilen und abschleifen, dann das Ganze den Anwesenden vorlegen, als die von Friedrich gewünschten Bedingungen der Obedienzerklärung. Vorher schon hatte er an den Kurfürsten von Mainz das Ansinnen gestellt, sich der Politik der königlichen Gesandten aufs neue anzuschließen. Dieser hatte jetzt allerdings einige Scrupel, sein Wort wiederum zu brechen. Doch meinte Aeneas, sie beide seien gar nicht verschiedener Ansicht, arbeitete in einer Nacht die kurfürstliche Vorlage so geschickt um [1]), daß

[1]) Hist. Frid. III. ed. Kollar., p. 129, Cum legati Caesaris non possent menti Pontificis satisfacere, Aeneas modum commentus est, qui receptis notulis secundum quas se Principes obligaverant, nisi Eugenius illas admitteret, velle se eum deserere, omne venenum ex his ademit, novasque notulas composuit per quas et Archiepiscopi depositi restituerentur, et nationi opportune provideretur, et auctoritas conciliorum salvaretur, illasque dixit sua opinione Eugenium non negaturum. Leider ist das Actenstück selbst verloren gegangen und nur den Referaten des Aeneas selbst, wie des Gobellinus verdanken wir einige Notizen darüber.

die Forderungen ungeschwächt erschienen. Die vier Punkte — 1) daß der Papst ein Generalconcil in Constanz, Trier, Mainz oder Worms halten; 2) die Autorität der allgemeinen Concilien, gemäß der baseler und constanzer Decrete, namentlich des Decrets Frequens, anerkennen; 3) den Beschwerden der deutschen Nation, hauptsächlich betreffs der Annaten, abhelfen; 4) die Kurfürsten von Köln und Trier wieder einsetzen solle — wurden gelassen; dennoch war den Anträgen immer die Schärfe benommen und ihnen eine Gestalt verliehen, daß sie der Papst unbeschadet seiner Würde wol annehmen konnte. Diesen vom König genehmigten Entwurf legte Aeneas dem Kurfürsten von Mainz vor und sprach die Hoffnung aus, daß Eugen alles darin Aufgestellte zugeben werde. Dem Mainzer erschien die Petition zureichend und gerecht, und er schloß dann mit den königlichen Gesandten, dem Vertreter des Kurfürsten von Brandenburg, der, wie wir schon erwähnt, immer dasselbe that wie der Mainzer, den Abgeordneten der Erzbischöfe von Magdeburg, Bremen und Salzburg, des Hochmeisters von Preußen, sowie vieler anderer geistlicher und weltlicher Fürsten, die über die Vorlage völlig mit seinem Urtheile übereinstimmten, ein Bündniß ab, dieselbe durch Gesandte bei Eugen zu befürworten. Die andern Kurfürsten, sowie die übrigen Oppositionsmänner, sahen plötzlich die Majorität der Gegenpartei zneilen. Die Bedingungen der Obedienzerklärung, die sie unerfüllbar zu machen gesucht, hatte Aeneas in eine dem Papste annehmbare Gestalt gebracht, die Obedienz schien nun wirklich nicht mehr zweifelhaft. Unwillig zogen sich die von Köln, Trier, Sachsen von dem Handel zurück, während der Pfälzer sich noch nicht entscheiden konnte und seine schwankende Stellung beibehielt. Den Anschluß an Rom zu hindern, hielt man nach diesem Kunstgriff nicht mehr für möglich.

So hatte denn Aeneas sein diplomatisches Talent in einer schwierigen Lage aufs glänzendste bewährt und der päpstlichen Sache in Deutschland in einer Weise Vorschub geleistet, wie man selbst von römischer Seite kaum erwarten konnte. Dennoch hatte er wenig Dank davon. Der Cardinal von Arles, den er sammt seiner Partei so siegreich aus dem Felde geschlagen, nahm die Gelegenheit wahr, ihm heftige Vorwürfe wegen seiner Abtrünnigkeit von seinen frühern Principien zu machen, worauf er antwortete: daß die Abtrünnigkeit der Baseler von

ihren großen Principien ihn vermocht habe, abzufallen; eine Entgegnung, in der er theilweise recht hatte, da die Baseler nicht mehr das waren, was sie beim Anfange des Concils, als Aeneas ihm noch anhing, gewesen, theilweise unrecht, da Ehrgeiz, nicht Ueberzeugung, ihn von seinen früheren Ansichten abgelenkt.

Ebenso wenig war Thomas von Bologna, der endlich angekommen war, mit ihm zufrieden; er war zum Glück für Aeneas' Manipulationen nicht früher anwesend, seine stolz hierarchische Gesinnung hätte nie eine Vorlage, wie die von dem königlichen Secretär abgefaßte, zugegeben. Als Aeneas ihm und Carvajal dieselbe mittheilte, entrüstete sich der letztere, er wollte sie, als dem römischen Stuhle zu viel vergebend, umgestoßen wissen, und erst Nikolaus von Cusa brachte die Sache wieder ins Geleis. Selbst Lysura, den der Kurfürst von Mainz entlassen, und der es mit den Legaten des Papstes hielt, gab ihm beißende Reden zu hören. — Dennoch aber wurde sein Werk nicht gestört, die Petition war von allen unterzeichnet, die Absendung beschlossen; würde sie bejahend beantwortet, so sollte gleich an Ort und Stelle die Obedienz erklärt, im entgegengesetzten Falle ein neuer Fürstentag gehalten werden.

Der Convent löste sich auf; die baseler Gesandten zogen eiligst heim; die Legaten des Papstes kehrten zurück; und obschon sie auf den Stand der Angelegenheiten am wenigsten eingewirkt, verlieh ihnen der heilige Vater, aus Freuden über den glücklichen Gang der Dinge, den Cardinalshut, nachdem sie ihn noch ermahnt, auf alle Forderungen, die die Gesandtschaft an ihn richten würde, einzugehen.

Die kaiserlichen Gesandten, Aeneas Sylvius und Prokopius von Rabstein, machten sich auf den Weg, ebenso die der übrigen Fürsten, unter denen wir besonders Johann Lysura für Mainz kennen, nicht minder die des Kurfürsten von Brandenburg, der Erzbischöfe von Salzburg, Magdeburg, Bremen. In Siena traf man zusammen, Weihnachten 1446, und setzte die Reise gemeinsam fort. Der Empfang der Gesandten war sehr ehrenvoll. Obschon man in Rom hin und her gestritten hatte, ob die Forderungen der Deutschen mit der Würde des römischen Stuhls vereinbar seien, und sich Parteien in dieser Frage bildeten, so ließ es doch keiner merken, da man wußte, daß der Papst es wünsche und die Obedienz auf dem Spiele stehe.

Festlichkeiten wurden ihnen zu Ehren gegeben, die Prälaten wetteiferten miteinander ihnen den Aufenthalt angenehm zu machen.

Die Verhandlungen begannen zunächst insgeheim mit den königlichen Gesandten, Januar 1447. Was der Gegenstand derselben war, kam nicht an die Oeffentlichkeit; ein Brief von Heimburg, fast 20 Jahre später geschrieben, als er am Hofe Georg Podiebrad's lebte, wirft einiges Licht darauf und ist um so glaubwürdiger, als sicher angenommen werden kann, daß Heimburg aufs tiefste in die Reichsangelegenheiten eingeweiht war, zu einer Zeit, wo er im Dienste des Kurfürsten von Trier politisch thätig sich befand und die wichtigsten Missionen auszuführen hatte. Dieser Brief, vom 3. Juli des Jahres 1466, an den Erzbischof von Gran gerichtet, öffnet uns die Augen über das Verhalten des Königs in dieser Angelegenheit. Der fortwährend sich regende Wunsch, die Neutralität zu überwinden, der bigotte Abscheu vor dem Concile, das Drängen nach Unterwerfung unter Eugen hat einen sehr materiellen Grund: Friedrich hatte dem Papste die Obedienz — verkauft [1]); auf dem frankfurter Tage hatte der Papst sich erst an die Kurfürsten gewandt, sie zu gewinnen; es gelang ihm nicht; den König gewann er jedoch mit einigen Zugeständnissen, besonders aber mit 221000 Dukaten, hauptsächlich als Beisteuer zum Krönungszuge, von denen 121000 sogleich, die andern 100000 erst später von des Papstes Nachfolgern bezahlt werden sollten. Daraus sehen wir, was die 121000 Dukaten zu bedeuten haben, auf die der Papst Anweisungen für den König in den der Obedienzerklärung vorangehenden Verhandlungen ausstellte, und die 28000 Dukaten, für deren Zahlung er jeden seinen Nachfolger so lange verpflichtete, bis die 100000 voll seien. Eine Pflicht, der auch später sein Nachfolger Nikolaus V. genügte und die 2000 Gulden dazu legte, mit denen

---

[1]) ... Tunc Rex CCXXI millibus ducatorum obedientiam depicisci non veretur; quorum centum ac viginti et unum millia illico numerantur et persolvuntur, de reliquis Papa cum subscriptione Cardinalium obligat sedem et successores. — Dür Nikolaus von Cusa, Theil I, Beilage IV, S. 500. Ein späterer Brief Höfler's Archiv XII, S. 340. ... Hanc salutarem constitutionem Imperator noster acceptis centum millibus et uno dissolvit seu per indirectum disturbavit papae Eugenio simpliciter adhaerendo.

damals königlicherseits die vier mainzer Räthe bestochen worden, als es galt den Kurverein zu sprengen; Calixtus gab nichts, ebenso wenig Pius II., und Friedrich konnte nicht fordern, da der Handel von der einen Seite so schmuzig war, als von der andern. — So sprang der König mit den heiligsten Rechten der Nation um, so opferte er die Freiheit der Kirche, die segensreichen Folgen, die das Reformconcil für dieselbe haben konnte, so trat er mit seinem Reiche in Widerspruch und verhandelte das, wofür es gekämpft, wofür es gelitten, wie unnützen Trödel; die ganze Obedienz war demnach eine abgekartete Sache, und religiöse, wie politische Bedenken waren es nicht allein, die ihn derselben geneigt machten. — Welcher Jammer, Deutschland so lange Zeit in diesen Händen sehen zu müssen! ist es ein Wunder, wenn der herrliche Zusammenhang des Reiches nach allen Seiten hin sich auflöste? — Die Audienz der Gesandtschaften fand wirklich vor Eugen statt, Aeneas war ihr Redner, er las den Entwurf vor, den er in Frankfurt formulirt. Der Papst hörte ihn huldreich an und ergoß sich in Lobeserhebungen über den König; aber selbigen Tages wurde er schwer krank, man sah, daß es mit ihm zu Ende ging; er übergab deshalb den Fortgang der Angelegenheit an die Cardinäle, doch wollten die meisten der Gesandten, da sie hörten, der Papst werde kaum noch zehn Tage leben, die Obedienz gar nicht leisten. Aeneas war es wieder, der sie endlich doch dazu beredete, indem er sagte, auch wenn Eugen darüber stürbe, so würde sein Nachfolger den Act gewiß gutheißen und auf alle Bedingungen eingehen; zudem müßten sie mit Eugen verhandeln, auf den allein ihre Vollmachten lauteten. Sie sollten jetzt ihre Bedenken lassen, um nicht wieder ein Schisma hervorzurufen, durch das sie doch genugsam gelitten. Johannes Lysura stimmte ihm bei und sprach mit erkünsteltem Fanatismus, man solle die Obedienzerklärung vollbringen, wenn von dem Papste auch weiter nichts mehr lebe, als die kleine Zehe des linken Fußes. — Die Unterwerfung wurde am 7. Februar wirklich erklärt, und zwar am Krankenbette Eugen's, nachdem derselbe die Petita zugestanden. Erst leistete Aeneas Gehorsam, dann die übrigen Gesandten; Eugen händigte dem Aeneas die Uebereinkunftsbullen ein, und im öffentlichen Cardinalsconsistorium wiederholte sich alsbald die Ceremonie, Freudenfeuer brannten, Glocken läuteten von allen Thürmen, Trom-

peten schmetterten und verkündeten den Sieg der Curie. Auf seinem Sterbebette sah Eugen die stolze Herrlichkeit der römischen Hierarchie in ihrem Triumphe. Mit welchen Waffen Rom auch den Kampf geführt, es hatte ihn gewonnen, das germanische Reich fühlte aufs neue, trotz der ungeheuersten Anstrengungen, sich unterworfen und gefesselt, und die Tiara glänzte wieder herrschend über der deutschen Erde. In diesem großen Gedanken starb Eugen; durch List und Zähigkeit ersetzte er, was ihm an Genialität, an Heroismus abging, und kam so langsam, aber sicher zu seinem Ziele. Der 23. Februar war sein Todestag. Der Cardinal Thomas von Sarzana, Erzbischof von Bologna, folgte ihm als Nikolaus V., am 6. März 1447.

In vier Bullen hatte der Papst seinen Bescheid auf die Forderungen der deutschen Nation niedergelegt.[1]) Man nannte sie redlich und genügend, allerdings versprachen und gewährten sie viel, aber doch machten sie alles Verhießene illusorisch. Sie bequemten sich zur Anerkennung der constanzer und baseler Decrete über die Präeminenz des Concils, verhießen Abhülfe der Beschwerden der Nation, aber durch Hervorhebung des päpstlichen Entschädigungsrechts wurden die Concessionen bezüglich der Annaten doch wieder zum leeren Schein; sie restituirten die Kurfürsten von Köln und Trier, erkannten sie aber nur in dem Falle an, daß sie fürder gehorsam wären, sowie sie die Anhänger der baseler Synode nur unter derselben Bedingung von allen Strafen und Censuren losspracheu. Ein Gewissensvorbehalt, den Eugen darauf noch erließ, daß, wenn er, durch Krankheit des ganzen Umfangs seiner Urtheilskraft beraubt, vielleicht etwas zu viel dem apostolischen Stuhle vergeben hätte, er dies im voraus widerriefe, gab allen Errungenschaften eine große Unsicherheit und überlieferte sie vollkommen der Willkür der nachfolgenden Päpste.

Der König hatte seiner Nation schweres Unrecht gethan; ihre Hoffnungen, ihre gerechten Erwartungen für schnödes Gold dahingegeben, das Concil, dessen oberste Autorität den Deutschen verbürgt wurde, dessen regelmäßige Abhaltung von 10 zu 10 Jahren der Papst

---

[1]) Müller, Reichstagstheatrum, Vorst. I, S. 347—352.

zugesagt, ohne irgendwelche Garantie dafür, daß er sein Versprechen erfüllen werde, erschien, wie Heimburg richtig in seinem Briefe bemerkt, als ein jämmerlicher Vorwand, vor sich selbst, wie vor der Nation, des Königs Schmach zu verstecken, wenn er zur Rechenschaft gezogen werden sollte.[1])

Allein die Beendigung des Schisma war nur der Anfang der Reaction; viele hatten sich von der Obedienzerklärung ausgeschlossen, sie alle sollten jetzt Gehorsam leisten, und die gesammten Reichsstände dem neuen Papste ihre Unterwerfung versichern; besonders war es auf die Kurfürsten von Köln und von der Pfalz abgesehen. Auf Margarethentag 1447 ward deshalb vom König ein Convent in Aschaffenburg berufen; als Gesandte schickte er Hartung und Aeneas Sylvius, der indeß in die Reihen des römischen Klerus aufgenommen, von dem sterbenden Papste Eugen als Subdiakon geweiht worden war und 30 Tage später von Nikolaus V. das Bisthum Triest erhalten hatte. Auch diesen Convent dirigirte wieder Aeneas. Er wie Hartung bearbeiteten die Kurfürsten von Köln, der Pfalz und Sachsen zum Zwecke der Obedienz, und hatten, obschon der Pfälzer Felix V. Schwiegersohn war, günstigen Erfolg. Auch die andern von der Oppositionspartei, die Pfalzgrafen Otto und Stephan, die Bischöfe von Worms, Speyer und Strasburg, die Grafen von Würtemberg, unterwarfen sich dem neuen Papste, der sie alle zu Gnaden wieder aufnahm. Man schritt weiter; nachdem der Papst in ungerechtester Weise Felix V. Savoyen genommen, und dies Land, welches Felix schon früher seinem Sohne vermacht, dem König von Frankreich geschenkt hatte, eine Schenkung, von der Karl VII. allerdings gerecht genug war, keinen Gebrauch zu machen, wurde das Concil, dessen letzte Trümmer mit der Obedienzerklärung zusammengebrochen waren, aufgelöst. Die Väter weigerten sich anfangs, dem Befehle zu gehorchen, doch wurden den baseler Bürgern schwere Strafen angedroht, falls sie die Versammelten noch länger in ihren Mauern duldeten. So hob sich

---

[1]) Derselbe Brief. ... Item recepit imperator a papa literas super recognitione auctoritatis generalium conciliorum, et quod perpetuis temporibus de decennio in decennium debeat celebrari; ut sic etiam honori suo et nationi cavisse videretur, si forte ad rationem poneretur.

das Concil auf, am 18. Mai 1448, und verlegte sich am 25. Juni nach Lausanne; der Bischof von Basel sammt der Stadt erklärte Nikolaus die Obedienz, wofür sie Verzeihung für ihre frühere schismatische Stellung erhielten. 1449 endlich dankte Felix V. in Lausanne ab, und wurde dafür von Nikolaus zum Cardinal und Legaten a latere ernannt, erhielt auch ein anständiges Jahrgeld aus der päpstlichen Schatulle. Nicht minder verblieb der Cardinal von Arles im Besitze seiner Güter und Würden. Felix zog sich bald zurück in die Einsamkeit der Karthause Ripaille, dort lebte er noch einige Zeit in frommen, ernsten Betrachtungen und starb im Jahre 1452. Ohne schlecht zu sein, war sein Auftreten der guten Sache höchst unheilvoll gewesen. Das Concil hatte durch ihn Würde, Ansehen und Vertrauen verloren, die Opposition war zu einer bloßen Parteisache herabgesunken und der Wunsch nach Friede und Einigkeit mußte schließlich, wenn man einem Papste sich einmal anschließen wollte, die Wahl auf Eugen lenken. Solange Felix Anspruch machte, Haupt der Reformpartei zu sein, war dieselbe gehemmt und in eine schiefe Richtung gekommen. Ohne Absicht hatte er sie um den Sieg gebracht. — Die Synode von Lausanne erkannte Nikolaus V. an, indem sie, sich noch immer als competent betrachtend, ihn erwählte, und löste sich 1449 von selbst auf, ehe sie nochmals von außen aufgelöst wurde. Nach fast zwanzigjährigem Bestehen, begrüßt unter dem freudigen Zuruf der Besten und Edelsten des Jahrhunderts, angesehen als der Hort der freiesten Geistesstrebungen, im voraus gesegnet als Quelle heilsamster Verbesserungen, verlief sie, jämmerlich zusammengeschmolzen, im Sande. Wol lag an Andern die Schuld, aber auch die Väter waren nicht freizusprechen; Kleinlichkeit, Neid, Eifersucht ließen sie zuletzt ihre große Aufgabe vergessen, in unbedeutenden Zwistigkeiten ihre Kräfte, ihre Zeit verzehren, so daß sie ihren Einfluß einbüßen, der überlegenen römischen Politik weichen mußten.

Was waren die Früchte, die die Nation davontrug? — Eine provisorische Uebereinkunft vom 3. Juli 1447, bekannt unter dem Namen Avisata in diaeta Aschaffenburgensi, verschob alle Entscheidung auf den nach Nürnberg zu berufenden Reichstag. Eine Vereinigung von beiden Seiten war nothwendig, sollte eine Reform durchgeführt werden. Merkwürdigerweise hatte sich schon in dem-

selben Jahre zu Bourges ein Bündniß zwischen den vier Kurfürsten von Köln, von Trier, von Sachsen und der Pfalz mit dem Könige von Frankreich gebildet auf Grund der baseler Decrete und dem Principe der Concilienautorität, um zwischen der Opposition und Nikolaus V. auf einem dann zu veranstaltenden neuen Concile, doch mit ausdrücklicher Wahrung der baseler Errungenschaften, eine Versöhnung zu erzielen.

Wir glauben nicht zu irren, wenn wir Heimburg, damals noch im Dienste des Kurfürsten von Trier befindlich, als Stifter dieses Bündnisses ansehen.

Der nürnberger Reichstag kam nicht zu Stande, wol aber wurde ein Separatvertrag zwischen Aeneas und Carvajal in Wien, im Jahre 1448, abgeschlossen, der gewöhnlich, weil auf der aschaffenburger Diät darüber verhandelt wurde, der Aschaffenburger genannt wird. Schon vorher hatte der päpstliche Legat das zu Rechte Bestehen der baseler Beschlüsse geleugnet, das Eugen doch in seinen vier Bullen, gegen die Versicherung der provisio für den apostolischen Stuhl, zugestanden. Obschon im Eingange erwähnt wurde, daß dieses Concordat mit Einstimmung aller Fürsten und Herren geistlichen und weltlichen Standes abgeschlossen sei, so war dies dennoch eine Lüge. Aeneas und Carvajal machten die Sache unter vier Augen ab, und der König maßte sich an, im Namen der deutschen Nation gehandelt zu haben. Friedrich verlangte nach der Kaiserkrönung in Rom, der Papst wollte dafür auch erkleckliche Vortheile haben. Aeneas wußte das, und Carvajal nicht minder. Aeneas, der nicht vergaß, daß der Vortheil, den Rom in diesem Vertrage errang, auch ihm wohl angeschrieben wurde, schloß ihn in einer Weise ab, der selbst des Nikolaus' Hoffnungen übertraf. Die Annaten, die Confirmationen der Prälaten blieben dem Papste, die durch das baseler Concil aufgehobenen Reservationen wurden wiederhergestellt. Eine Clausel garantirte zwar die Aufrechterhaltung der letzten Uebereinkunft mit Eugen, doch ohne Erfolg, ebenso unsicher war das Versprechen eines allgemeinen Concils, für dessen Berufung Aeneas im Jahre 1450 beim Papste wirken sollte, auf seine nachlässige Fürsprache aber eine ebenso nichtssagende Antwort erhielt. Lächerliche persönliche Gnaden- und Gunstbezeigungen an Einzelne sollten die gänzliche Aufhebung der baseler

Errungenschaften verschmerzen lassen, die Kurfürsten sollten dadurch für das Concordat gewonnen werden. Beim Mainzer, auch bei dem von Trier gelang es, schwerer bei dem von Köln. Nichts von dem, was man seit 30 Jahren gehofft und erwartet, war geblieben; die Nation war betrogen und überlistet. Selbst katholische Schriftsteller traten später gegen das Unrecht auf, das durch dieses diplomatische Spiel verübt worden war, und verlangten Beachtung der baseler Reformdecrete, die dies Concordat umgestoßen hatte. In den sogenannten Emser Punctationen kam dieses Kapitel sehr ernsthaft wieder zur Sprache. — Aeneas, mit der Inful von Triest geschmückt, stieg indeß höher und höher auf der Leiter des Ruhms, Papst und König wetteiferten, ihm zu beweisen, wie hoch sie seine Bedeutung zu schätzen wüßten. Bereits 1451 wurde er Bischof von Siena, nicht minder hatte man ihm die wichtigsten und delicatesten Sendungen anvertraut. Immer kälter und lockerer wurden jedoch die Beziehungen des Aeneas zu seinen früheren Freunden, zu den Lebenskreisen, denen er dereinst angehört; besonders war es Gregor von Heimburg, mit dem er bei seinen politischen Ansichten und seinem Thun in den entschiedensten Widerspruch treten mußte, ein Gegensatz, der sich, je weiter er auf seiner Bahn ging, nur immer greller herausstellte. Er fühlte eine Art von Beschämung und suchte seinen Gesinnungswechsel in seinen Retractationen zu rechtfertigen, in welchen er sich mit Paulus, der erst die gute Sache verfolgt, dann plötzlich sich zu ihr gewendet habe, dann mit dem heiligen Augustin verglich, der auch Retractationen geschrieben und von einer lasterhaften Jugend zu einem gottseligen Leben sich bekehrt. Es glaubte ihm keiner, der ihn kannte; diese sophistischen Schriften sollten nur den Ehrgeiz verdecken, der der alleinige Grund seiner Sinnesänderung war, und jeder fühlte das heraus. Der Ruhm war seine Gottheit, ihm brachte er alles zum Opfer, Ueberzeugung, Gewissen, Freunde.

Die Nachwelt hat ihn nicht gesegnet. Sie schob ihm mit Recht die jammervolle Lähmung aller Reformbestrebungen zu, und Deutschland beklagte bitter, daß ein verschmitzter Italiener derjenige gewesen sei, der seine heiligsten und wichtigsten Interessen zu vertreten gehabt hatte; doch sei dem wie ihm wolle, mag römische Unredlichkeit und Falschheit seine Schritte bestimmt haben: er war kein Deutscher und seine Ansichten

die der römischen Hierarchie; von diesem Gesichtspunkte aus leitete er die Geschäfte. Aber wol hatte die Nation recht, vom König Rechenschaft zu fordern, wie er, dem das Wohl des Reiches anvertraut worden, so gewissenlos sein, und die Freiheit der deutschen Kirche von einem Manne untergraben lassen konnte, dessen Princip ihre Vernichtung sein mußte; wie er so wenig des Gewichts der obschwebenden Fragen sich bewußt war, den Bischof von Triest, den Günstling des Papstes, einen Vertrag mit der römischen Kirche im Namen Deutschlands abschließen zu lassen, wie er so weit sich wegzuwerfen vermochte, des Aeneas Manipulationen zu begünstigen und gutzuheißen. — Doch wir kennen den Grund: kaum war das Concordat geschlossen, so empfing der König von Nikolaus V. die 25000 Dukaten, die derselbe auf Abschlag bezahlen mußte, und später durfte er vor dem Papste knien und die römische Kaiserkrone empfangen. — Da freilich kümmerte es ihn nicht, wenn die Nation nach schweren Kämpfen und Opfern lange Jahre hindurch ihre Hoffnungen auf Besserung und Freiheit zu Grabe trug.

VI.

Gregor von Heimburg erhält dem Würzburger Kapitel das Stift und vertritt als Anwalt die Nürnberger gegen Markgraf Albrecht von Brandenburg auf dem Tage zu Wienerisch Neustadt 1452.

Tief ergrimmt über den Ausgang des so glorreich und hoffnungsvoll Begonnenen, über die vollständige Reaction des Papstthums in deutschen Landen, zog sich Gregor von den öffentlichen Reichsangelegenheiten zurück. Er verließ den Dienst des Kurfürsten von Trier und schlug ein Anerbieten des Kurfürsten von Sachsen, seine Angelegenheiten zu führen, ab. Er dachte jetzt lieber von innen heraus für die Nation zu arbeiten, sie so zu veredeln und zu heben, da die jämmerliche Politik des Königs, die Zwistigkeiten der Fürsten auf andere Weise sie nur entehrt und um ihre Siege, ihre Stellung gebracht hatten. Einer Führung der Staatsgeschäfte, die jedes ehrliche Gemüth anekeln mußte, wollte er seine Dienste nicht länger weihen. Ein anderes Feld erschloß sich ihm für seine Thätigkeit, er suchte seiner Heimatsstadt Nürnberg die Blüten der classischen Wissenschaft, der verfeinerten Bildung der Zeit zu erschließen, — eine erquicklichere Gabe Roms, als seine Bullen, Breves und Concordate —, und fand in diesem Thun Ruhe und Befriedigung, da er sah, daß ihm gelang, was er erstrebt und emsig ins Werk gesetzt hatte. — Es ist bezeichnend für Heimburg, mit welcher Treue er an dieser Stadt, nicht minder an seiner Vaterstadt Würzburg, an seinem ganzen Stammlande Franken hing. Wenn in Nürnberg dies einigermaßen dadurch erklärlich wird, daß der Umgang mit edeln Freunden, das Glück des Familienlebens, — er war verheirathet und hatte Kinder[1]) —, der Magnet war, der ihn

---

[1]) Ballenstad., Vita Gregor. de Heimb., pag. 19 — uxori enim liberisque facto testamento eas legavit vivus.

immer wieder dahin zog; wenn seine amtlichen Verpflichtungen ihn nöthigten, oftmals dort zu verweilen, so kann es bei Würzburg nur die Anhänglichkeit an einen Ort sein, wo er geboren worden, wo er seine ersten Jugendeindrücke empfangen, seine erste Erziehung genossen hatte; besonders war es das Stift, für das Gregor lebhaften Antheil hegte, in welchem er sich oft aufhielt, da es vor allem jene schönen Erinnerungen umschloß. — Diesem Stifte hatte er schon früher in einem kritischen, die ganze Existenz desselben gefährdenden Falle einen äußerst wichtigen Dienst erwiesen. Die Sache verhielt sich folgendermaßen: Der Bischof Johann II. war ein in vieler Hinsicht sehr schätzbarer, aber äußerst verschwenderischer und prachtliebender Herr gewesen und durch ihn war das Schloß Neuhauß ob Mergetheim, das dem Stifte gehörte, jedoch schon früher an die Herren vom Deutschorden verpfändet worden war, factisch an den Deutschorden gekommen. Das Kapitel und die Stadt steuerten zwar freiwillig zusammen, das Schloß wieder einzulösen, aber ohne Erfolg. Johann II. starb im Jahre 1440. An seine Stelle kam Sigismund, schon früher als sein Coadjutor eingesetzt. Sigismund war der jüngste Sohn des Herzogs Friedrich von Sachsen; aus unbekannten Ursachen, die einen behaupten wegen Liebe zu einer Nonne, die andern, weil er in geistiger Hinsicht sehr stiefmütterlich bedacht, war er in den geistlichen Stand getreten, und seine Brüder hatten aus allen Kräften versucht, ihn im würzburger Stifte unterzubringen, zu einer guten Pfründe zu verhelfen, möglicherweise einen Bischof, oder doch zum mindesten einen Dompropst aus ihm zu machen.[1]) Sie hatten es durchgesetzt, daß Sigismund Coadjutor ward, und nachdem einige Bedingungen vorgelegt, unter denen die vornehmste war, bei dem obwaltenden Schisma die Neutralität aufs strengste zu beobachten, und Sigismund sich dem allen gefügt, gelang es den Bemühungen seiner Brüder, ihm zum Bisthum zu verhelfen. Er ward am St.-Vincentientag des Jahres 1440 zum Bischof gewählt und alle Welt freute sich dessen, da man von ihm besseres, sparsameres Regiment als von dem vorigen Bischofe erwartete. Aber Sigismund hielt wenig von dem, was er versprochen. Da das Ka-

[1]) Laur. Fries, Geschichte der würzburger Bischöfe an. 1439, S. 770.

pitel ihm das Gelübde abgenommen hatte, sich von demjenigen Papste confirmiren zu lassen, den es selber von den beiden jetzt herrschenden anerkennen wollte und an der Neutralität streng festhielt, ließ sich der Neugewählte von Markgraf Albrecht von Brandenburg eine Absolution von dieser Pflicht durch das baseler Concil und eine Bestätigung seiner Wahl nebst Erlaubniß, sich weihen zu lassen, von Felix V. beibringen. Das Kapitel mahnte ihn an seinen Eid und verbot ihm, diese Absolution und Bestätigung in Kraft treten zu lassen. Sigismund gehorchte nicht und zog alsbald gen Onolzbach, daselbst von den Bischöfen von Bamberg, Eichstädt, Augsburg die Weihe zu empfangen. Das Kapitel weigerte sich, ihn bei seiner Rückkehr nach dem Herkommen feierlich zu empfangen, und verbot dasselbe den Bürgern. Zu gleicher Zeit ward an die Brüder des Bischofs, die Herzoge von Sachsen, geschrieben, und Klage geführt über Sigismund's Wortbrüchigkeit; man bat schließlich, denselben zu einer versöhnlicheren Haltung zu bewegen und ihn aufzufordern, die Gesetze, auf die er verpflichtet sei, zu ehren. Die Herzöge beschlossen denn auch, in Gemeinschaft mit dem Landgrafen von Hessen, mit dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg, der Sigismund's Partei genommen, in Unterhandlung zu treten. Es kam zu keinem Resultate. Die Brüder forderten deshalb die Kurfürsten von Trier, Mainz, Köln, die Bischöfe von Bamberg und Eichstädt, und die Grafen von Würtemberg auf, den Markgrafen zu vermögen, Sigismund in seinem Begünnen nicht beizustehen, sondern ihn vielmehr zu bereden, sich dem Kapitel zu fügen. Gleiches Ansuchen stellten die Domherren selbst, aber der Bischof ließ es zum äußersten kommen, er zog gegen die Stadt, die die Bürger verschlossen, und forderte Einlaß, den die Bürger auf das Versprechen Sigismund's, dem Kapitel kein Leids zufügen zu wollen, gestatteten. Doch das Kapitel hatte das Schloß inne und war noch keineswegs willens, auch dies zu öffnen. Sigismund versprach, als bestätigter und geweihter Bischof seinen Eid zu erneuern; die Domherren verweigerten ihre Anerkennung, da er Bestätigung und Weihe nicht dem Gesetz gemäß empfangen; wolle er die Bestätigung des Concils nicht berücksichtigen und seiner Pflicht nachkommen, so wolle man ihm gern Stadt und Schloß übergeben. Der Bischof kehrte sich nicht daran

und hielt wirklich seinen Einzug. Jetzt erhoben sich die Herzoge von Sachsen und das Kapitel, die Ritterschaft aufzumahnen gegen solch freches Verfahren; besonders galt es einem Hauptfeinde des Kapitels, der Sigismund mit aufgestachelt, der Familie von Thüngen. Auch der Bischof wandte sich an seine Freunde. Die Fehde ward angesagt. Die Herzoge von Sachsen und der Landgraf von Hessen waren für das Kapitel, der Markgraf, die von Thüngen für den Bischof. Die Sache fing für das Kapitel ziemlich unglücklich an, da die Sachsen, als sie die Stadt Arnstein nicht sogleich einnehmen konnten, sehr bald wieder abzogen. Die mainzer Räthe wollten schon auf gütlichem Wege verhandeln, als das Glück des Kriegs sich wendete. Markgraf Albrecht ließ es sich nämlich in seinem Uebermuth einfallen, die auch an den Deutschorden verpfändete Stadt Ochsenfurth einnehmen zu wollen. Dabei leisteten die Bürger so tapfern Widerstand, daß er mit Schaden wieder abziehen mußte und viel Gefangene zurückließ. Ebenso hielt sich die Stadt Geroltzheim zum Kapitel. Nachträglich erhoben sich Streitigkeiten zwischen dem Kapitel und dem Deutschorden wegen der Gefangenschatzung in Ochsenfurth. Der Deutschmeister meinte nämlich, da er die Stadt pfandweise innehabe, käme es ihm zu, die Gefangenen des Markgrafen zu schatzen; das Kapitel pochte darauf, daß die Unterthanen des Kapitels, die Bürger von Ochsenfurth, den Feind geschlagen und die Gefangenen gemacht hätten, daß der Angriff nicht gegen die Deutschherren, sondern gegen das Kapitel gerichtet gewesen sei, und nahm deshalb die Schatzung für sich in Anspruch. Unglücklicherweise war das Pfandgeld (6300 Gulden) von seiten des Stifts in kurzer Zeit an die Deutschherren zu bezahlen. Geschah es nicht, so verfiel die Stadt dem Orden. In dieser Noth sandte das Kapitel eine Gesandtschaft an den Herzog von Sachsen, bestehend aus Anton Dienstmann, Axel von Lichtenstein, Balthaser von Wenckheim und Gregor von Heimburg, um Hülfe und Geld zur Auslösung der Stadt zu bitten.

Indeß hatte sich Herzog Wilhelm von Sachsen mit dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg ausgeglichen, und versprach allerdings, auf einem Tage in Bamberg dem Kapitel Antwort zu sagen, ob er die Summe ihnen vorzustrecken, die Hülfe zu leisten gesonnen

sei, oder nicht. Der Tag kam wol zu Stande, doch erhielten die Domherren kein Geld.

Die Stadt Ochsenfurth ward nach vielen Verhandlungen und Streitigkeiten mit den Deutschherren, die den Besitz nicht opfern wollten, endlich vom Kurfürsten Dietrich von Mainz eingelöst und gelangte, da er nicht nur den Pfandschilling, sondern auch 3700 Gulden an das Stift zahlte, in seinen Besitz. — Das Stift war nämlich, theils durch seine alten, noch von Johannes herrührenden Schulden, theils durch den Krieg in die drückendste Noth gerathen, und man hatte alle Hoffnung verloren, je wieder dasselbe zu seinen alten gesegneten Zustande zurückzubringen; so entschlossen sich denn die Domherren zu einem verzweifelten Schritte, und ließen bei den mächtigen und reichen Deutschherren anfragen, ob sie das Stift selbst mit allen Gerechtigkeiten und Obrigkeiten an sich bringen wollten. In dem Falle sollte es dann mit Land und Leuten für alle Ewigkeit ihnen gehören, mit der Bedingung, die Stiftsschuld zu bezahlen und den Domherren jährlich ein ehrliches und nothdürftiges Leibgedinge zu reichen. Das Kapitel betrieb die Sache sehr ernstlich und der Hochmeister war noch in Zweifel, ob er den Antrag annehmen sollte oder nicht.

Da nun war es Gregor von Heimburg, der mit Hintansetzung alles andern, als er von diesen Verhandlungen Kunde erhielt, in die Versammlung des Kapitels stürzte und dieselbe anredete, daß die Herren sich an ihre Brust schlagen sollten, ob sie ihre Manneskraft denn ganz und gar verloren hätten; sie möchten nicht wie die Weiber kleinmüthig, erschrocken und verzagt sein, sondern sich hierin als Männer zeigen und das herrliche, hochgelobte Stift, welches ihre Vorfahren viele Hundert Jahre löblich hergebracht und erhalten hätten, von des gegenwärtigen Unfalls und Schulden wegen keineswegs aus den Händen geben, sondern ihnen selbst und ihren Nachkommen behalten. [1]) Er erreichte auch, was er gewollt. Die Domherren ermannten sich, und als die Deutschherren kamen, die Uebernahme ins Werk zu setzen, wurde ihnen die Sache abgeschlagen und sie mußten wieder abziehen. Heimburg gebührt das Verdienst, das Stift den Domherren gerettet zu haben.

---

[1]) Laur. Fries, ad ann. 1440, S. 785.

Die Reibungen zwischen dem Kapitel und dem Bischofe hatten indeß fortgedauert. Die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg vereinigten sich endlich über eine neue Stiftsverfassung, der beide Theile gehorchen sollten.

Die zu Haßfurt niedergesetzte Commission verfaßte sie zu Gunsten des Kapitels. Der Bischof und sein Anhang kamen dadurch auf den Gedanken, das Concil zu Basel um Hülfe anzurufen, ein Vorhaben, dem sich begreiflicherweise das Kapitel, sowie auch Heimburg, der damals noch streng neutral gesinnt war, aufs lebhafteste widersetzten und mit Erfolg. Bischof und Kapitel kamen aber mehr und mehr in eine feindliche Stellung, machten öffentlich Anschläge gegeneinander, suchten Parteien zu bilden u. s. w., bis der König auf seiner Reise nach Aachen die Stadt berührend, beide Theile verhörte, eine Entscheidung aber auf den Reichstag zu Frankfurt verschob. Das Resultat war folgendes: Sigismund wurde suspendirt: an seiner Stelle sollte Gottfried Schenk von Limburg, Domherr des Stifts, als Pfleger das Kapitel regieren, Bischof Sigismund aber Wohnung in Würzburg und 2000 Gulden Rheinisch erhalten; zugleich wurden die Stiftsunterthanen von dem Gehorsam gegen den Bischof losgesprochen, und ihnen bei Strafe der Acht geboten, nur dem Pfleger zu gehorchen. — Sigismund suchte die Bürger auf seine Seite zu ziehen. Doch nach kurzem Bedenken huldigten sie Gottfried, und wenige Städte nur waren es, die dem Pfleger widerstanden. Sigismund war fast ganz verlassen und gerieth sogar in Armuth. Er blieb auch nicht in Würzburg: als nämlich 1443 das Stift dem Papst Eugen wieder unterworfen, die neutrale Stellung aufgegeben worden war, entsetzte der Papst Sigismund wirklich und ernannte Gottfried von Limburg, den zeitherigen Pfleger, zum Bischof. Damit Sigismund einen bischöflichen Titel behielte, machte ihn Eugen zum Bischof von Alexandrien. In dieser Würde kehrte er nach Sachsen zurück, wurde wegen einer Verschwörung, in die er sich mit den Burggrafen von Meißen und Plauen gegen seinen Bruder, den Kurfürsten, einließ, in Scharfenstein gefangen gesetzt und starb in Rochlitz im Jahre 1457.

Wir werden später noch ein ähnliches Vertreten der würzburger Angelegenheiten von seiten Heimburg's zu erwähnen haben, und

während wir hierin gesehen, daß inmitten der großen kirchenpolitischen Interessen diese engeren Fragen seiner Heimat ihn nicht zu gering deuchten, so müssen wir jetzt unsere Blicke auf eine Angelegenheit richten, die, charakteristisch für ihre Zeit, uns Heimburg als Vertheidiger Nürnbergs, und damit zugleich des gesammten bürgerlichen und städtischen Elements den Fürsten gegenüber, im schönsten Lichte zeigt. Nirgends vielleicht tritt uns das Bild des Mannes edler und bedeutender entgegen, als in diesem Conflicte.

Bei der traurigen Schwäche, die der König nach innen und außen täglich und stündlich zeigte, bei der Ohnmacht der Reichscentralgewalt, die nicht im Stande war, Ordnung und Frieden aufrecht zu erhalten, waren die deutschen Fürsten, begünstigt durch die souveräne Stellung, die ihnen eine Zeit lang wenigstens die Neutralität einräumte, zu einem Uebermuthe, einer Willkür gelangt, die keine Grenzen mehr kannte. Fehden aller Art ließen das Reich nicht zu Athem kommen, und niemand war da, der Einhalt that; Sengen und Brennen, Rauben und Morden war an der Tagesordnung, und besonders waren es die Städte, die durch wachsende Macht und Bedeutung Haß und Eifersucht der Herren verwirkt hatten, welche die fürstlichen Kriegsgelüste blutig büßen mußten. Aufgebaut auf den Ruinen des Mittelalters, wurden die Trümmer der alten Zwingburgen die Steine zu ihren Mauern. Das sahen die Ritter; wol erkannten oder ahnten sie, daß eine neue Zukunft heraufsteigen und nicht ihnen, sondern den durch Reichthum, Gewerbthätigkeit, Handel und Bildung ausgezeichneten Bürgern gehören werde. Sie verachteten dieselben hochmüthig und mußten ihnen doch Anerkennung zollen; sie waren entschlossen, freiwillig nicht im geringsten nachzugeben, die neu aufwachenden Elemente so lange als möglich niederzuhalten und zu unterdrücken: gingen sie selbst unter, so sollte auch ihr Feind zu Grabe gehen.

So schlossen sie sich schon früher zu festen Bündnissen zusammen, um vereint desto mächtiger zu sein. Wir sehen solche in Schwaben, in Franken entstehen, und ungezügelt schalten und walten; ihr Zweck war, den Städten auf alle Weise zu schaden. Verrath und Hinterlist waren ihrem sonst ritterlichen Sinne, diesem Gegner gegenüber, ehrenwerthe Waffen. In Schwaben ragte, etwas früher zwar,

der alte Eberhard, der Greiner genannt, hervor, eine markige Persönlichkeit, aber eine der furchtbarsten Geißeln für den Frieden Deutschlands. Ihm hatten sich viele Ritter und Edle angeschlossen, die, verarmt, im Trüben fischen, von den aufgestapelten Reichthümern der Städte gewinnen wollten. — Dadurch gezwungen vereinigten sich ihnen gegenüber auch die Städte, und waren so mitunter kräftig und stark genug, durch gegenseitige Hülfsleistung ihre Gegner zurückzuweisen, ihnen oft empfindliche Niederlagen beizubringen.

Zu keiner Zeit nun war die Unordnung, die Befehdung beider Theile so häufig gewesen, als gerade jetzt; des Königs landespolizeiliche Versuche hatten nicht den geringsten Erfolg; den Landfrieden mußte jeder, der ihn brauchte, mit eigener Faust aufrecht erhalten, wobei natürlich die Ansichten über denselben unter den Parteien in manche Collisionen und Conflicte geriethen.

Die zwei glänzendsten Repräsentanten ihrer entgegengesetzten Sache sind es nun, die wir hier im Kampfe betrachten. Nirgends vielleicht sehen wir die Streitfrage schärfer und klarer sich zuspitzen, als in dem ritterlichen Helden Markgraf Albrecht von Brandenburg, und dem lebensvoll aufwachsenden, reich sich ausdehnenden Nürnberg, an seiner Spitze ihr mannhafter Anwalt, Gregor von Heimburg.

Nürnberg, das in seinem Innern den Künsten und Wissenschaften einen Sitz bereitet, war auch eine der gewerbthätigsten Städte der damaligen Zeit; seine Kupfer-, Zinn-, Bleiarbeiten wurden in ganz Deutschland, nach Flandern und Italien verkauft. Ein Sprichwort ging im Lande: Ohne Nürnberg gibt es keine Märkte.[1]) So überflutheten ihre Artikel alle Kaufplätze, alle Handelsgelegenheiten. Ihr Reichthum und Ansehen wuchs in reißender Schnelligkeit. — Es war nur ein Uebelstand, der sich mit zunehmender Größe und Bedeutung immer drückender herausstellte: es fehlte der Stadt an jedem Grundbesitze. Endlich ward auch dies überwunden; für ihr gutes Geld kauften sie das geeignete Areal, Wiese, Feld und Wald, und schufen dasselbe zu ihren Bedürfnissen um, erbauten Landhäuser und Meiereien, gruben Fischteiche und legten Jagden an. Das aber war

---

[1]) Hist. Frid. III. ed. Kollar, pag. 419. Sine Norimbergensibus non sunt nundinae.

ein Schritt, den ihnen der Adel nicht verzeihen konnte. Der Grundbesitz war sein Vorrecht gewesen durch Jahrhunderte, und die Vortheile und Vergnügungen, die er brachte, hatte er als das ausschließlichste Privilegium seines Standes angesehen. Oft überflügelt, oft gezwungen, von den Bürgern abzuhängen, hielt der Adel dieselben doch keineswegs für fähig, mit ihm in Neigungen, Freuden, Rechten und Besitzstellung zu concurriren; kaum daß er ihnen das bewegliche Kapital gönnte, wie durften sie sich anmaßen, den liegenden Grund zu beanspruchen? Die Erbitterung stieg, da bei dem Gegner eine weise Oekonomie den Bodenwerth erhöhte und ausbeutete, und der Bürger damit anfing auf seinem eigenen Felde dem Adel siegreich und überlegen gegenüberzutreten. — Grollend sah das auch Markgraf Albrecht von Brandenburg, der Burggraf zu Nürnberg war und dessen Gebiet so nahe an die Stadt grenzte. Schon früher war es zu Reibungen, die bei der hochmüthigen Natur des Markgrafen sehr leicht möglich waren, zu Streitigkeiten über Gebietsgerechtigkeiten und dergleichen mehr gekommen; man fing an sich zu hassen. Albrecht klagte, daß sich die Nürnberger die Jurisdiction über einige Dörfer angemaßt, die ihm zugehöre, die Nürnberger klagten über Druck und unrechtmäßige Erhöhung ihrer Abgaben, und als nun die Letzteren sich erkühnten Grundbesitzer zu werden, als ein Ritter, Konrad von Heydeck, ihnen benachbart, aus Scheu vor der Macht des Markgrafen, seine festen Plätze an die Stadt verkauft hatte, da brach der Unmuth zu hellen Flammen aus. Albrecht erklärte den Kauf für nichtig, da Konrad von Heydeck mit seinem Besitze zu seiner Feudalgerechtigkeit gehöre. Die Nürnberger aber vertrauten auf ihr gutes Recht, und wollten sich um eine Entscheidung an König Friedrich wenden, ihren beiderseitigen Herrn. Da sandte der Markgraf ihnen plötzlich, 2. Juli 1449, einen Absagebrief, worauf sofort 30 Städte dem Markgrafen die Fehde ankündigten und ihren Bundesgenossen von Nürnberg ihren Beistand anboten. Nürnberg, das keineswegs zum Kriege geneigt war, denselben auch in seiner Lage gar nicht brauchen konnte, ließ kein Mittel des Friedens unversucht; man kam in Bamberg zusammen, eine gütliche Ausgleichung anzubahnen. Der Markgraf stellte seine Forderungen: 120000 Gulden sollten gegeben und Konrad von Heydeck, der sich

unter den Schutz Nürnbergs geflüchtet, gebunden überliefert werden. Fast wäre Nürnberg darauf eingegangen, da es leichter die Summe verschmerzen konnte, als die Verwüstungen und Stockungen, die ein Krieg mit sich brachte. Aber die andern Städte, die in dieser unberechtigten Forderung nur den Anfang zu neuen Gewaltthaten sahen, und den Verrath an einem, der bei den Nürnbergern Hülfe gesucht, verabscheuten, erhoben sich dagegen und zwangen Nürnberg, dessen Vertreter Heimburg, wie sie, gedacht zu haben scheint, dieses unwürdige Ansinnen zurückzuweisen. Noch einmal wendete sich die Stadt an den König, er solle doch in dieser Sache Recht sprechen und nicht eine so augenfällige Unbill dulden. Friedrich, in Furcht vor dem mächtigen Markgrafen, erließ eine zaghafte Ermahnung an beide Theile, sich der Waffen zu enthalten, keine Thätlichkeiten zu beginnen, und die Versicherung, er werde nächstens eine Entscheidung abgeben. Der Markgraf erzeigte diesem Bescheide seine Ehrfurcht dadurch, daß er sein Schwert nun wirklich zog. Die Nürnberger, der Aussicht auf eine unblutige Vermittelung beraubt, sannen auf tapfere Gegenwehr. In ihre Reihen traten die Hülfstruppen von Ulm, Schweinfurt, Augsburg, Rottweil, Nördlingen, Rottenburg, und, als einziger von den Bischöfen, Gottfried von Würzburg, der schon 1446 mit den Städten ein Bündniß eingegangen, vielleicht weil er mit Markgraf Albrecht, der statt Gottfrieds seinen Schwestersohn, den jungen Herzog von Braunschweig, als Bischof von Würzburg gewünscht hatte, auf gespanntem Fuße stand. Auch des Markgrafen Partei war nicht gering, ihm zur Seite standen seine Brüder, Herzog Albrecht von Oesterreich, Herzog Wilhelm zu Sachsen, der mit dem Bischof von Würzburg in Fehde lag, der Markgraf von Baden, sein Schwager, die Grafen von Würtemberg, die Bischöfe von Mainz, Bamberg, Augsburg, Eichstädt. Als der König von der ernsthaften Kampfbereitschaft hörte, äußerte er, der Machtstellung des Reichsoberhauptes wenig geziemend: „Laßt sie sich bekriegen und quälen, sie wollen nicht den Frieden im Wohlstande ihres Besitzes, sie werden ihn suchen, wenn er verwüstet.“ [1]) Mit diesem philosophischen Troste sah er den bald fol-

---

[1]) Hist. Frid. III. ed. Kollar, p. 166.

genden Verheerungen gleichgültig zu. Der Krieg begann. Es kam zu blutigen Treffen. Neun Schlachten wurden geliefert, in acht siegte der Markgraf. Er kämpfte, ein wahrer Achilles, und Wunderthaten der Tapferkeit werden von ihm berichtet; so soll er sich allein, nach Aeneas Sylvius (dem es Albrecht selbst erzählt), gegen 800 Feinde vertheidigt haben.[1]) — Die Nürnberger waren mit 6000 Mann Fußvolk und 800 Reitern in das markgräfliche Gebiet eingerückt; der Markgraf kam ihnen mit 600 Reitern und 200 Mann Fußvolk entgegen. Ein Fluß trennte sie, für das Fußvolk nur an einer Stelle überschreitbar. Der Markgraf gab seinem Fußvolk Befehl, die feindlichen Reiter übersetzen zu lassen, jedoch das nürnberger Fußvolk daran zu hindern; er selbst verbarg sich mit einer Anzahl Berittener in dem nahen Walde. Es geschah, wie er gesagt, die Reiter passirten glücklich den Fluß, das Fußvolk ward geworfen; jetzt bricht der Markgraf mit seiner Reiterei hervor. Die Nürnberger halten Stand, ebenso der Markgraf, den Feind zu beobachten. Plötzlich stürzen drei kecke Reisige aus den nürnbergischen Reihen auf den Feind los. Der Markgraf, ein Bauernkleid über die Rüstung geworfen, um nicht erkannt zu werden, wirft sich mit zwei jungen Grafen ihnen entgegen und durchbohrt das Roß des einen; seine zwei Begleiter neben ihm werden vom Pferde gestoßen. Doch der Markgraf, darob unbekümmert, stürzt sich allein in die Schaar der Feinde, wie der Löwe unter die Schafe, tummelt sein Roß hier und dorthin in die dichtesten Reihen und haut sich durch bis zur Fahne. Ein heißes Gemetzel entsteht, tausend Hiebe treffen den Tapfern, seine gute Rüstung schützt ihn. Aber seine Riesenkraft war erschöpft, seine Waffen zerbrochen, er hielt nur das feindliche Banner fest, entschlossen, es zu nehmen, oder mit demselben erschlagen zu werden. Jetzt erst erkennen seine Truppen die Gefahr ihres Führers, werfen sich auf den Feind und schlagen ihn aufs Haupt. Wenige Nürnberger sahen die Heimat wieder. Den Markgrafen fand man, noch immer die feindliche Fahne in krampfhaft geballter Faust. Das Blut floß ihm von der ungeheuern Anstrengung aus Mund, Ohren und Nase, sowie aus vielen Wunden, der ganze Körper sah bleifarbig aus, sein Kopf war

[1]) Ibid., p. 420 fg.

dumpf, er vermochte nicht zu sprechen. Man wollte den aufs äußerste erschöpften Sieger auf einem vierspännigen Wagen nach Hause fahren; er weigerte sich, als sei es ein Schimpf, und in voller Rüstung, aufrecht auf seinem Streitrosse sitzend, kehrte er zu seiner Gattin zurück. Nicht mindere Thaten vollbrachte er gegen die Truppen von Ulm und Augsburg.

Er zog nun selbst ins nürnberger Gebiet. Nachdem er die freiliegenden Castelle dort verbrannt und die Felder verheert, umzingelte er die geängstete Stadt, belagerte sie einige Tage, lief von vier Seiten auf dieselbe Sturm, indem er selbst den schwierigsten Posten übernahm, und als der Kampf wüthete und wogte, ließ er Leitern herbeibringen, und sprang, eifersüchtig auf diesen Ruhm, als erster über die Mauer, wo er so lange seine Feinde beschäftigte, bis die übrigen nachfolgten. Nürnberg war erobert, der Markgraf verbrannte und verwüstete ganze Straßen, schonte selbst der Heiligthümer nicht: die schönsten Baudenkmäler gingen unter, nach italienischen Mustern gebaute Villen, Festungswerke u. s. w. wurden niedergerissen. — Nicht besser freilich hatten die Nürnberger im Markgräflichen Gebiete gehaust, und ebenso der Bischof von Würzburg, der die Lande seiner Nachbarn, der Bischöfe von Augsburg, Bamberg, Eichstädt, mit Brand und Plünderung heimgesucht. Deutschland bot einen kläglichen Anblick dar: in Schwaben, Baiern, Franken loderte die Flamme über Städten und Dörfern, die Gefilde waren zertreten und Leichen faulten auf ihnen, die Luft war mit Gerüchen des Todes gefüllt. Der Wohlstand war so gesunken, daß die Bürger, die vom Acker 100 Gulden jährlich eingenommen, auf 30 reducirt waren, daß die ansbacher Dompräbenden in markgräflichen Landen statt der jährlichen 80 Gulden nur 25 boten. — Beide Theile waren aufs äußerste ermattet, und der König sandte nun seine Räthe, Johann Natperger, Ulrich Riderer und den alten Bischof Sylvester von Chiemsee, die Streitenden zum Frieden zu ermahnen. Der Markgraf antwortete, daß in der Ermattung der Kräfte von beiden Seiten, in den Verlusten an Mannschaft und Gütern es leicht sei, Frieden zu bewerkstelligen. Er willigte ein, obgleich man wußte, nur um Athem zu schöpfen zum erneuten Kampfe. Der auf 1450 abermals in Bamberg anberaumte Convent kam endlich zu Stande. Außer den königlichen Gesandten

erschienen noch der Bischof von Würzburg, der Pfalzgraf Ludwig und der Deutschmeister Jobst von Venningen, die alle eingesetzt waren, das Vermittelungsgeschäft zu leiten. Es wurde ausgemacht, die Feindseligkeiten und Angriffe sollten eingestellt, die Forderungen, die der Markgraf an Nürnberg, Nürnberg an den Markgrafen zu stellen hätte, vor dem König untersucht werden. In allen Klagen solle man dem König unbedingt gehorchen, vor der Hand der Pfalzgraf Ludwig Schiedsrichter sein. Die Waffen ruhten, der Friede schien nahe. Doch neue Hindernisse tauchten auf. Als der König nämlich an beide Theile Citationsbriefe sandte, um ihre Angelegenheit vor seinem Throne auszugleichen, gehorchten wol die Nürnberger, der Markgraf aber behauptete, nicht seiner Würde gemäß geladen worden zu sein, da nach der goldnen Bulle ein Fürst nur durch einen Fürsten citirt werden könne. Auch kam er den Beschlüssen von Bamberg keineswegs in der Weise nach, daß er alles Eingenommene herausgab, vielmehr behielt er, unbekümmert um den Vertrag, mehrere Ortschaften besetzt. Der Gedanke lag bei ihm im Hintergrunde, die Nürnberger zu zwingen, sich den Frieden schließlich mit Geld zu erkaufen, außerdem wollte er wieder zum Schwerte greifen, zu dem er mehr Vertrauen hatte und haben konnte, als zu seinem guten Rechte. Die Nürnberger erkannten den Wortbruch, sie ahnten Arglist, behaupteten, die Ausflüchte des Markgrafen hülfen nichts und dürften nicht berücksichtigt werden. Man unterhandelte über das Recht der Citation. Doch da sich 17 Fürsten, auf ihr Privilegium eifersüchtiger, als auf strenge Handhabung der Gerechtigkeit, an den König wandten, mit der Behauptung, der Markgraf sei befugt, nicht anders zu erscheinen, als wenn er von einem Fürsten citirt sei, so schien die Sache Friedrich zu gefährlich; er ließ sich selbst seine Prärogative von übermüthigen Vasallen entreißen, denen er nicht zu widersprechen wagte. Er machte noch einige nichtssagende Versuche friedlicher Ausgleichung, die begreiflicherweise nicht gelangen und gab die Sache denn nach seiner Art vorläufig auf. Des Markgrafen Wunsch war erfüllt, die Entscheidung wurde auf ein paar Jahre verschoben, bis Friedrich aus Italien als römischer Kaiser zurückgekehrt war. Der alte deutsche Brauch, die Sachen hinauszuziehen, bewährte sich auch hier und Albrecht benutzte die Zeit, die Nürn-

berger durch Furcht und Schrecken mürbe zu machen, ein Lösegeld zu zahlen, um das es ihm in seinem ermatteten Zustande jetzt vor allem zu thun war.

Der König hatte jetzt zwei wichtige Handlungen vor: seine Verheirathung mit Eleonore von Portugal und seine Krönung in Rom, ein Wunsch, dem er viele Opfer gebracht, dessen Erfüllung er lange ersehnt, der ihm aber fast theuer genug zu stehen gekommen wäre. Während nämlich die glänzendsten Vorbereitungen zu den bevorstehenden Festen gemacht wurden, entwickelte sich nichts Geringeres, als eine Empörung der österreichischen Großen, die während seiner Abwesenheit zum Ausbruche kam, nach seiner schleunigen Rückkehr fortdauerte und ihm Gefahren und Demüthigungen brachte.

Wir müssen etwas weiter ausholen, um dieses Ereigniß verständlich zu machen.[1]) Die Witwe des verstorbenen Kaisers Albrecht II., Elisabeth, hatte im Jahre 1440 einen Sohn geboren, Ladislaus, der rechtmäßige Ansprüche auf die ungarische und böhmische Krone hatte. Die ungarischen Stände, wol durch die drohende Gefahr von Türkeneinfällen, die ein festes Oberhaupt verlangten, bewogen, hatten dem König Wladislaus III. von Polen die Krone angetragen, und obwol der edle Fürst Ladislaus' Rechten nicht zu nahe treten wollte, so hatte er doch die Krone, auf den Wunsch der Ungarn, angenommen. Elisabeth, von einem Verwandten ihres Hauses, dem Grafen Cilly, geleitet, von den Hussiten in Böhmen unterstützt, ließ ihr Söhnlein heimlich in Preßburg krönen und begann mit Wladislaus einen Krieg, den sie, trotz des ausgezeichneten Feldherrn Wladislaus', Johann Hunyadi, nicht unglücklich führte. — Mittlerweile waren Gesandte von seiten der böhmischen Stände, sowol an Elisabeth, als an Friedrich III. mit der Bitte gekommen, sofern sie irgend etwas in der böhmischen Erbfolgefrage zu reden hätten, dies auf dem zu Prag zusammenkommenden Landtage zu thun und bevollmächtigte Gesandten dahin zu schicken. Unter den Gesandten, die zur Königin kamen, war der alte Prokopius von Rabstein. Elisabeth führte ihn, den treuen Diener ihres seligen Gemahls, an

---

[1]) Das folgende mit hauptsächlicher Benutzung der böhmischen Geschichte von Palacky, Bd. 4.

des Kindleins Wiege und bat ihn, dessen Rechte zu vertreten, ihm sein Erbtheil nicht entreißen zu lassen, zu bewirken, daß der Landtag wo möglich aufgeschoben würde, bis sie den jetzt kriegerisch gegen Wladislaus beschäftigten Grafen Cilly als ihren Bevollmächtigten schicken könne. Prokop war gerührt und versprach das Seinige zu thun, redete auch auf dem Landtage gegen Uebereilung der Königswahl und für Berücksichtigung des, wenn auch unmündigen, so doch rechtmäßigen Erben. Die Partei des mächtigen Herrn Ptacek war dagegen und gewann die Majorität für ihre Ansicht. Man wählte den Herzog Albrecht von Baiern zum König, einen Kenner der böhmischen Sprache und Sitte, der mit den Edeln des Landes eng verbunden war. Nach einigem Schwanken schlug derselbe jedoch die Wahl ab, oder ertheilte vielmehr eine Antwort, die den Wünschen der Böhmen entgegen war und als abschlägig angesehen werden konnte. Der Grund dazu lag hauptsächlich darin, daß sich Elisabeth, die anfangs mit König Friedrich entzweit, später mit ihm ausgesöhnt, in seinen Schutz sich begeben und ihm die Vormundschaft über ihr Kind, sowie die Verwesung seines Erbtheils überlassen hatte. Der König, dem Prokopius von Rabstein von der Wahl Herzog Albrecht's von Baiern schnell Kunde gegeben, warnte den Herzog, die Krone von Böhmen anzunehmen, wenn er für sich und seine Lande den Frieden erhalten wolle, da die Krone dem österreichischen Hause gehöre, und ihr Erbe noch am Leben sei; ebenso schrieb er an die böhmischen Wähler des Baiernherzogs. Dies machte Albrecht bedenklich, und da noch andere Gründe, namentlich daß er seine Erblande mit dem böhmischen Reiche hätte vereinen müssen, dazu mitwirkten, schlug er die ihm angetragene Ehre aus. — Ladislaus aber ward dem König zur Versorgung und Erziehung übergeben. — In Böhmen raste die wüthendste Anarchie, ohne König, ohne leitendes Haupt, mußte die zügelloseste Willkür zur Herrschaft gelangen und Parteien sich bilden, die das ganze Land zerrissen und zerklüfteten. Eine Partei der eifrigeren und eine der milderen Utraquisten standen sich feindlich gegenüber, jene vertreten durch Mainhard von Neuhaus, diese durch Hynce Ptacek von Pirkstein. Mainhard, ein mächtiger, angesehener Mann, aber in seiner Thätigkeit nur hemmend und nach Rom zurücklenkend, Ptacek, ein edler Patriot

und begeisterter Anhänger der Reformen. Die Taboritenpartei war sehr schwach vertreten und legte ihre Hauptthätigkeit in Wahrung ihrer Nationalität den Deutschen gegenüber. Die römische Partei hatte ebenso wenig Freunde und nur den mächtigen Ulrich von Rosenberg an der Spitze. In diesen Unruhen war die feste Hand eines Königs dringendste Nothwendigkeit geworden, man wandte sich deshalb an Friedrich III., er solle doch einer Wahl nicht entgegen sein; der König schob wie immer die Entscheidung auf. — Die Königin Elisabeth beobachtete mit ängstlichem Auge diese Bewegungen, und sie wurde jetzt durch Friedrichs eigenes Benehmen besorgt, der ihren Sohn nach Steiermark brachte, wie das Gerede der Leute ging, nicht in bester Absicht. Sie ermahnte ihn auf dem nächsten Landtage, seiner Pflicht als Vormund zu gedenken, und stellte noch einige Forderungen, die der König abschlug, infolge dessen viele österreichische und mährische Edle auf ihre Seite traten. Ihre Kämpfe mit Wladislaus dauerten noch immer fort, ebenso ihre Unterhandlungen mit Oesterreich, wie mit Böhmen selbst, das keineswegs allgemein das Erbrecht ihres Sohnes anerkannt hatte. Ihre Gesandten, Albrecht von Koldik, Ulrich Eizinger und Ernst Leskowez, bearbeiteten die Stände auf dem Landtage von Prag, im Januar 1442, für Anerkennung des Erbrechts des Ladislaus; sie erreichten das Versprechen einer Zusammenkunft, wo ausgemacht werden solle, unter welchen Bedingungen Ladislaus König werden dürfe. Das gute Verhältniß zwischen Friedrich und Elisabeth hatte sich wieder getrübt; sie beklagt sich über ihn, daß er Ladislaus nicht ausliefere und Wladislaus von Polen in seinem Trachten nach der ungarischen Krone unterstütze, die doch ihrem Sohne zukomme. Doch vermittelte nach der andern Seite der eben anwesende Cardinal Cesarini einen Frieden zwischen ihr und dem Polenkönige, der Elisabeth's älteste Tochter heirathen und bis zu Ladislaus' Volljährigkeit in Ungarn herrschen solle. Man sprach sogar von einer Verbindung Elisabeth's und des Wladislaus gegen Friedrich. Doch starb die Königin, ehe dieselbe ins Werk gesetzt werden konnte, und Wladislaus ward nach ihrem Tode von ihren Anhängern, die sich Friedrich wieder zuwandten, verlassen. Ptacek, dessen Einfluß der mächtigste war, hatte indeß, trotz Rosenberg's Machinationen dagegen,

einen Landtag in Prag, am 8. Januar 1443, zu Stande gebracht und ernsthaft auf die Nothwendigkeit einer Königswahl hingewiesen; an König Friedrich gesandt, hatte er ihm insgeheim die böhmische Krone angeboten, die dieser zurückwies, wol aus Bequemlichkeit, vielleicht auch, weil ihm doch das Gewissen schlug, seinen Mündel seines Erbes zu berauben; ebenso weigerte er sich auf den officiellen Antrag einzugehen, die Vormundschaft für Ladislaus in Böhmen zu übernehmen und statt seiner die Regierung zu führen. Eine nochmalige Gesandtschaft von der Partei Meinhard's und Rosenberg's forderte dasselbe, und stellte die Bedingungen, unter denen die Vormundschaft angenommen werde, auf; dieselben, die schon Albrecht von Baiern vorgelegt waren. Darauf hin gehorchte er, übernahm die Vormundschaft, weigerte sich aber, Ladislaus auszuliefern, der bei ihm am besten aufgehoben sei. Ptacek war mit dieser blosen Verwesung von seiten Friedrichs, die die Willkür der Parteien nach wie vor walten ließ, keineswegs zufrieden, doch waren jetzt die Streitigkeiten zwischen den Taboriten und Utraquisten so überwiegend, daß die Königsfrage in den Hintergrund trat. Dennoch zeigte es sich, wie richtig er gesehen, und neue Gesandtschaften baten dringend, daß der König nach Böhmen kommen sollte, die Regierung zu ergreifen, ein Ansinnen, das Friedrich, andere Geschäfte vorschiebend, höflich ablehnte. Die Parteiungen wütheten daher immer verderbenbringender fort: eine Regierungsform war nicht herzustellen, und blutige Fehden, mit Mord und Gewaltthaten verbunden, brachten immer neuen Schrecken, neue Verwirrungen. Ein Landtag sollte dem Unwesen einigermaßen steuern, Ptacek wollte auch erscheinen, wurde aber plötzlich unwohl und starb am 27. August 1444. Der Chef seiner Partei wurde Georg von Podiebrad, an geistiger Fähigkeit ihm gleich, an Energie und praktischer Berechnung bei weitem überlegen, eine der seltsamsten Erscheinungen des ganzen Jahrhunderts, im Jahre 1420 geboren hatte er schon bei Segan 1434, und bei Tabor 1438, mitgekämpft, und war 1440 Hauptmann des bunzlauer Kreises geworden; seinem Taufpathen Ziska hat er nie Schande gemacht.

In den Vordergrund drängten sich jetzt die religiösen Erörterungen, besonders die Frage, ob Magister Rokezana wirklich zum

Erzbischof geweiht werden solle; in Bezug auf Ladislaus ward ausgemacht, daß man wegen seiner Auslieferung Gesandte an Friedrich schicken werde. Wladislaus, der indeß aufs neue Herr von fast ganz Ungarn geworden war, hatte gegen die Türken gekämpft und war bei Varna gefallen. Die ungarischen Stände erklärten sich auf einem Landtage, im Mai 1445, insgesammt für Ladislaus, und ordneten eine Gesandtschaft nach Wien ab, den jungen König und die heilige Krone zu fordern, nur so lange, um ihn zu krönen; Friedrich war mistrauisch, obschon die Ungarn versprachen, Ladislaus nach der Krönung zurückzusenden. Ohne Resultat kehrten die Gesandten heim.

In Böhmen ward nicht minder von neuem auf dem Landtage zu Pilgram die ernsthafte Forderung an König Friedrich gestellt, Ladislaus innerhalb eines Jahres auszuliefern und bis zu seiner Großjährigkeit das Land durch gewisse Verweser verwalten zu lassen, sonst wollten sie, falls Friedrich nicht einwillige, sich einen andern König wählen. Der allgemeine Landtag, am Martinstage desselben Jahres in Prag, drang auf nachdrückliche Befürwortung der Pilgramer Beschlüsse, selbst die österreichischen Stände unterstützten diesen Wunsch, und man kam auf den Gedanken, das Beste sei, mit Friedrich persönlich zu unterhandeln, wozu die Stände selbst möglichst zahlreich nach Wien gehen sollten. Die Gesandtschaft kam an, aber Friedrich, dem sie die Hauptsache, die Frist, verschwiegen, bis zu welcher die Auslieferung geschehen sollte, that nichts, sondern setzte nur einen großen Tag zu Wien fest, wo alles zum Austrag kommen sollte. Die Böhmen waren wüthend und beschlossen Friedrich zu zwingen, daß er Ladislaus ausliefere, und am festgesetzten Tage das dieses Vorhaben auszuführen; Friedrich sprach nur davon, daß die Königin Elisabeth ihm ihren Sohn anvertraut, daß die Ungarn ihn auch verlangt und er ihnen ebenso eine abschlägige Antwort gegeben. Den Ladislaus erhielten die einen so wenig als die andern; indeß sollten sie jedes Mittel versuchen, die Ordnung in ihrem Lande aufrecht zu erhalten, er werde ihnen nur behülflich sein. — Der Entschluß der Böhmen stand jetzt fest, einen König zu wählen, ohne irgend jemand zu befragen. Unterhandlungen mit dem Markgrafen von Brandenburg darüber führten zu keinem Resultate, und mächtige Kämpfe zwischen den jetzt sich gegenüber-

stehenden Parteichefs, Georg von Podiebrad und Ulrich von Rosenberg, durchschütterten mehr als je das hauptlose Reich. Die Entscheidung über die Wahl eines Gubernators, nach dem Muster von Ungarn, schien allen dringende Nothwendigkeit zu sein. — Es sah sehr traurig im Reiche aus. Die Ungarn hatten schon früher Einfälle in Oesterreich gemacht, ihren König zu bekommen, und als eine nochmalige Gesandtschaft wiederum abschlägig beschieden worden war, fürchtete Friedrich bewaffneten Widerstand. In Böhmen war es zu Anfang des Jahres 1449 wirklich losgebrochen. Der Iglauer Landtag mehrte die bittere Stimmung gegen Friedrich, der, als Vormund des Ladislaus, die Vogtei in der Niederlausitz seinem Schwager Herzog Friedrich von Sachsen zuzuwenden gesucht hatte, wogegen die Stände aufs heftigste protestirten, und sogar mit auswärtigen Fürsten sich verbanden, den Eindringling nöthigenfalls zu vertreiben. Es kam im Jahre 1450 wirklich zum Kriege mit Sachsen, wo die Böhmen viele Verheerungen anrichteten; doch wurde bis zum 25. Mai 1451, durch Vermittelung des Erzbischofs von Mainz, ein Waffenstillstand abgeschlossen. Noch einmal, im März 1451, ging nach Verordnung des Landtags, eine Gesandtschaft zu Friedrich, die schon oft gethane Bitte zu erneuern, die Herausgabe des Ladislaus allen Ernstes zu fordern. Georg von Podiebrad unterstützte den Antrag. In Böhmen war es übrigens ruhiger geworden. Ulrich von Rosenberg war vom politischen Schauplatze abgetreten, in Podiebrad's Händen lag alle Gewalt und die kirchlichen Angelegenheiten beschäftigten allein die Gemüther. Als aber die Gesandten wiederum erfolglos heimkehrten und Aeneas Sylvius, im Namen König Friedrichs, auf dem nächsten Landtage wieder erschien, nichts zu bringen als die alten leeren Ausflüchte, da erreichte der Zorn seinen höchsten Grad, und ein letzter Termin ward bestimmt, bis zu dem die Auslieferung geschehen müsse.

Der König indeß wollte jetzt seine Romfahrt antreten, übergab dem Georg von Podiebrad, wahrscheinlich als Ersatz für den verweigerten König, die Regierung des Landes, und glaubte so Böhmen beruhigt zu haben. Mit großem Gepränge zog er ab, in Begleitung des Ladislaus, wie er sagte, um ihm fremde Länder zu zeigen, in der That wol, damit sich niemand seiner bemächtigte.

Indeß die Sicherheit, mit der er geglaubt, alles in Frieden und versöhnt zu hinterlassen, war sehr wenig gerechtfertigt. Er hatte kaum den Rücken gewandt, so brach das Ungewitter los, das sich schon lange drohend zusammengeballt hatte, und der Ausgangs- und Mittelpunkt war kein anderes Land, als Oesterreich selbst.

Schon lange hatten die österreichischen Stände das Verfahren Friedrich's in der böhmischen Königsfrage gemisbilligt, waren unzufrieden mit den Gubernatoren, die er für die Zeit seiner Abwesenheit für Oesterreich bestellt, und hatten sich mit dem Grafen von Cilly, dem Chef der Partei des Ladislaus in Ungarn, der allerdings mit Friedrich auf zwei Jahre Waffenstillstand geschlossen hatte, verbunden. Bündnisse mit Mähren und Böhmen folgten, von denen nur Georg von Podiebrad sich jederzeit fern hielt.

Die Seele der Aufwiegler war ein Baier, Ulrich Eizinger, der aber doch für einen guten österreichischen Patrioten galt. — Man sagte Friedrich feierlich den Gehorsam auf, da er seine Versprechungen nicht gehalten. Es fielen Reden, der König, beherrscht von den Kammerpräsidenten Ungenad und Zebinger, seinen Creaturen, bestreite seinen Hofstaat vom Gute des Ladislaus, verprasse dessen Erbe, führe kostbare Bauten aus, ihn selber schleppe er nach Italien, wo ihn die Hitze fast umbringe. Der Aufruhr wuchs von Tage zu Tage und griff immer mehr um sich, die Aufständischen suchten vor allem Wien zu gewinnen, doch blieb dasselbe vor der Hand gut kaiserlich.

Friedrich war indeß mit seiner Gemahlin zusammengetroffen, die Trauung war vorüber, ebenso die Krönung. Als römischer Kaiser hatte er einen Besuch bei Alphons von Arragon, König von Sicilien, gemacht, und Ladislaus, für dessen Entführung ihm immer bangte, unter der Aufsicht des Papstes und Aeneas Sylvius in Florenz zurückgelassen. Die Oesterreicher, Böhmen und Ungarn schickten indeß Gesandte nach Italien, aufs neue den Ladislaus, als einziges Mittel friedlicher Ausgleichung, zurückzufordern; dieselben durchzogen das Land, beklagten sich aller Orten über das Verfahren Friedrichs und verlangten von ihm gehört zu werden. Der Kaiser weigerte sich sie anzunehmen, deshalb schrieben sie ihm ihre Beschwerden, wandten sich zugleich auch an den Hofmeister des Ladislaus, ihn zur Entführung desselben zu bereden; sie vermochten ihn auch, Briefe dieses Inhalts

dem Prinzen zukommen zu lassen, der, nach Freiheit sich sehnend, bereitwillig darauf einging, doch der florentinische Senat, der ins Geheimniß gezogen worden, weigerte sich, den ihm anvertrauten Ladislaus fliehen zu lassen, und man versuchte, den Prinzen zu bestimmen, selbst an den Papst zu schreiben, seine Loslassung zu erwirken. Doch die Sache ward entdeckt, Aeneas Sylvius redete Ladislaus den Plan aus, und Caspar, der Hofmeister, ward ins Gefängniß geworfen. — Die Gesandten der Aufständischen kamen mittlerweile zum Papste, um über Friedrich's Verhalten Klage zu führen und sich womöglich der Sympathien Roms zu versichern; doch nahm der Papst, der mit Friedrich besser als je stand, — derselbe hatte einen Kreuzzug versprochen und Aeneas Sylvius in öffentlicher Versammlung dies Gelübde in einer rührenden Rede auseinandergesetzt, — einen so anmaßlichen Ton an, daß er die Gesandten schalt, und die Oesterreicher in den Bann erklärte, wenn sie sich seinen Befehlen, den Kaiser wieder zu restituiren, nicht fügen würden; so reisten jene wieder ab. Aber auch der Kaiser machte sich eilig auf den Rückweg, als er hörte, was daheim vor sich gehe. Unterwegs wurden die Nachrichten drohender und drohender, in Steiermark glaubte man den Kaiser nicht mehr sicher; die Aufständischen saßen wirklich schon in Wien, um von da Friedrich die Stirn zu bieten; es sah sehr ernsthaft aus. In Deutschland angekommen, begab sich der Kaiser, auf den Rath des Aeneas, mit seiner jungen Gemahlin und Ladislaus nach Wienerisch-Neustadt, dort die Resultate abzuwarten. Der Kaiser meinte keine Ursache zu diesem Aufstande gegeben zu haben, sagte aber, daß, wenn sie durchaus den Ladislaus haben wollten, so würde er ihn herausgeben, damit dann die Ungarn, Oesterreicher und Böhmen um ihn, wie um den Apfel des Paris sich stritten und so, in wechselseitigem Kampfe beschäftigt, ihn in Ruhe ließen. Eine goldene Hausmoral, deren der Kaiser, anstatt zu handeln, immer bei sich führte und phlegmatisch dem Treiben der Parteien zusah, wenn er nur nicht von ihnen behelligt wurde.

Die Oesterreicher waren indeß sehr thätig, die Zagenden wurden durch Eizinger's Reden, durch des Grafen Cilly sieggewohntes Schwert ermuthigt, sich vor dem Glanze des kaiserlichen Namens nicht zu scheuen, offen zu rebelliren; man wandte sich an Johann

Hunyadi, an etliche böhmische und mährische Herren um Beistand und sandte eine nochmalige Gesandtschaft, Ladislaus zu verlangen, widrigenfalls man den Krieg erklären würde. Friedrich weigerte sich, trotz Aeneas' Rath, es zu thun, und der Kampf begann. Der Herzog von Baiern und der Markgraf Albrecht von Brandenburg gratulirten dem Kaiser zur Krönung und Vermählung, bedauerten seine misliche Lage, standen ihm aber in keiner Weise bei. Der Papst sandte einen Abgeordneten, bei Strafe des Bannes in 40 Tagen dem Kaiser Gehorsam zu leisten. Der Bischof von Salzburg widersetzte sich. Die Antwort der Aufrührer geschah dadurch, daß man den päpstlichen Notar ins Gefängniß warf und eine Appellation an ein allgemeines Concil in Aussicht stellte.

Die Aufständischen waren auf die Weigerung Friedrichs vor Neustadt gezogen, um den Kaiser zu belagern. Sie waren überall im Glücke, fast wären sie ins Thor gedrungen, hätte sie nicht ein Bürger durch seinen Muth und seine Aufopferung zurückgehalten. Des Kaisers Hülfeforderungen wurden nur theilweise gehört und kamen zu spät; sein Feldherr Rüdiger von Staremberg setzte zwar den Wienern tapfer zu, aber auch Eizinger war nicht müßig und eroberte mehr und mehr. Brand und Blutvergießen durch das ganze Land, und die Wahrscheinlichkeit, selbst zu unterliegen, bestimmten den Kaiser sehr bald, den Frieden zu suchen. Der Markgraf von Baden, der Herzog von Sachsen, die Bischöfe von Regensburg, Freisingen, Salzburg erboten sich zur Vermittelung. Es ward ausgemacht, der Kaiser solle den Ladislaus bis zum 6. September an den Grafen von Cilly ausliefern, auf einem am 10. November in Wien anzuberaumenden Tage sollte das Weitere über die Vormundschaft abgeredet werden, Ladislaus aber sollte so lange bei dem Grafen in Berchthelsdorf bleiben, bis man zum Abschluß gekommen. Georg von Podiebrad wollte dem Kaiser gerade zu Hülfe eilen, als die Friedensnachricht dies überflüssig machte. — Ladislaus wurde dem Vertrag gemäß ausgeliefert, aber die Oesterreicher ließen ihn nicht in Berchthelsdorf, sondern führten ihn in Wien mit Glanz und Jubel ein, und alle empfingen das schöne, edle Königskind mit offenen Armen. Er benahm sich trotz seiner 12 Jahre sehr klug, bestellte Gesandte der böhmischen Stände auf den Wiener Tag, und die Ungarn und

Böhmen stritten sich, wer ihn zuerst in seiner Mitte, als seinen König beherbergen sollte. Der Tag zu Wien kam zusammen, er war sehr stark besucht. Die Herzöge Ludwig und Otto von Baiern, Wilhelm von Sachsen, Albrecht von Oesterreich, die Markgrafen Albrecht von Brandenburg und Karl von Baden, Herzog Johann von Liegnitz und Brieg, Burggraf Michel von Maidburg, Graf Wilhelm von Henneberg, der Gesandte des päpstlichen Cardinallegaten Nikolaus von Cusa, die Bischöfe von Eichstädt, Freisingen, Regensburg, die ungarische Deputation, an ihrer Spitze Johann Hunyadi, außerdem die kaiserlichen Gesandten Aeneas Sylvius, Ulrich Riderer, Johann Rapperger, sodann noch Gesandte der schlesischen, mährischen, böhmischen Stände waren zugegen. Die kaiserlichen Gesandten begannen, sich über die Einführung des Ladislaus in Wien zu beklagen, womit man den Vertrag verletzt habe; Graf Ulrich Cilly nannte dagegen dies trotzig eine Prärogative des Siegers, und beschuldigte den Kaiser, danach getrachtet zu haben, Ladislaus zu entsetzen, sein Land in Besitz zu nehmen. — Das alles machte die Stimmung für den Kaiser nicht günstig, zumal er wie ein Krämer immer die Unterhaltungskosten für Ladislaus zurückerstattet verlangte und die ungarische Krone nicht eher herausgeben wollte, als bis diese bezahlt. — Nachdem man sich vielfach hin und hergestritten über die Rückgabe der besagten Krone, einiger Schlösser und Gebiete; nachdem der Cardinallegat Vermittelungsversuche angestellt, und besonders die Böhmen in Bezug auf Rokezana's Beseitigung zu bearbeiten gestrebt, sein Bote jedoch bedeutet worden war, daß, — da schon zum Behufe der Aussöhnung des Kaisers mit den Oesterreichern einige Fürsten ernannt, die Böhmen überdies keineswegs in kirchlichen Angelegenheiten anwesend seien, — der Legat sich zu seinem Bemühen einen andern Ort wählen möge; nachdem durch Zögern und langes Harren in der Königsfrage ermüdet, die böhmischen Gesandten ärgerlich abgereist, wurde endlich auf die dringenden Forderungen des Markgrafen hin der lang verschleppte Handel mit den Nürnbergern vorgenommen. Dies ist der Punkt, auf den wir zu kommen beabsichtigt, wo unser Gregor eine bedeutende Rolle spielt.

Wir entsinnen uns, daß man in Bamberg eine Versöhnung versucht und nicht zu Stande gebracht hatte, und daß es dem Markgrafen

damit am wenigsten Ernst gewesen; hatte er doch einige, seinen Feinden zugehörige, Orte, trotz des Uebereinkommens, festgehalten und hatte der Kaiser durch seine träge Aufschubspolitik diesen Recht und Gesetz spottenden Zustand sich, wie mit Absicht, festsetzen lassen. Der Markgraf, des Kampfes müde und mit andern größern politischen Fragen beschäftigt, hatte eine Entschädigungssumme verlangt, und der Kaiser hatte endlich, auf das wiederholte Drängen Albrechts hin, Aeneas Sylvius, den Bischof von Eichstädt, Zebinger, Ungenad und Lysura zu Vermittlern ernannt, die Nürnberger zum Zahlen dieser Summe zu vermögen. Die Sache zerschlug sich, weil Albrecht den Frieden verkaufen, die Nürnberger ihn umsonst haben wollten.[1]) Mit andern Worten, die Summe, die die Nürnberger geboten, wurde vom Markgrafen zu gering befunden. — Jetzt nun verkündete derselbe, er müsse nach Wienerisch-Neustadt gehen, um mit dem Kaiser persönlich über Friedensvorschläge zu unterhandeln, die er in der Sache der Nürnberger zu machen gedenke. Man rieth ihm davon ab, damit er den Wiener Tag nicht störe; doch der Markgraf, egoistisch nur seine Interessen bedenkend, kümmerte sich nicht sehr darum, begab sich in der That nach Wienerisch-Neustadt und bewog eine Anzahl von Fürsten ihn dahin zu begleiten, während die Wiener Diät wegen eines ärgerlichen Handels, den der Schwager Georg Podiebrad's mit Herzog Wilhelm von Sachsen hatte — der Herzog war demselben nämlich, da er als Bundesgenosse des Erzbischofs von Köln gegen Soest zog und den Besagten in seinen Diensten hatte, den Sold schuldig geblieben, wofür ihn dieser in der beleidigendsten Weise an den Pranger stellte —, sich noch auf einige Tage hinzog. Am kaiserlichen Hoflager redete nun der Markgraf dem Kaiser aus allen Kräften zu, seine Sache vor allem vorzunehmen, die Sache der Oesterreicher, und die Aussöhnungsverhandlungen zwischen ihnen und der Krone, sowie auch die Berathungen über die Gubernatoren des Ladislaus vor der Hand zu lassen. Der Kaiser, aus Furcht durch ein ungünstiges Urtheil den Markgrafen zu erzürnen, suchte die Entscheidung aufzuschieben, bis die Sache mit den Oesterreichern zu ihrem Ende gediehen, in der Albrecht den Vermittler spielen

---

[1]) Hist. Frid. III. ed. Kollar, p. 409.

sollte. Doch als er das verlegen in wohlgebauten Redensarten auseinandersetzte, fuhr der Markgraf trotzig dazwischen: Wie lange er ihn hinziehen wolle; 13 Fürsten seien mit ihm da; erwarte er, daß diese fortgehen sollten, damit er ihn dann mit seinen Räthen richten könne, da täusche er sich sehr. Er selbst sei Fürst und fürstlichen Geblüts. Kein kaiserlicher Marschall oder Kammerpräsident dürfe deshalb über ihn zu Gericht sitzen. Der Kaiser ließ sich diese unehrerbietigen Worte ruhig gefallen, und nachdem er sanft und freundlich geredet, verschob er die Sache auf den folgenden Tag. Er berief die fürstlichen Gesandten und den Cardinallegaten, der noch in Wienerisch-Neustadt weilte, nach Wien selbst aber, da ihm abgerathen worden, gar nicht gekommen war, und frug ängstlich was zu thun sei, da Albrecht nur Fürsten, die Nürnberger auch Männer niederen Standes als Beisitzer des Gerichts wünschten. Albrecht, wohl wissend, daß Recht und Gerechtigkeit diese Forderung den Nürnbergern nicht verweigern durfte, glaubte, sie würde durchgesetzt werden; er stürzte deshalb, wie ein Rasender, mit seinen Freunden ungerufen in den Saal und beklagte sich, daß seine Sache von seinen Gegnern verrathen würde. Als man ihn versicherte, dies hier sei nicht das Gericht selbst, nur eine Berathung, in der der Kaiser ja jedes Urtheil befragen könne, rief Albrecht alle Fürsten geistliche und weltliche, zu sich und forderte sie auf, sich mit ihm zu geheimer Versammlung zurückzuziehen. Der Cardinal, Aeneas, der Bischof von Eichstädt, die ihm zuredeten und zur Mäßigung ermahnten, schalt er, und gerieth in seiner Wuth dahin, daß er sagte: Er mache sich weder aus ihnen, noch aus dem Papste etwas; ja, er war bei einem Widerspruche darauf und daran, seine Gegner mit Ohrfeigen zu mishandeln. Endlich besänftigten ihn seine Freunde mit der Aufforderung, an den Kaiser selbst zu gehen, der werde ihn als Fürst behandeln. Man ging zu Friedrich; dieser wiederholte seine Zusage, den andern Tag den Proceß zum Austrage zu bringen und beide Theile zu hören, es frage sich nur, ob allein Fürsten die Beisitzer sein sollten, oder auch andere zulässig wären. Der Markgraf fügte sich und den andern Tag sollte die Sitzung stattfinden. Der Tag erschien; der Kaiser saß zwischen Herzog Ludwig von Baiern und Albrecht von Oesterreich, neben Ludwig dann Wil-

helm von Sachsen und Otto von Baiern, sodann der Markgraf von Baden, zwei Herzoge von Schlesien, neben ihnen zwei Freigrafen; der Markgraf Albrecht saß mit den Bischöfen von Eichstädt, Regensburg und Aeneas von Siena zusammen; zur Linken des Kaisers die geistlichen Fürsten. Der Cardinallegat weigerte seine Anwesenheit; er werde nicht da zu Gerichte sitzen, wo der Markgraf durch allerhand Kabalen und Verschwörungen der Fürsten alles durchsetzen werde, was ihm beliebe, auch gegen den Willen des Kaisers.

Peter Knorr, des Markgrafen Sachwalter, dem Heimburg schon früher gegenüber gestanden, trat vor: Mit Breite erging er sich im Lobe des Markgrafen und seiner Ahnen, berichtete ihre tapfern Thaten, die sie von einfachen Grafen zur Würde der Markgrafen, in den Rang berühmter Fürsten gehoben hätten, er nannte die Briefe Karl's IV., die dies alles enthielten, sowie die goldene Bulle desselben, die es bekräftigte. Dann kam er auf den Hauptpunkt. Er führt das Gesetz der Bulle an, daß Fürsten nur durch Fürsten citirt werden können, wenn ihre Regalien oder ihre Ehre von irgend einer Irrung betroffen würden; die Nürnberger hätten die Zollgerechtigkeit des Markgrafen verletzt, die zweifelsohne jeder zu den Regalien desselben rechnen müsse, deshalb sei Albrecht nicht mit Recht citirt, da der Fürst fehle, der ihn hätte citiren sollen. Er berührt sodann noch ein anderes Gesetz, von dem er behauptete, daß es der Fürstenconvent in Frankfurt aufgestellt, wonach alle, die, ohne vorher vor dem kaiserlichen Tribunale Gerechtigkeit gesucht zu haben, einem einzelnen oder einer Gesammtheit Krieg erklärten, für ehrlos gehalten und an Leib und Gut gestraft werden sollten. Die Nürnberger hätten in ihrer Klagschrift dies von dem Markgrafen behauptet und so gegen seine Ehre und sein Leben Angriffe gemacht. Deshalb sei mit Recht die Vorladung durch einen Fürsten in einer so wichtigen Angelegenheit als nöthig erschienen, und die Nürnberger, die durch gemeinsam verfaßte Briefe den Markgrafen hätten vorfordern lassen, seien wegen dieser gesetzwidrigen Handlung in die Kosten, die dem Markgrafen daraus erwachsen, zu verurtheilen; sodann aber sollte man dessen Klagepunkte gegen die Stadt, an deren rechtmäßiger Vorladung wol niemand zweifele, hören.

Nach diesem Machwerke juristischer Sophistik, das selbst

in seiner kunstvollen Zusammenfügung das innere Unrecht der Sache nicht zu bergen vermochte, redete nun Gregor, als Vertreter Nürnbergs. Schon länger scheint er sich am kaiserlichen Hoflager aufgehalten zu haben, vielleicht die ihm anvertraute Angelegenheit um so eifriger zu betreiben; eine Rede, auf dem Schlosse zu Neustadt, von ihm über die Humanitätsstudien gehalten, über welche er von Aeneas, und zwar als er noch Bischof von Triest war, einen sehr schmeichelhaften Brief empfing [1]), was nicht nach dem Jahre 1451, wo Aeneas das Bisthum von Siena erhielt, geschehen sein kann, führt uns den Beweis.

Der Aufenthalt war in Gregors Interesse gerechtfertigt, da er des Kaisers schlaffe Aufschubspolitik wohl kannte, und des Markgrafen Beispiel lehrte, welcher Anstrengungen, welcher Drohungen sogar es bedurfte, den matten Geist zu einer energischen Vornahme so dringender Geschäfte zu bewegen. Zudem mochte er wol Intriguen von seiten des Brandenburgers, der eben so klug, als mächtig war und den Namen des deutschen Fuchses nicht minder, wie den des deutschen Achilles führte, mit Grund befürchten. — Alles Motive für sein frühes Kommen, für sein Weilen in der Nähe seiner allzu gefährlichen, allzu leicht bestimmbaren Richter.

So trat er denn auf, vielleicht nie größer, nie bedeutender als jetzt, tiefinnerlichst bewußt, um was es sich handele, wie er da sei, einen Stand zu vertreten, dessen unrechtmäßige Beeinträchtigung im einzelnen Falle nur eine Aeußerung principieller Feindschaft, neiderzeugter Vernichtungsgelüste von seiten der Fürsten sei, einen Stand, der ein Produkt der Gegenwart, ihrer ersprießlichsten Thätigkeit, ihrer edelsten Bestrebungen war, und im Ableben der andern eine herrlich emporblühende Daseinskraft in sich trug. Er fühlte es, daß die Zukunft Deutschlands auf seinen Schultern ruhte, und drängte seine ganze Beredsamkeit in einen Moment zusammen, sie würdiglich zu vertheidigen, ihre Gegner mannhaft zu bekämpfen, die verrotteten Zustände des politischen Lebens scharf und unparteiisch zu beleuchten. Mit seiner weittönenden mächtigen Stimme hub er an [2]):

---

[1]) Vergl. S. 4. — [2]) Hist. Frid. III. ed. Kollar, p. 428—431.

„Indem ich heute, erhabener Kaiser, die Sache einer um das römische Reich wohlverdienten Stadt führe, habe ich niemand an den ich mich wenden, dessen Schutz ich anflehen könnte, als Deine Majestät; denn die übrigen, die mit Dir zu Gerichte sitzen, sind entweder am Streite selbst betheiligt, da sie den Krieg mit uns geführt haben, oder durch Blutsverwandtschaft mit Albrecht verbunden, oder werden als Fürsten durch Eigennutz dazu verleitet, es für ein recht schönes und lobenswerthes Ding zu halten, daß die Fürsten zu einer Rechtssache gar nicht gezogen werden können.

Keinen gibt es wol, dem es nicht erwünscht wäre, von Gesetz und Gericht ausgenommen zu sein. Aber Deine Ehre wird von ihnen angegriffen, Deine Macht in Zweifel gestellt; Dir kommt es deshalb zu, geduldig zu hören und aufs genaueste Dich vorzusehen, damit der heutige Gerichtstag der kaiserlichen Herrlichkeit keinen Abbruch thue. Albrecht tadelt Deine Vorladung; fällt, was durch Dich geschehen ist, wieder dahin, so werden wir allerdings den Schaden davon empfinden, Deine Majestät aber wird Verspottung, wird Entwürdigung zu dulden haben. Der Markgraf ist gesetzmäßig geladen und ist nach der in Bamberg geschlossenen Uebereinkunft Verantwortung schuldig. Keinen gibt es, der das nicht einzusehen vermöchte. Aber hier wird nicht nach gewöhnlichem Rechte, sondern in Gewalt gegenseitigen Compromisses verhandelt; nach Gefallen, nach Verabredung ist der Gerichtshof niedergesetzt. Alle Feierlichkeiten sollen fehlen, welche die übrigen Gerichte verlangen; obschon, auch wenn das gewöhnliche Verfahren angewendet würde, es klar ist, daß das Gesetz, dessen Peter Knorr Erwähnung thut, nicht im geringsten entgegenstehen kann; denn, wenn dem Gesetze die Bedeutung inne wohnt, die Peter von ihm aussagt, dann wäre wahrhaftig nichts mehr da, was man römisches Reich nennen könnte. Alles zu Gerichte sitzen wäre umsonst, und die Gerechtigkeit unter uns vernichtet, wenn kleinere Rechtssachen ihre Richter haben, wenn aber je mit einem Fürsten ein Proceß vorliegt, man sich an einen Fürsten wenden muß. Wer ist denn so mächtig, einen Fürsten als Unterbeamten zu haben, einen andern vorzuladen? Ritter Deutschlands, merket auf! nehmt Euch in acht, ihr Männer von Adel! ihr Angesehenen, die Ihr geringer seid, als die Fürsten, hütet Euch; und Ihr, Un-

terthanen derselben und Nachbarn! Geld, Kleider, Häuser, Felder, Weib und Kind werden sie Euch wegtragen! Was geschieht dann? An wen wendet Ihr Euch? Wo in aller Welt wollt Ihr klagen? Wo wollt Ihr Eure Ehre zurückfordern? Wenn Ihr nicht einen Fürsten findet, der einen Fürsten vorladen kann, so habt Ihr keinen Beistand beim Kaiser!

O, unser Deutschland, o Sitz des Kaiserreichs! O Zufluchtsstätte des Erdkreises! Deshalb also gibst du Gesetze, damit du dieselben Gesetze wieder vernichtest. O Ihr Führer unsers Jahrhunderts, wo ging Eure Weisheit hin? Wehe Euch, spricht Jesaias, die Ihr ungerechte Gesetze aufstellt und schreibet Trug, auf daß Ihr das Volk zu Grunde richtet! O der blinden und thörichten Vorsicht, welche, indem sie Fürsten erheben will, sie erniedrigt, und einem Fürsten schließlich das Amt eines Herold [1]) überträgt! Was werden die Italiener, die Franzosen, die übrigen Nationen von Euch sagen, wenn sie erfahren, daß bei den Deutschen die Fürsten das Amt von Vorladungsboten versehen? Wolltet Ihr, daß Eure Verbrechen ungestraft blieben? War es da nicht angemessener, wie es tapfern Männern zukommt, mit offener Stirn das Joch des Kaiserreichs von Eurem Nacken zu schütteln, und diese Winkelzüge des Gesetzes zu verschmähen? Denn dieses einzige Gesetz gerade ist es, das alle andern Gesetze aufhebt, das Reich zerstört, die Völker unterdrückt, fast unzählige Tyrannen unserm Nacken aufbürdet. O blindes, unvernünftiges Deutschland, das Du Dich weigerst einen Kaiser anzuerkennen, und Dich tausend Herren unterwirfst! denn was ist es anders, wenn ein Fürst nicht vorgeladen werden darf, als daß jeder in seinem Lande Kaiser ist? Ueber 600 Jahre waltete über uns das Kaiserthum; wennschon in engere Grenzen geschlossen, so haben wir länger die Herrschaft geführt, als Griechen und Römer; vielleicht ist nun ein Ende unseres Ruhmes da, wie Gott ja keine Macht auf Erden ewig währen läßt. Ich fürchte, ich fürchte, es kommen andere und rauben uns Land und Leute hinweg, denn es ist bekannt, daß Ungerechtigkeit König- und Kaiserreiche zerstört, von Volk zu Volke übergehen macht. In unsern Händen ist, wie Ihr seht, das

---

[1]) Praeconis nicht praedonis, wie andere verstehen.

Reich geschwächt worden und vernichtet. Unsere Nation, zerrissen und zerschlagen, ruht zu keiner Stunde, überall ertönt Kriegslärm; nirgends ist Sicherheit; jedermann lebt vom Raube: nicht ist der Gast sicher vor dem Wirthe, der Schwiegervater vor dem Eidam. Die Städte haben keine behagliche Ruhe; die Fürsten gönnen sich keinen Frieden, da sie selbst, von keiner Scheu vor einem Gerichte zurückgehalten, gegenseitig sich befehden.

Das ist die Frucht unbilliger Gesetze. Das ist es, was die Ungerechtigkeit der Fürsten erzeugt, welche, indem ein jeder von ihnen als Kaiser sich benimmt, das Kaiserreich zu Grunde gerichtet haben. Aber mögen sie selber stürzen, wenn sie nur nicht das ganze Volk mit sich in pharaonische Knechtschaft brächten; und auch um Euch, Ihr Männer des Adels, ist es geschehen, wenn, wie die Fürsten wünschen, das kaiserliche Ansehen unterdrückt wird.

Dieses wollte ich über unsere Gesetze im Allgemeinen sagen; nur, weil durchaus behauptet worden, daß einem Gesetze, gleichviel ob es ungerecht sei, gehorcht werden müsse, so liegt es uns ob, zu zeigen, daß das vorliegende Gesetz einen andern Sinn hat, als Peter Knorr meint, wie Ihr alle ohne Mühe erkennen werdet. Die goldene Bulle sagt nämlich: «Wenn einer in Sachen der Ehre, des Lebens, des Lehens, einen Fürsten anklagt, so wende er sich an einen andern Fürsten, der diesen vorlade.» Das ist ebenso, als ob gesagt wäre: „Wenn einer vermeint, einem Fürsten die Ehre entreißen, oder das Leben rauben, oder das Lehen, das er vom Reiche inne hat, rauben zu müssen, so bemüht er sich vergebens, wenn er nicht einen Fürsten findet, der denselben vorlädt." Und das ist nicht mein Gedanke. Die Fürsten selbst erklärten in früheren Jahren, in Verbindung mit Deiner Herrlichkeit, das sei der Sinn dieses Gesetzes. Aber wenn ich sage: „Auf Deinem Lehensitze hast Du Menschen, die mich beeinträchtigen, in Deiner Zollgerechtigkeit forderst Du mehr, als Du solltest, nimmst ungebürlichen Tribut ein; gib mir das Lehen zurück, das Du durch Gewalt eingenommen, dann will ich weder streben, Dir das Leben zu rauben, noch dein Lehen anzutasten, noch deine Ehre zu entreißen", so wird niemand meine Aufforderung schänden, eine herkömmliche, durch einen Fürsten bewirkte Ladung ist jedoch überflüssig, da die Ladung rechtmäßig vom Kaiser ausgeht,

und seine Hände nicht gebunden werden dürfen. Dazu kommt im vorliegenden Falle, daß der Markgraf durch eine ganz besondere Convention sich verbindlich gemacht hat, unseren Klagen gegenüber sich zu verantworten.

So sieh Du nun zu, o Kaiser, daß Du Deinem Ansehen nichts vergibst, daß Du Dich nicht wissentlich Deiner Majestät entäußerst, daß Du die getreue Stadt Nürnberg nicht unterdrücken läßt.

Ihr Anwesenden aber seht Euch vor, daß Ihr Euch nicht ein drückendes Joch auferlegt in einem Gesetze, das ohne vorhergehende fürstliche Ladung einen Fürsten zu belangen verbietet; denn kein Streithandel wird vorkommen, wo es sich nicht um Lehen, Leben oder Ehre eines Fürsten handelt. — Was der Markgraf an letzter Stelle fordert, daß wir uns seinen Klagen gegenüber verantworten, werden wir gern erfüllen, wenn er, der zuerst Geladene, auch zuerst dasselbe thut.“ —

So redete Heimburg und bewegte die ganze Versammlung bis ins innerste Mark. Mit zermalmender Logik hatte er den Kernpunkt ins Auge gefaßt, um den sich alles drehte und handelte, das Gesetz der goldenen Bulle von der fürstlichen Ladung. — Wie der Markgraf sich auf dasselbe gesteift; dieses Privilegium den Nürnbergern gegenüber als einen Schild festgehalten, unter dem er alles thun konnte, ohne jemals belangt zu werden, und die Fürsten, selbst wenn sie im Einzelnen besser dachten, nur um ihr Standesinteresse zu wahren, sich nie dazu entschlossen hätten, dem Gesetze zu genügen und Albrecht vor Gericht zu laden, noch weniger aber die Absicht hatten, eines der wichtigsten Rechte, nur durch Ihresgleichen citirt werden zu können, was fast eine Exemption von aller Gerichtsbarkeit schien, aufzuopfern, so zeigt er den Versammelten das Elend, was dieses Gesetz heraufzubeschwören im Stande war, und malt es mit den kräftigsten Farben aus. Er appellirt an den Adel, ihm zu zeigen, wie er gleiche Ursache habe, Aufhebung des Gesetzes zu wünschen, und macht ihn aufmerksam auf sein eigenes Interesse; er appellirt an die Fürsten und macht das Gesetz und sie selbst in der Wahrung desselben lächerlich; er appellirt mit dringlichster Gewalt an den Kaiser und mahnt ihn, die Reichseinheit nicht ganz zerfallen zu lassen, die Zügel in die Hand zu nehmen, sich der kaiserlichen Würde, über-

müthigen Vasallen gegenüber, bewußt zu sein; von den frechen Reden des Markgrafen nicht zaghaft zu werden, sondern das Wohl der Nation, der Krone zu bedenken und den Markgrafen, trotz dessen Protestation, daß er ungesetzlich vorgeladen, zu richten. — Mit feinem juristischen Sinne zeigt er übrigens, vielleicht, die schüchterne Schwachheit des Kaisers zu beruhigen, daß nur eine falsche Auslegung des Gesetzes dem Markgrafen solche Anmaßungen erlauben könne; das Gesetz ihm, seinen Gegnern gegenüber, die Prärogative nicht gäbe, die er von demselben hoffe, Standhaftigkeit und Strenge von des Kaisers Seite hier die Sache zu einem gedeihlichen Ende führen müsse. — Wir lernen hier alle seine Eigenschaften bewundern, den Redner großen Stils, den weitschauenden Politiker, den glühenden Patrioten, den gewandten Logiker, den geistreichen Juristen und vor allem den edeln, ehrlichen und unverzagten deutschen Mann.

Alle waren überzeugt, daß das ebenso ungerechte, als schädliche Gesetz fallen müsse, alle erkannten mit ernster Sorge, vor welchem Abgrunde sie standen; schon war man geneigt, Gregor vollkommen beizupflichten, als der Markgraf, der wohl wußte, daß er für ihn selbst parteiisch eingenommene Richter vor sich habe, hochfahrend dazwischenredete und von Gregor Unterwerfung unter das von Fürsten gebildete Gericht, sowie Aufweisung seiner Vollmacht verlangte. Das letztere bewilligt Gregor ohne Widerrede, in Bezug auf Unterwerfung unter das Gericht hingegen meint er, daß die Nürnberger, in deren Namen er rede, sich nicht einem Gerichtshofe unterwerfen würden, der aus Kampfgenossen des Markgrafen, und somit am Streite Betheiligten, bestände, sogar einen Vetter, wie Herzog Ludwig von Baiern, und einen Schwager, wie Markgraf Karl von Baden, unter seine Beisitzer zähle. Er verspreche, ohne Widerrede sich dem kaiserlichen Spruche zu unterwerfen, wenn geeignetere Mitrichter zugezogen würden. Der Markgraf wandte dagegen ein, alle, die hier säßen, seien wohl des Richtens über die Nürnberger würdig, da sie schon mit ihren Städten sich ausgesöhnt, zudem angesehene Herren seien, die, wenn auch durch Bande des Bluts verbunden, gewiß nichts thun würden, was ungerecht wäre.

Darauf erwiderte Gregor: „Diese Vertheidigung, erlauchter Fürst, ist grundlos. Das Gesetz schließt Verwandte als Richter

aus, nicht weil man ihnen Böses zutraut, sondern eben weil sie durch Bande des Bluts den Betheiligten zu nahe stehen. Es weiß gar wohl, daß Fleisch und Blut bisweilen anders urtheilen, und anderes enthüllen, als der Geist. Wenn wir jetzt auch mit den Fürsten Frieden haben, so handelt es sich hier um Parteiinteressen, um die von beiden Seiten eigentlich gestritten worden ist. Bald werdet Ihr, wenn es jetzt zu keiner Ausgleichung kommt, das Schwert wiederum ziehen und mit vereinten Kräften gegen die Städte ins Feld rücken."

Es wurde noch mehr in dieser Weise hin und wieder geredet, aber ohne Resultat. Der Kaiser war im ärgsten Conflicte; er wagte keine Entscheidung zu geben, bevor er die Gesinnungen der Fürsten behufs der Unterwerfung erforscht hätte.

Die Fürsten beriethen in geheimer Versammlung mit Ausschluß des Kaisers. Aeneas sah die freche Anmaßung dem Reichsoberhaupt gegenüber wohl ein, er fürchtete das böse Beispiel, das dadurch gegeben, und rieth seiner kaiserlichen Majestät, ein solches Benehmen nicht zu dulden. — Gezwungen sandte Friedrich seinen Rath Ulrich Riderer, die Gesinnungen der Fürsten zu erforschen, sie aufzufordern, daß sie in seiner Gegenwart sich beriethen. Albrecht, eifersüchtig auf das fürstliche Vorrecht, ging, als er den bürgerlichen Ulrich unter den Fürsten reden sah, auf ihn zu, griff ihn am Wammse, mit den Worten: „Bist Du ein Fürst, daß Du Dich unter Fürsten mengst? und stieß ihn zum Saale hinaus. Ulrich entfernte sich stumm und schamroth, und der Kaiser hatte auf diese Beleidigung seiner Majestät, auf diesen Exceß brutalen Hochmuths, keinen Muth gebührend zu antworten, er schwieg.

Der Bischof von Regensburg, aufgefordert seine Meinung zu sagen, schlug eine Zusammenkunft der fürstlichen Räthe vor, mit ihnen die Sache vorzunehmen. — Der Antrag ging durch und das Resultat dieser Berathung war, von Gregor die Unterwerfung unter das Gericht zu verlangen; dann könne er seine Angelegenheiten weiter führen. Gregor sagte zu; er habe sich der Verfügung des Kaisers immer unterworfen, werde es auch ferner thun nach dem Compromisse, wenn ihm nur die Exceptionen gegen die Beisitzer gestattet würden. — Die Nacht brach herein und machte den Berathungen ein Ende

An den folgenden Tagen verhandelte man über einen friedlichen Vergleich, aber alle Versuche waren vergebens, da der Markgraf in dem Falle sehr viel Geld forderte, die Nürnberger wenig geben wollten. Der Markgraf bemühte sich sehr um die Fürsten und suchte ihre Räthe soviel als möglich von ihnen fern zu halten, da dieselben von Gregor's Rede gewaltig beeinflußt waren.

Als der Termin des Spruchs nahte, hatte der Markgraf die Frechheit, sich selbst ein Urtheil zu schreiben, das die Fürsten dann in der Versammlung verlesen sollten, und zwar des Inhalts:

„Weil der Markgraf Albrecht des heiligen römischen Reiches Fürst ist, und es sich um Lehenssachen handelt; die Form der Vorladung, die die goldene Bulle bei der Citation der Fürsten vorschreibt, aber nicht gewahrt worden ist, so wird die Ladung desselben als ohnmächtig und nichtig angesehen, und dem Gregor, der sich dem Gerichtshofe unterworfen hat, über seine Verwahrung Rede zu stehen, erklären Wir, daß hier nicht der Ort dazu sei.“

Man hätte es nicht glauben sollen, aber die Fürsten schämten sich nicht zu unterschreiben: voran der milchbärtige Herzog Ludwig von Baiern, Albrecht's Verwandter, sein ebenso junger Vetter Otto, der mehr kriegs- als rechtskundige Sachsenherzog Wilhelm, zwei schlesische Herren, wovon einer sein Votum schriftlich zurückließ, da er vorher abreiste, noch außerdem zwei Grafen, blinde Verehrer des Brandenburgers, alles Jünglinge, kaum fähig im Gerichte zu sitzen, ohne Urtheil, ohne Erfahrung; sie handhabten die Gerichtsbarkeit in so wichtigen Dingen. Herzog Albrecht von Oestreich fühlte das Unrechtmäßige des Handels. Als ihn Aeneas um seine Meinung fragte, sagte er: „Ich fühle, der Markgraf hat unrecht, doch bin ich mit ihm verbündet und kann ihn deshalb nicht verlassen.“ Der edle Markgraf von Baden stand dabei und hörte es. Unwillig sagte er: „Auch ich bin mit Markgraf Albrecht verbündet, sogar sein Verwandter, denn er hat meine Schwester zum Weibe, doch werde ich mir ihm zu Liebe nicht ein falsches Urtheil auspressen lassen.“ Der Bischof von Eichstädt, eng mit dem Markgrafen liirt, wußte nicht, wohin er sich wenden solle; dort peinigte ihn das Gewissen, nichts gegen Recht und Gesetz zu thun, hier war es die Freundschaft, die er nicht verletzen wollte. Ebenso war der Bischof von Regensburg

in Nöthen, der mit den Baiernherzögen in guten Verhältnissen stand, und in der Wahl zwischen den Drohungen derselben und der Furcht vor göttlicher Strafe rathlos hin und herschwankte. Der Kaiser, der das Unrecht einsah, auch gewünscht hatte, die Fürsten hätten anders geurtheilt, war wieder zu schwach einen eigenen Willen zu haben, und beschloß, nach der Majorität stimmen zu lassen. Als er das Conclave betrat, die Sentenzen zu erfragen, legte er zwei Fragen vor: Ob die als ungeeignet bezeichneten Beisitzer ausgeschieden werden sollten; sodann, ob die Citation als nichtig zu betrachten sei.

Der Bischof von Eichstädt hatte seine moralischen Bedenken glücklich überwunden und, in niedriger Feigheit den Fürsten schmeichelnd, sagte er, mit der Miene eines feinen Juristen, Gregor's Einwände seien nichtig, da er sich dem Gerichte unterworfen habe, indem er ja erschienen und über die Vorladung schon verhandelt habe, ehe die Sache mit den Beisitzern zum Austrage gekommen sei. Ueber die Citation schwieg er, da er das Gesetz allerdings nicht billigte, den Markgrafen jedoch nicht beleidigen wollte. Nach ihm las Ludwig von Baiern das obenerwähnte Urtheil vor, das sowol die Exceptionen Heimburg's verwarf, als auch die Citation des Markgrafen für nichtig erklärte. Die andern Fürsten stimmten alle bei, außer dem Markgrafen von Baden und dem Bischof von Regensburg, die vorher noch Aeneas' Meinung vernehmen wollten.

Aeneas nun redete sehr vernünftig und gerecht: in der gegenwärtigen Frage liege es ihnen als Geschworenen des Kaisers vor allem ob, jede Beeinträchtigung seiner Majestät zu verhüten. Das scheine ihm allerdings nicht rechtsgemäß, daß einer über sich selbst das Urtheil fälle, ob er als Beisitzer zulässig sei, oder nicht; jemehr einer danach verlange, desto ungeeigneter scheine er. Ebenso wenig dünke es ihm angemessen, daß Bundesgenossen und Kriegsgefährten des Markgrafen über die Nürnberger zu Gerichte säßen. Da nun einige von ihnen, ohne daß sie verdächtig seien, entfernt worden wären (er meint die unsanfte Behandlung des kaiserlichen Rathes Riderer), so halte er es für billig, zu untersuchen, ob nicht auch die andern zurückzuweisen seien; dann erst wolle man die Gültigkeit der Citation prüfen. — Begreiflicherweise machte das auf die Fürsten einen sehr unangenehmen Eindruck, da sie das Wahre in Aeneas' Worten sehr

wohl fühlten. Sie verblieben auf ihrer Ansicht. Der Bischof von Eichstädt aber sah bald ein, daß er die Rolle nicht spielte, die seine Eitelkeit ihm vorgespiegelt, und da ihm das Gewissen doch nicht ganz erstorben war, so trat er jetzt der Ansicht des Aeneas bei: ehrlich gestanden, sei es unbillig, daß sie, die Fürsten, die auf Antrieb des Markgrafen Krieg mit den Nürnbergern geführt, in diesem Gerichte das Urtheil sprächen. Da jedoch sich jetzt schwerlich ein neuer Gerichtshof constituiren ließe, rieth er zum Aufschub der Sache. — Dem Kaiser war das aus der Seele gesprochen, sein altes Universalmittel, jede Unannehmlichkeit, jedes energische Handeln sich vom Halse zu schaffen, war ihm niemals erwünschter. Er frug, ob es den Fürsten, nachdem die Sache so lange geprüft, genehm wäre, die Entscheidung bis zum Johannistage des folgenden Jahres aufzuschieben. Dann werde er mit den Kurfürsten und den andern Herren, die anwesend seien, die Sache wieder vornehmen und den Markgrafen, gemäß des Gesetzes, als Fürsten behandeln; indeß sollten die Nürnberger Geld zu zahlen nicht gezwungen sein, Albrecht aber sollte das immer noch besetzt gehaltene Schloß Heydeck herausgeben.

Die Fürsten glaubten damit genug für den Markgrafen erreicht zu haben und stimmten sämmtlich bei. Die Nürnberger sahen, daß das kaiserliche Tribunal den Gang des Rechtes nicht beobachtete, und fürchteten, Albrecht werde durch eine geheime Berathung mit den Fürsten dieselben wiederum auf seine Seite bringen, und sie selbst dabei auf's neue den Kürzeren ziehen. Schweigend vernahmen beide Theile das Urtheil und baten sich das Dokument aus. Anscheinend hatte keiner gewonnen, thatsächlich waren die Fürsten doch Sieger geblieben. —

Wie wenig der Markgraf das kaiserliche Gebot achtete, zeigt, daß er das Schloß Heydeck besetzt behielt, und die Nürnberger, die erkannt, daß Gesetz und Kaiser sie nicht schützten, daß die Fürsten, mehr durch Parteiinteresse, als durch die Idee des Rechts, in ihren Entschlüssen geleitet würden und sich demnach auch von der Clausel, daß der Markgraf, gemäß des Gesetzes, in der Vorladung als Fürst behandelt werden solle, nichts Gutes beim nächsten Entscheidungstermine versahen, vielmehr ein im voraus für ihn günstiges Urtheil erwarteten, entschlossen sich endlich, nachdem sie neue Verhandlungen mit dem

Markgrafen eingegangen, sich und ihren Freunden den Frieden um schweres Geld zu erkaufen. Am 27. April 1453 ward der Vertrag abgeschlossen. Mit vollem Beutel ging der Markgraf davon.

So ward das Recht in Deutschland gehandhabt. Jünglinge, ohne Kraft und Erfahrung, Freunde und Verwandte des Beklagten, noch mehr durch mächtiges Parteiinteresse mit ihm verbunden, saßen zu Gericht. Der Kaiser ließ seine Unterthanen, seine Diener, sich selbst von einem übermüthigen Vasallen beleidigen, schädigen, einschüchtern, und hatte keine Waffe gegen sie, als Schweigen und Aufschub des Urtheils. Die Nürnberger unterlagen dem veralteten Unrechte der feudalen Privilegien, der rücksichtslosen Frechheit des Markgrafen, der Charakterlosigkeit der Fürsten, der Unmännlichkeit Friedrich's. Gregor's Schuld war es nicht, er hatte das Seine gethan; keiner hätte es besser vermocht. Aber seinen Ideen war die Zeit noch nicht reif, man verstand ihn nicht, man ließ die feindseligen Mächte walten im deutschen Boden und immer breitere Klüfte in denselben reißen, man erkannte nicht den Abgrund, der sich drohend aufthat, die politische Selbständigkeit des Vaterlandes zu verschlingen.

VII.

Gregor von Heimburg's weitere Thätigkeit. — Der Convent zu Mantua.

Nachdem Heimburg diesen Streit mit Hingebung und Geschick, wenn auch nicht glücklich geführt hatte, kehrte er nach Nürnberg zurück, ohne jedoch von auswärtigen Geschäften sich gänzlich zurückzuziehen. Seine lebhafte, ewiger Thätigkeit bedürftige Natur hielt einen ununterbrochenen Aufenthalt an einem Orte nicht aus und trieb ihn fortwährend, andere Angelegenheiten zu besorgen, als seine Stellung in Nürnberg wol mit sich brachte. Wir hören so 1453 von einer Sendung, die ihm an Friedrich von der Pfalz aufgetragen war, und ein Jahr darauf ging er ein Verhältniß ein, das ihn in engere Beziehung zu einer Reihe von Personen brachte, welche von größter Bedeutung für seine weiteren Schicksale waren. — König Ladislaus von Böhmen und Ungarn „lieh" Heimburg nämlich vom Nürnberger Stadtrath, eine Rechtssache für ihn zu führen, und gewann solches Wohlgefallen an ihm, daß er ihn bis ziemlich zu seinem Tode in seinen Diensten und seiner Umgebung behielt.

Ladislaus war auf dem Prager Landtage als Wahlkönig von Böhmen anerkannt, und am 24. August 1453 gekrönt worden; mit dem Gubernator Georg von Podiebrad war er am 25. April desselben Jahres zum ersten Male zusammengetroffen und hatte ihn nach seiner Krönung als Landesverweser bestätigt. Das Einvernehmen zwischen beiden war damals das beste. Außer ihm wurde für Ungarn Johann Hunyadi, für Oesterreich Graf Cilly zum Gubernator ernannt. Im Innern Böhmens kam es zu den heilsamsten Reformen; die Versuche der römischen Kirche, durch Capistranus und Aeneas Böhmen von der hussitischen Lehre abzubringen, dem apostolischen Stuhle

wieder unterzuordnen, scheiterten an dem festen Sinne Georg von Podiebrad's und unter seiner Leitung begann wieder Ruhe und Ordnung in die böhmischen Verhältnisse zu kommen. Der König Ladislaus konnte jetzt an Einlösung seiner in den Zeiten seiner Minderjährigkeit und früher noch ihm streitig gemachten Besitzungen denken. Dazu gehörte die lausitzer Voigtei, die als Lehen von Böhmen an Kurfürst Friedrich von Brandenburg gekommen war; aber die Versuche, die er nach dieser Seite hin machte, mislangen. — Nicht besser ging es mit der Einlösung von Luxemburg, das der Herzog Philipp von Burgund inne hatte. Ladislaus' Ansprüche waren vollkommen begründet. Elisabeth, seine Mutter, war eine Prinzessin aus luxemburgischem Hause. Ihre Nichte, Elisabeth von Görlitz, war der letzte Sproß desselben. Witwe und kinderlos, hatte sie weder Erb- noch Pfandrecht auf die luxemburgische Erbschaft und der jedesmalige König von Böhmen konnte sie für 120000 Gulden zu jeder Zeit einlösen. Schon früher hatte es König Albrecht versucht, in der Absicht, das Land seiner Tochter Anna, die er mit Herzog Wilhelm von Sachsen vermählte, als Mitgift zu geben. Später geschah es wiederum durch König Friedrich und Elisabeth. Elisabeth von Görlitz, die sich beide mal nicht dazu verstehen wollte, ward endlich von dem luxemburgischen Volke aus dem Lande gejagt. Sie flüchtete zu Philipp von Burgund und trat ihm für eine Rente Herrschaft und Rechte auf Luxemburg ab. Darauf hin rückten die Burgunder ins Feld und vertrieben Elisabeths Feinde, ohne jedoch das Recht der böhmischen Krone, wie des Ladislaus, das Land dereinst wieder einzulösen, ganz in Abrede zu stellen. Die Sache erhielt eine Wendung, als Elisabeth von Görlitz am 3. August 1451 starb, und es kam nun zu sehr hitzigen Erörterungen zwischen Ladislaus und dem Herzog von Burgund, der ohne des Ladislaus Ansprüche zu leugnen, der Verwirklichung derselben allerhand Schwierigkeiten in den Weg legte; besonders aber zwischen Ladislaus und den böhmischen Ständen. Dieselben bestritten nämlich sein und seiner Mutter Recht, Luxemburg als Familiengut anzusehn und als Mitgift zu verschenken; dasselbe gehöre der böhmischen Krone und nur die Einwilligung der Stände gestatte eine Veräußerung desselben. Doch Ladislaus fragte nicht danach. Im Jahre 1452 hatte er Gesandte geschickt, seine Absichten in Luxemburg zu eröffnen

und den Eid der Treue vom Volke zu fordern. Der Amtmann Philipp's, Anton von Croy, verwehrte den Böhmischen den Zutritt. Aber eine Partei Misvergnügter hielt es mit Ladislaus. Es entspann sich ein Krieg, und es wurde 1453 ein Waffenstillstand durch Vermittelung Jakob's von Trier geschlossen und Conferenzen, die vom 16. bis 24. März 1454 in Mainz tagten, sollten den Streit zur Entscheidung bringen. Heimburg war es, der den König von Böhmen vertrat, doch waren die Verhandlungen ohne Resultat. Der Herzog von Burgund, ein glühender Feind der Türken, bat wegen des gegenwärtigen osmanisches Krieges um Verlängerung des Waffenstillstandes. Es kam zu verschiedenen Friedensverabredungen; endlich sollte Herzog Ludwig von Baiern (1. October 1455) zu Speyer eine schiedsrichterliche Entscheidung geben; da er nicht erschien, so kam die Sache zu keinem Austrage; ebenso wenig geschah es bei den verschiedenen Händeln mit Sachsen, die häufig bewaffnetes Einschreiten gefordert hatten und deren Entscheidung von Jahr zu Jahr verschoben wurde.

Gregor erlebte nun eine sehr interessante Zeit in Ladislaus' Diensten. — Von bestimmten Aufträgen, die er ausführte, Aemtern, die er bekleidete, wissen wir allerdings nichts; sicherlich aber begleitete er den König auf seinen Reisen nach Ungarn, Belgrad, und war 1457 in Wien, als Ladislaus, nach des heldenmüthigen Ladislaus' Hunyadi Hinrichtung in Ofen, nach der Hauptstadt zurückkehrte und den Bruder desselben, Matthias, als Gefangenen mit sich führte.

Alle bedeutungsvollen Ereignisse, die in jener Zeit vorfielen, an denen König Ladislaus betheiligt war, sah Gregor in unmittelbarer Nähe vor sich gehen. Die Rüstungen gegen die Türken, die gespannten Verhältnisse, die zwischen Ladislaus und dem Kaiser eintraten und die, wenn auch manchmal ausgeglichen, nie gänzlich beizulegen waren, die Streitigkeiten der Cillys und Hunyadis; in alles gewann er den besten und genauesten Einblick. Nicht minder trat er zu den vielen hervorragenden Persönlichkeiten, mit denen Ladislaus verkehrte, in engere Beziehungen; den merkwürdigen, genialen Georg von Podiebrad, den Chef der utraquistischen Partei Rokezana, den mächtigen Graf Cilly, die heroischen Hunyadi's, den gelehrten Johann Witez Erzbischof von Gran, sie alle lernte er ennen

und beurtheilen, und besonders scheinen Podiebrad und Rokezana ihm hier näher getreten zu sein. War es ja Podiebrad, der dem gebannten, geächteten Gregor später in seinem Reiche Zuflucht und Aufenthalt bot, was auf schon früher begründete freundschaftliche Beziehungen schließen läßt, und die hussitischen Ansichten, deren er von Seiten Roms später und nicht ohne Grund geziehen wurde, welche die Erbitterung des Papstes hauptsächlich mit hervorriefen, werden wir mit Recht dem Einflusse Rokezana's zuschreiben, da niemand geeigneter war, Anhänger für die neue Lehre zu werben, als dieser. — Nach jeder Seite hin war Gregor's Zukunft in ihrer Gestaltung durch die hier angeknüpften Verhältnisse bedingt, und waren dieselben für sein ferneres Leben wichtig und bedeutungsvoll. Wie lange er in denselben blieb, ob er vor dem Tode des Königs seine Stellung aufgab, ob er erst mit dem Ableben desselben seinen Dienst verließ, wissen wir nicht genau.

Ladislaus starb plötzlich in der Blüte seiner Jahre, als er eben Anstalten traf, sich mit Margarethe, der Tochter Karl VII. von Frankreich zu verheirathen. Ernst und traurig legte er die Regierung in des weinenden Georg von Podiebrad's Hände und starb im Gebete (23. November 1457). — In frühen Jahren schon merkwürdig gereift, edel und königlich gesinnt, voll tiefer, über sein Alter hinausgehender Weisheit, erregte er die herrlichsten Hoffnungen für seine von Parteiungen und Kampf heimgesuchten Lande. Heiße Thränen flossen, ein prächtiges Leichenbegängniß gab Zeugniß von der allgemeinen Trauer; ein Murren erhob sich im Volke gegen Rokezana, der mit Ladislaus, welcher zur römischen Kirche sich hielt, nie gut gestanden, und gegen Georg von Podiebrad's Gattin, als seien sie am Tode des Königs schuld und hätten ihm Gift gegeben. Nichts von dem allen bestätigte sich als wahr.

Böhmen kam der Bestimmung des sterbenden Ladislaus gemäß unter die kräftige Hand Georg's, und Matthias Hunyadi wurde König von Ungarn.

Gregor von Heimburg, von dem wir nicht wissen, wie er sich damals in diesen Verhältnissen verhielt, begab sich bald darauf, am 20. Januar 1458, in die Dienste Erzherzogs Albrecht von Oesterreich, dessen Aufmerksamkeit er wol schon auf dem Neustadter

Tage von 1452 vielleicht auch später bei Ladislaus auf sich gezogen, und es läßt sich annehmen, daß, nachdem unser Held wieder der großen Politik sich zugewendet, er nicht nach Nürnberg zurückkehrte, vielmehr, wie es scheint, seine amtlichen Verhältnisse daselbst ganz gelöst und das Syndikat aufgegeben habe. Dennoch blieb er nach wie vor ein anhänglicher Freund der geliebten Stadt und der ihm nicht minder theuern Heimat Würzburg. Wir haben vom 2. Juli des Jahres 1457 einen Brief von ihm, enthaltend eine Quittung über 1800 Gulden, die er zu der (1455) stattgefundenen Confirmation des Bischofs von Würzburg hergeliehen[1]); derselbe beweist, mit welcher Liebe er die Interessen des Stiftes umfaßte und Opfer selbst nicht scheute, ihnen zu dienen, freilich auf der andern Seite

---

[1]) Der Inhalt des Pergaments ist folgender: Ich Gregor Heimburg, doctor in beiden Rechten, bekenne mit diesem offinbrief genn allermennig-lichen Als der Gestrenge die erbern ersamen und weisen mit namen Herr Jorge fischlein, Ritter Balthasar zingel, Engelhart Burgan, hans woltz, Jorge escherich, hans krafft hans schroter hiltmar moser hans sargaß ditz schinwart genannt hobach Hans Ubelin Claws lutz Hans Siglin Johan Goler lantschrieber ulrich lochner Crafft zenner Endres woltz und peter Meye mir und meynen erben jr iglicher besunder hundert gulden rinischer landwerung schuldig worden ist nach Innehalt der brieff so ich von ir jglichem daruber innehabe das alles machet an einer ganczen summe Achtzehenhundert gulden die zu der confirmacion und Bestetigunge meines gnedigen herren von wirczpurg außgeben sein Also haben mir die obgenannten achtzehen Personen Solche obgemelte achtzehen hundert gulden gutlichen und schon außgericht und bezahlt daruff ich je jr brieff wieder gegeben han und darczu so sage ich für mich und alle meine erben auch meinen gnedigen heren von wirczpurg alle seine nachkomen Stifft und Capittel odir wen das mit beruren mochte derselben Summe achtzehen hundert gulden gentzlichen quidt ledig und loß jn crafft ditzs brieffs an alle geuerde. Des alles zu warem urkunde han ich obgenannter Gregor Heymburg mein eigen Insigel an diesen brieff gehangen mich und mein erben zu besagen. Darczu mit fließ gebeten den Ersamen hern Gorgen Lorber chorherrn zu dem Newenmunster meinen lieben swager das er sein Insigel zu meinem auch an diesen brieff gehangen hat Der Geben ist nach cristi unsers lieben heren geburt vierczehenhundert und darnach jm siben und funfczigsten Jaren uff Samstag unser lieben frawen tag visitacionis.

Das Dokument rührt aus dem literarischen Nachlasse des bairischen Regierungsrathes Heffner her. Wir entnahmen es einem wörtlichen Abdrucke bei Dür, Nikolaus von Cusa und die Kirche seiner Zeit, Bd. II, S. 443 fg., ein Buch, dem wir überhaupt viel schätzenswerthes Material für unsere Arbeit verdanken.

auch, wie zerrüttet die Verhältnisse desselben waren, da sie dergleichen Unterstützungen aus Privatmitteln bedurften. — Später werden wir noch einige Beweise seiner herzlichen Anhänglichkeit an Würzburg ins Auge zu fassen haben. Auch mit Herzog Sigismund von Tirol trat Gregor zu der Zeit in Verbindung.

Im Jahre 1455 hatten König Ladislaus, Graf Ulrich Cilly, Johannes Hunyadi mit genanntem Herzog ein Bündniß geschlossen, gemeinsam eine Macht gegen die Türken zu stellen. Gregor war damals schon in Ladislaus' Diensten, und von dieser Zeit her scheint seine Bekanntschaft mit Herzog Sigismund zu datiren. Er war mit ihm zusammen in Mantua und vertrat ihn in einem wichtigen und schwierigen Handel so, daß er die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich lenkte, allenthalben Bewunderung erregte, allerdings aber auch ein schweres Schicksal sich heraufbeschwor. Wir wollen diese Fragen und Heimburg's Wirksamkeit in denselben näher ins Auge fassen. —

Ein großes Ereigniß hatte ganz Europa mit Schrecken und Aufregung erfüllt. Die älteste Stätte der christlichen Kirche, der christlichen Wissenschaft und Gelehrsamkeit, der Hort classischer Bildung Jahrhunderte hindurch, das stolze Konstantinopel, war 1453 von den Türken nach viermaligem Sturme unter Strömen von Blut erobert und in gräßlichster Weise zerstört und geplündert worden. Der Kaiser, der den Heldentod gefunden, lag verstümmelt und zertreten unter einem Haufen von Leichen und auf der uralten Sophienkirche prangte der Halbmond. — Das ganze Abendland schrak zusammen, die Einfälle der Ungläubigen hatten das Aergste vollbracht, der Islam war mit roher Hand ins Herz des Christenthums hineingedrungen und triumphirte auf den gestürzten Trümmern. Aller Welt ward klar, daß ein Hauptschlag ausgeführt werden und man sich zu einem Riesenkampfe rüsten müsse. Wer wußte, ob sich die Uebermüthigen hier eine Grenze gesetzt, ob sie nicht weiter vorschreiten, die ganze christliche Erde überfluten würden?

Kaiser Friedrich ging in sein Kämmerlein und weinte, als er die Nachricht von dem Falle der herrlichen Kaiserstadt vernahm; allein Aeneas Sylvius und Nikolaus von Cusa überließen ihn nicht lange diesen unmännlichen Thränen, mit denen allerdings die Türken

nicht vertrieben wurden, sie gemahnten ihn jenes Versprechens, das er bei seiner Krönung in Rom abgelegt, einen Kreuzzug zu veranstalten. Damals war die Stadt noch nicht erobert, wie viel mehr war es jetzt von nöthen. — So schrieben sie denn an Nicolaus V., er solle eine Kreuzbulle an Fürsten und Völker der Christenheit erlassen. Der Papst willfahrte, die Bulle erging. — In Deutschland hatten sich durch die Thronbesteigung des Ladislaus die Verhältnisse keineswegs schon so geordnet und waren durchaus nicht der Art, daß man an auswärtige Thaten denken konnte. Der Kaiser, der die ungarische Krone nicht eher herausgeben wollte, bis die Erziehungskosten für Ladislaus bezahlt, sah sich durch einen Angriff von Seiten der Böhmen, Ungarn und Oesterreicher bedroht; dennoch ward im Jahre 1454 ein Reichstag in Regensburg zusammenberufen. Der Kaiser allerdings erschien nicht selbst, sondern sandte den Bischof Ulrich von Gurk als seinen Stellvertreter. Aeneas Sylvius und Nikolaus von Cusa waren anwesend und vor allem ragte durch kriegerischen Eifer der Herzog Philipp von Burgund hervor. Sein Türkenhaß war erblich; schon sein Vater hatte unter Sigismund gegen die Osmanen gefochten, und eine Weissagung hatte ihm verkündet, einer von seinen Nachkommen, der Feuer auf der Brust tragen würde, werde das Türkenreich zerstören: sein Sohn Philipp betrachtete sich als denjenigen, an welchem die Weissagung sich erfüllen sollte und trug deshalb eine Kette von Feuersteinen auf der Brust. Ueber einem Fasan [1]), der ihm beim Mahle gebracht wurde, schwur er, ein neuer Argonaute, gegen die Osmanen zu ziehen. Er brachte auch das Unmögliche zu Stande und vermochte die Fürsten zur Aufrichtung eines fünfjährigen Landfriedens, um ungestört Zeit und Kräfte dem Türkenzuge zuwenden zu können. Im October wollte man in Frankfurt wieder zusammenkommen, der Kaiser werde dort auch erscheinen und das Nähere sollte dann besprochen werden. — Philipp wollte selbst zu Friedrich reisen, um mit ihm den Schlachtplan zu verabreden, hauptsächlich aber um ihn nicht, seiner gewohnten Art nach, erschlaffen und die Sache hinausschieben zu lassen. Wie sehr er

---

[1]) Der Fasan brachte ihn auf den Fluß Phasis in Kolchis, von dem die Fasanen ihrer Namen erhalten haben.

Recht hatte, die theilnahmlose Lauheit des Kaisers zu fürchten, beweist, daß derselbe des Herzogs Besuch zurückwies mit den Worten: Es sei nicht so gefährlich, Philipp möge sich den unangenehmen Weg sparen. Ein trauriges Zeugniß für die Art, wie der Kaiser seiner Versprechungen gedachte, und ein noch traurigeres für seine politische Kurzsichtigkeit, die eine Einnahme von Konstantinopel ein ewiges Vorrücken der Türken nach Westen für gefahrlos halten konnte, nicht minder auch für seine Indifferenz um das Schicksal der Christenheit, seiner eigenen an den Ostgrenzen schwer bedrohten Unterthanen. — Ein paar Thränen, eine triviale Alltagsregel war alles, was Friedrich einem so zerschmetternden Unglücke gegenüber aufweisen konnte.

Den Gesinnungen des Kaisers gemäß war auch der Frankfurter Convent ziemlich nichtssagend, der momentan entflammte Eifer schon erkaltet. Viele Fürsten und Herren waren allerdings vertreten. Die Kurfürsten von Mainz und Trier, die Markgrafen von Brandenburg und Baden, von Este und Mantua, der Gesandte des Papstes Bischof Johann von Pavia, ferner Gesandte von Ungarn, Burgund, Neapel, Venedig, Arragon, Aeneas Sylvius und der Bischof von Gurk waren anwesend. Die deutschen Stände verlangten erst Heilung der inneren Schäden, ehe sie an den Kreuzzug dächten; sei das geschehen, so würden sie auch die Kraft nach außen haben. Ohne innere Kräftigung verfalle Deutschland der Herrschaft jedes Fremden, der es erobern wolle. Diese Ansicht wäre fast durchgedrungen, besonders da die Deutschen die Meinung unverhohlen äußerten, die Sammlungen und der Zehnte, welche der Papst verlangt, seien nur neue Gelderpressungen und Bedrückungen, die Curie zu bereichern. — Da aber trat Aeneas auf, hielt eine lange glänzende Rede für die Nothwendigkeit eines Kriegs gegen die Türken, und bewirkte mit derselben wenigstens das Eine, daß man zur Vertheidigung Ungarns eine Macht von 10000 Reitern und 32000 Mann Fußvolk bewilligte [1]). Die Könige von Arragon und Dänemark sagten ihre Theilnahme zu.

---

[1]) Ballenstad. Vita Greg. de Heimb., p. 12. In quo quum nationis germanicae legati duo et triginta millia peditum, equitum decem millia mittere

Was Aeneas auf den Reichstagen unter den Fürsten versuchte und ausrichtete, das that nicht minder ein anderer Mann im Volke, Johannes Capistranus: ein feuriger, überzeugender Redner, ein fanatischer Sohn der römischen Kirche, entflammte er Tausende zum Kriegseifer für die Sache der Christenheit, zum Kampfe gegen den heranbrausenden, barbarischen Islam. Schon früher hatte er sich hören lassen, in Böhmen, in Oesterreich, in Ungarn, und gegen die mächtig um sich greifende hussitische Lehre seine glänzende Beredsamkeit gebraucht. In Wien und in Wienerisch-Neustadt wurde er fast wie ein Heiliger verehrt und hatte auf Hoch und Niedrig, auf Kaiser und Hof eine ungeheure Wirkung. Ebenso war es auch in Sachsen und in Franken. Besondern Einfluß gab ihm noch der Umstand, daß Nikolaus V. ihn völlig zum Prediger gegen die utraquistische Ketzerei autorisirt und Ablässe ertheilt hatte für die, welche Capistran's Predigten hörten.

Als nun Constantinopel gefallen, der christlichen Welt eine wirkliche Gefahr drohte, begann für Capistran eine würdigere Thätigkeit: ein zweiter Peter von Amiens, dem er auch in seiner kleinen, ausgetrockneten Gestalt glich, predigte er trotz seiner 70 Jahre das Kreuz gegen die Osmanen mit energischem Eifer und glänzendem Erfolge. Würzburg und Frankfurt zeugten davon, und am Volke lag es damals wahrlich nicht, wenn der Krieg so lahm betrieben wurde.

Auf dem Neustadter Convent im Jahre 1455 schien es auch wirklich, als sollte der Zug in der That zu Stande kommen. Neben dem Kurfürsten von Trier erschienen die Markgrafen Albrecht von Brandenburg und Karl von Baden, der päpstliche Legat Johannes von Pavia, der Gesandte des Königs Alphons von Aragon und Sicilien, und Johannes Capistranus, den Aeneas Sylvius besonders dazu eingeladen, da er von seinen eindringlichen Worten Unterstützung seiner Vorschläge hoffte.

Die Stände fingen zwar wieder an, über die traurigen innern Reichsverhältnisse zu klagen und verlangten erst eine bessere Regelung des

---

decrevissent, quantus quidem numerus in Francofordensi conventu, Nicolai Papae tempore constitutus erat.

Landfriedens, ehe an einen Krieg gedacht würde. Ebenso beschäftigten die Ansprüche des Königs Alphons von Arragon und Sicilien auf die ungarische Krone, an die er allerdings einiges Anrecht hatte, die Versammelten und widerwärtige Streitigkeiten über den Vorrang zwischen dem Kurfürsten von Trier, dem päpstlichen Legaten, dem Gesandten Alphons', den kurfürstlichen Abgeordneten drohten die wichtigeren Fragen ganz und gar in den Hintergrund zu drängen. Aber die Sache bekam eine andere Wendung, als König Ladislaus, Georg von Podiebrad und Johannes Hunyadi ankamen und ihre Kräfte zur Bestreitung der Ungläubigen anboten. Ladislaus verband sich zu diesem Zwecke mit Sigismund von Tirol und der mächtige Graf Ulrich Cilly söhnte sich mit seinem Gegner Hunyadi aus. Dieses energische Auftreten entzündete auch die übrigen; alle begeisterten sich plötzlich für den Krieg, und besonders war es der Kurfürst von Trier, der nun das Zustandekommen desselben betrieb; Capistranus vergaß seine römischen Ansichten im Feuer der Begeisterung so weit, daß er eine Lobrede auf den hussitischen Helden Podiebrad hielt. Im nächsten Sommer sollte ein Heer ins Feld rücken und der Krieg beginnen. — Allein das Feuer verrauchte wiederum bald. Nikolaus V. war gestorben; sein Nachfolger Calixt III. sandte wol Carvajal, um mit Capistranus gemeinsam zu wirken, doch richteten dieselben fast gar nichts aus. — Andere Ereignisse von Bedeutung waren eingetreten, die aller Blicke mit Ernst und Sorge auf die innern Angelegenheiten des Reichs richten mußten. Bei dem Papstwechsel drängten sich aufs Neue die Fragen auf, die beim Antritt Nikolaus' V. schon aufgetaucht waren und eine so ungenügende Antwort gefunden hatten. Man dachte der schändlichen Art, wie man um die Reformen, die der römische Stuhl versprochen, gebracht, in seinem Vertrauen getäuscht worden war, und die Stände verlangten, Calixt solle eher keine Obedienz geleistet, nichts gewährt oder zugesagt werden, ehe er nicht die schon lange gerügten Misbräuche der Kirche abgestellt, dem Wunsche der deutschen Nation genügt hätte. Friedrich III. war natürlich nicht der Mann dazu, eine solche Bedingung energisch zu befürworten; er hielt den Kreuzzug für eine gottgebotene Pflicht. — Ein Streit mit Ladislaus war es allein, der ihn abhielt, derselben eifrigst nachzukommen.

Differenzen hatten zwischen ihnen schon lange obgewaltet wegen der vielerörterten Zurückgabe der ungarischen Krone, wegen des Grafen Cilly, den der Kaiser haßte. Der Aufruhr, der in Olmütz, Passau, Salzburg noch immer gegen den Kaiser gährte, wurde, wie man sagte, von Ladislaus heimlich begünstigt, und selbst die Rüstungen, die derselbe unternahm, waren im Grund nicht gegen die Türken, sondern gegen Friedrich gerichtet.

Die einzigen, die den Kreuzzug fest im Auge behielten, waren Aeneas Sylvius und vor allem Capistranus und Hunyadi. Der letztere sagte für sich allein 10000 Reiter zu, 20000 hoffte er von Ladislaus zu erhalten, dazu noch die Contingente des Papstes, des Herzogs von Burgund, des Königs von Neapel gerechnet, konnten 100000 Mann wol ins Feld rücken; aber er hatte vergebens gehofft. Die Fürsten und Stände hielten ihre Versprechungen nicht, kamen ebenso wenig selbst, als sie Gesandte schickten und Hunyadi stand allein. Da waren es Capistran und Carvajal, die ihm Hülfe brachten. In Mähren, Siebenbürgen, Rhätien, Slavonien, der Walachei hatte Capistran geworben, nicht minder hatte Carvajal auf dem Reichstage zu Ofen Rüstungen angeregt, und Capistran brachte so 60000 Mann zusammen, die er Hunyadi zuführte.

Die Türken waren indeß bis Belgrad vorgedrungen, das seit Kaiser Sigismund durch Kauf Deutschland einverliebt worden war; die Stadt vermochte kaum noch zu widerstehen, als das Kreuzesheer, begeistert durch Hunyadi's Heldentugend, durch Capistran's feurige Worte, heranrückte. — Ihr Bemühen war von Erfolg gekrönt; mit der Losung Jesus, mit der Kreuzesfahne schlugen sie den übermächtigen Feind zurück, verfolgten ihn und richteten sein ganzes Lager zu Grunde, am 14. Juli 1456. Mahomet raufte sich später noch wüthend den Bart, gedachte er dieses Kampfes. Aber der Sieg war theuer erkauft, der tapfere Hunyadi, von den Anstrengungen, die er erduldet hatte, tödtlich erkrankt, starb bald darauf, beklagt von seinen Freunden, selbst vom Sultan, der meinte, es habe niemals einen braveren Soldaten gegeben. Sein edler Sohn Ladislaus ward bald zum Danke für des Vaters Verdienste in Ofen hingerichtet, da er in Feindschaft mit dem Grafen Cilly, dem frechen Vetter und Günstling des Ladislaus, gerathen war. Capistranus, der sich mit Liebe und Be-

wunderung an den herrlichen Helden gekettet, überlebte Johannes Hunyadi's Tod nicht lange und starb ihm nach. Im Jahre 1690 wurde er heilig gesprochen.

Die folgenden Reichstage und Convente erwähnen der Türkenangelegenheiten gar nicht mehr," sie beschäftigen sich wesentlich mit den inneren Angelegenheiten; besonders sind es die Kurfürsten, die schwere Klage gegen Calixt führen und durchaus eine Abstellung der Beschwerden verlangen, ehe nur die Obedienz erklärt würde; bittere Klagen erhoben sich über die Geldsammlungen, alles falle in die Hände der wortbrüchigen Curie, die keine Verträge halte, sondern die Nation aussauge, Ablaß predigen lasse und die Aemter an den Meistbietenden verkaufe u. s. w. Der Kreuzzug sei bloser Vorwand für dies räuberische Zusammenscharren. — Friedrich mußte auch noch manches bittre Wort über sich selbst hören, daß er erst für bessere Polizei und Rechtspflege sorgen solle u. s. w., ehe an einen Kreuzzug zu denken sei. Friedrich, in seiner Passivität wenigstens consequent, hörte nicht auf diese Stimmen, und von Aeneas Sylvius beeinflußt, der das Verfahren des Papstes den Fürsten gegenüber zu vertheidigen wagte, leistete er Obedienz, worauf Calixtus III., seinen Mann wohl kennend, ihm mit dem Kirchenbanne drohte, falls er nicht sich mit Ladislaus von Ungarn verbände und mit demselben gegen die Türken zöge. Ueber diese Frechheit des Papstes dem Kaiser gegenüber erhob die Nation aufs neue ihre Stimme gegen Rom; Dietrich von Mainz war ihr Wortführer, und es wurde schließlich eine Art Principiensache der Deutschen, den Zug nicht zu Stande kommen zu lassen.

Die Sachlage änderte sich, als Calixt III. auch das Zeitliche segnete und Aeneas Sylvius die letzte und höchste Würde erreichte, zu der er gelangen konnte und an des Verstorbenen Stelle den päpstlichen Stuhl bestieg. In rascher Folge hatte er, seitdem er Geistlicher geworden, alle kirchlichen Aemter durcheilt: er wurde Erzbischof von Triest, vier Jahre darauf Erzbischof von Siena, dann päpstlicher Legat für Böhmen und Oesterreich, 1457 Cardinal, bis er 1458 die dreifache Krone auf seinem Haupte sah. Sein Ehrgeiz hatte ihn richtig geführt, durch biegsame Klugheit war er dahin gelangt; die Welt zu beherrschen. — Von nun an wurde der römische Stuhl

Deutschland erst recht gefährlich, da der geistreichste, gebildetste Italiener denselben einnahm, ein Mann, der zugleich die deutschen Verhältnisse so genau kannte, in die einst selbst geleiteten reformatorischen Bewegungen einen so tiefen Einblick gewonnen und das schwache Gemüth Friedrichs III. so durch und durch beherrschte. Die Ersten, die des glückbegünstigten Aeneas Rache, der, wie alle Apostaten, glühend und tödtlich haßte, was er früher vertreten, erdulden mußten, waren seine früheren, vielleicht weniger geschmeidigen, aber überzeugungstreueren Freunde. Hart kamen sie mit ihm zusammen. Aeußere Verhältnisse gaben den Anlaß dazu.

Der erste Gedanke des neuen Papstes nämlich war eine energische Wiederaufnahme des Türkenzugs. Die Osmanen waren in Griechenland, Illyrien und Ungarn eingefallen, niemand hatte sich ihnen entgegengesetzt, keine Anstalten waren getroffen worden, ihr Vorwärtsschreiten zu verhindern.

Die deutschen Fürsten und Städte waren wieder einmal in einen Knäuel von Fehden gerathen und absorbirten alle Interessen so ganz in ihren Streitigkeiten und Kämpfen, daß sie an eine kriegerische Unternehmung äußeren Feinden gegenüber kaum zu denken vermochten. Der Herzog Ludwig von Baiern hatte die Reichsstadt Donauwörth, die früher zu Baiern gehört, auf alte Besitztitel hin in Anspruch genommen und belagert, der Kaiser hatte sie keineswegs opfern wollen und sie durch seinen Hauptmann und Reichsvogt Heinrich von Pappenheim dem Reiche zu erhalten gesucht; dennoch hatte sie sich, obschon die Nürnberger und Augsburger Hülfe schickten, ergeben müssen. Da befahl der Kaiser dem Markgraf Albrecht von Brandenburg, dem Herzog das Geraubte mit gewaffneter Hand wieder abzunehmen[1]). Der Markgraf verband sich mit Herzog Albrecht von Sachsen, den Grafen von Würtemberg, den Bischöfen von Mainz, Bamberg, Würzburg, den Reichsstädten gegen Ludwig und dessen Bundesgenossen, Friedrich von der Pfalz. Der Krieg entbrannte mit furchtbarer Gewalt, und der Papst sah, wie von einem Durchsetzen seines Projectes nicht mehr die Rede sein konnte. — Markgraf Albrecht hatte zuletzt gesiegt: auf dem nürnberger

---

[1]) Gobell. Comment. Pii II, Papae lib. III, p. 62.

Convente sollte Donauwörth von Baiern abgegeben und als Reichsstadt wieder aufgenommen werden. Dennoch hatten weder der kriegslustige Sieger, noch der wuthschnaubende Besiegte Lust, die Waffen niederzulegen; sie waren willens fortzukämpfen, wäre es nicht der Papst gewesen, der, seinem Vorhaben, das er fast scheitern sah, zu Gunsten, den Frieden auf die geschickteste Weise vermittelt und auf die immer näher heranziehende Gefahr hingewiesen hätte; neue Verwickelungen drohten allerdings in der Ferne, aber für den Augenblick gehorchten die Parteien. Und Pius II., der in großartigerem Maßstab handelte und dachte als seine Vorgänger, und nichts Geringeres im Sinne hatte, als einen Congreß aller europäischen Mächte, den Berathungen über den Türkenzug gewidmet, lud alle Fürsten in sehr schmeichelhaften Schreiben nach dem von ihm ausgewählten Orte Mantua ein, womöglich persönlich am 1. Juni 1459 zu erscheinen, auf welchen Termin der Anfang des Congresses angesetzt war. —

Ueber den Ort war schon vorher ein Streit zwischen dem Papste und den Cardinälen gewesen. Zu träge, um sich von der Stelle zu bewegen und ihr behagliches Leben, wenn auch nur auf kurze Zeit zu verlassen, hatten die letztern verlangt, der Congreß solle nach Rom, oder nach einer Stadt in Deutschland oder Frankreich verlegt werden wo sie dann sicher wußten, daß er nicht zu Stande kommen würde.

Was eigentlich Aeneas, den kalten überlegenden Staatsmann, bewegen mochte, diesen Kreuzzug mit solcher Hingebung, mit solchem Eifer zu betreiben, wissen wir nicht; er war nicht religiös begeistert, nicht Schwärmer genug, um aus blosem Haß gegen den Islam, aus heiligem Ingrimm über die Verunreinigung christlich geweihter Stätten den Krieg so lebhaft zu wünschen; er war nicht kriegerisch gesinnt genug, um in Hoffnung neuer Heldenthaten des Kreuzes, großer Siege, glänzender Trophäen den einen Gedanken sich soviel Mühe kosten zu lassen. Die Sache des Christenthums konnte es nicht allein sein, die ihm am Herzen lag. Vielmehr scheint es, als wollte er die Bewegung, die namentlich in Deutschland aufs neue zu arbeiten begann, die sich in tiefinnerlichst berechtigter Opposition gegen Rom anklagend und drohend erhob und die er, wie kein anderer durchschaute, in etwas brechen. Er fürchtete den Stoß der Bestrebungen,

die in einem fort trotz aller anderer Verhältnisse und Ereignisse gearbeitet und um sich gegriffen hatten, und suchte ihnen in den Türkenkriegen eine andere Richtung, den gährenden Elementen eine Ableitung zu geben. In den Aufregungen des Kriegslebens, den Interessen der Kriegsthaten, hoffte er, würde Deutschland die Schäden vergessen, die ihm die römische Kirche beigebracht, würde der gefährliche Gedanke einer Purification der kirchlichen Zustände einschlafen, die durch Jahrhunderte eingenistet, in der Gegenwart ihre Berechtigung, ihre Wahrheit verloren hatten und ihre innere Lebensunfähigkeit nur nothdürftig durch erheuchelten Glanz, durch diplomatische Maßregeln verbergen konnten. — Pius II. wußte dies besser als einer, aber er wollte nicht nachgeben, da er erkannt, wie jede Erhebung, jedes Anerkennen einer Berechtigung der gegnerischen Forderungen von seiner Seite den Papat innerlichst bedrohe. So sollte nach seinem Plane eine inhaltsschwere, opferfordernde Unternehmung nach außen die Gemüther für das Innere abstumpfen.

Auf die Fürsten, die Rom gegenüber ihre Rechte mit der größten Strenge wahrten, war es besonders abgesehen, und ihr ritterliches Gefühl, hoffte Pius, würde größer sein, als ihre politische Ueberlegung. — Aber — seltsam — auch die bedeutenderen Geister Deutschlands scheinen den Krieg anfangs gewünscht zu haben, so Gregor von Heimburg, denn sein Verhalten beim Beginne des Congresses, wenn er auch im Verlaufe desselben anders urtheilt, würde sonst kaum zu erklären sein. Andere Gesichtspunkte aber leiteten ihn. Wer so, wie er, durch seine dienstliche Beschäftigung, seine verschiedenen Thätigkeiten als Anwalt die jämmerliche Zerrissenheit und Zerklüftung des Vaterlands zu durchschauen im Stande war, die kleinlichen Privatstreitigkeiten, die unaufhörlichen Befehdungen über Mein und Dein mit erlebt, in denen so viele herrliche Kräfte sich nutzlos aufrieben, dem konnte wol der Gedanke aufsteigen, daß es zu wünschen sei, wenn eine große, des Kampfes würdige Sache die Gemüther vereinige, auf etwas Ernsthaftes richte und ein von einer erhabenen Idee beseelter Krieg die Seelen kräftige und für höhere Anschauungen empfänglicher und fähiger mache: auf diesem Boden wäre dann die Opposition gegen Rom kräftiger und erfolgreicher zu führen, weil eine tiefere Betrachtungsweise, der innerlichste sittliche Impuls, nicht

bloser Egoismus ihn hervortreibe. So geschah es, daß er sich mit dem Papste in einem Gedanken begegnete, obschon beide von ganz entgegengesetzten Triebfedern geleitet wurden.

Die Theilnahme an dem mantuaner Congreß war von Anfang herein keineswegs glühend. Der König von Frankreich lehnte es ab, persönlich zu erscheinen; ebenso schützte der deutsche Kaiser Geschäfte vor und meinte in seiner Indifferenz: der Congreß sei als solcher ja nicht verbindend. — Es war allerdings ein Uebelstand für denselben, daß der Papst eigentlich niemand zwingen konnte zu kommen; es war eine blose Zusammenkunft, bei welcher derjenige erschien, der wollte; ein Recht, die Fürsten zu citiren, wie bei den Reichstagen dem Kaiser zukam, bestand nicht. Das war auch wol der Grund, weshalb der Papst den Congreß als Concil hinzustellen versuchte und gar glaubte, die verlangte allgemeine Synode mit dieser Fürstenversammlung identificiren zu können, die Gemüther glauben zu machen, daß ein Concil auch keine andere Befugniß habe, als Gelder und Truppen für einen auswärtigen Krieg zu bewilligen. — Eine in den Berufungsschreiben abgegebene Erklärung, daß der heilige Vater in Mantua alle Streitigkeiten schlichten wolle, scheint für diese Absicht zu sprechen.

Als die Zeit herannahte, verließ Pius II. Rom; er war tiefinnerlichst über des Kaisers abschlägige Antwort erzürnt, zudem krank und schwach und so keineswegs zu seinem Vorhaben recht disponirt. Das Volk entließ ihn voll Trauer und in Thränen. In Perugia wurde er prachtvoll empfangen, in Siena leisteten ihn noch viele Fürsten, die Könige von Portugal, Arragon, Castilien, Ungarn, die Herzoge Philipp von Burgund und Albrecht von Oesterreich, Kurfürst Friedrich und Markgraf Albrecht von Brandenburg durch ihre Gesandten feierliche Obedienz. Nach diesen Vorgängen reiste er weiter, während viele ihm abriethen, feindliche Nachstellungen vermuthend, besonders aber Aufstände der leicht beweglichen Römer fürchtend. Der kluge Papst durchschaute alle Verhältnisse zu gut, um sich davon abschrecken zu lassen. In Florenz nahm er noch die Huldigungen der Familie Sforza entgegen und zog dann mit Pomp in Mantua ein. Am 21. Juni 1459 begannen die Sitzungen mit einer feierlichen Messe; noch waren sehr wenige da, und der Papst beklagte sich bitter, daß, während die Türken ihr Blut vergössen, die Christen sich scheuten zu

kommen und einiges Geld zusammenzubringen. — Die Cardinäle waren bei dieser Theilnahmlosigkeit der Fürsten keineswegs geneigt, länger dazubleiben, ihrer verzärtelten Natur war das Klima ohnedies zu kalt und rauh, und sie stellten den Antrag auf Heimkehr. [1]) Der Cardinal Bessarion allein blieb standhaft und der Papst, der sich ebensowenig schrecken ließ, versuchte ein letztes Mittel und sandte neue dringendere Einladungsschreiben an die Fürsten, mit der Bitte, entweder selbst zu kommen, oder sich vertreten zu lassen; dem Kaiser überschickte er noch besonders ein geweihtes Schwert, nebst einem Breve, das an alle Thaten der alttestamentlichen Helden und Heldinnen gegen die Ungläubigen erinnerte. — Diesmal wirkte er mehr; Gesandte aus dem christlichen Orient waren so ziemlich die ersten, die nahten, zwar nicht Hülfe zuzusagen, sondern zu erflehen. Morea, Cypern, Rhodus, Bosnien, Epirus, Lesbos, Illyrien sandten Botschaften auf Botschaften und verlangten Beistand; bereits früher hatte der Papst ihnen zum Schutze einen Ritterorden auf der Insel Lemnos gegründet, doch der Uebermacht gegenüber scheint derselbe sich nicht bewährt zu haben.

Nach und nach kamen auch die Gesandten der abendländischen Mächte. — Der Kaiser hatte zu seinen Vertretern Bischof Anton von Triest, einen sehr beredten und ausgezeichneten Juristen, Heinrich Senfleben und den Propst von Trient, Johannes Hinderbach, der leider sehr bald erkrankte, ernannt. Alles treffliche Männer, aber ohne jeden Glanz und Ansehn des Namens, so daß sie in der Versammlung gar keine Geltung sich zu verschaffen wußten. Der Papst, der das wohl erkannte, sandte Senfleben zurück mit der Forderung, daß Friedrich entweder selbst in Mantua erscheinen, oder angemessenere Gesandte schicken solle.

Der kriegslustigste Fürst, Herzog Philipp von Burgund, wäre gern selbst gekommen, aber er war in Händel mit Frankreich verwickelt. Karl VII. hatte seine luxemburgischen Besitzungen occupirt, weil Philipp den Dauphin Ludwig Philipp, der vor seinem Vater damals flüchtete, in seinem Lande aufgenommen. Da Philipp nicht abkommen konnte, so sandte er seinen Schwestersohn, Johann von Cleve, ihn zu vertreten,

---

[1]) Gobell. lib. II, p. 61.

mit ihm den Bischof von Arras, der in einer feierlichen Anrede erst Geschlecht und Würde des Herzogs nach Gebühr herausstrich und dann seines Kriegseifers erwähnte. Der Papst antwortete selbst sehr gnädig, dankte, daß Johann von Cleve gekommen sei, bewilligte ihm die Aufhebung eines Monitoriums, das der Papst einst zu Gunsten des Erzstiftes Köln an die Stadt Soest hatte ergehen lassen, und worin ihr bei Strafe des Bannes verboten wurde, unter ihren vorigen Herrn, den Herzog von Cleve zurückzukehren, und suchte, auf den Kriegseifer des Burgunderherzogs bauend, den jungen Mann ganz besonders für das Project zu begeistern. Er rieth ihm 50—60000 Mann zusammenzubringen und so auf eigne Hand einen Streich zu thun, der unfehlbar gelingen müsse. Aber die andern burgundischen Gesandten waren vorsichtiger und zurückhaltender, als der Papst geglaubt, sie zögerten, wollten warten und erst sehen, wozu Deutschland, Frankreich und England sich entschließen würden, sie schützten die innern Zwistigkeiten ihrer Lande vor, und waren eigentlich im Begriffe, gar nichts zu bewilligen; der Papst mußte ernsthaft an das Versprechen des Herzogs Philipp erinnern, um 2000 Mann zu Roß und ebenso viel zu Fuß zugesagt zu bekommen. Darauf reiste der Herzog von Cleve ab, ungeachtet der Bitten des Papstes, länger dazubleiben und ihn zu unterstützen. — In Burgund sah sich Pius demnach ziemlich enttäuscht. Aber einen Vortheil hatte er doch davon; Frankreich war durch dieses Beispiel auch nachträglich angeregt worden, trotz der erst abschlägigen Antwort eine Gesandtschaft zuzusagen, die täglich erwartet wurde.

Auch der Herzog Franz Sforza von Mailand erschien und zog ein mit Pracht und Gepränge, zwei Cardinäle empfingen ihn; alle Welt war ausgezogen, den berühmten Helden zu sehen, und staunte über seine herrliche ritterliche Gestalt, die Kostbarkeit und den Reichthum seiner Kleidung, den Glanz seines Gefolges, das in buntgeschmückten Gondeln den ganzen Fluß bedeckte. [1])

Der Herzog Borgia von Modena war durch Krankheit abgehalten, selbst zu erscheinen, an seiner Statt sandte er seinen Bruder, um seine Bereitwilligkeit zu der heiligen Sache anzukündigen; nicht minder kamen die Gesandten von Lucca, Florenz, Siena, Bologna.

---

[1]) Gobell. lib. III, p. 72.

Genua war auch vertreten durch den Bischof von Corsica, wollte aber die Entscheidung des Königs von Frankreich, dem es sich erst 1458 unterworfen, abwarten, ehe es einen Schritt thäte; ebenso betheiligte sich Ferdinand von Sicilien und schickte den Bischof von Benevent als Gesandten, der allerdings weiter nichts that, als daß er über Genua Klage führte, weil es sich treulos gegen König Ferdinand benommen, ein Benehmen, das der Papst in Anbetracht der wichtigen Angelegenheit, zu der man gekommen, hart tadelte. König Ferdinand dachte übrigens größer als sein allzueifriger Vertreter, und des Bischofs Credenzbriefe enthielten eine unbedingte Zusage von Hülfe. Den Gesandten des Herzogs von Tarent, der es halb und halb mit den Türken hielt, wies der Papst mit seinen Anträgen ungnädig ab.

Die Abgeordneten Ludwig's, Herzogs von Savoyen und Königs Casimir von Polen fehlten auch nicht und die seltsam gekleideten Sarmaten mit ihren slawischen Gesichtern, auf ihren langhaarigen, fetten Pferden, erregten allenthalben Aufsehen. — Die Venetianer hatten noch niemanden abgeschickt, sie hegten Mistrauen, daß der Congreß nicht zu Stande kommen würde und wollten sich dann nicht allein den Haß der Türken zuziehen. Da sie aber hörten, daß der Herzog von Cleve angekommen, ebenso Franz Sforza von Mailand, daß eine französische Gesandtschaft sicher erwartet würde und von ganz Italien niemand mehr fehle als sie, da rüsteten auch sie eine stattliche Ambassade, ihren Beistand anzubieten. Franz Sforza ging derselben bei ihrer Ankunft ehrfurchtsvoll entgegen, auch der Papst empfing sie gnädig, obschon er nicht verhehlte, daß er den Venetianern ihr spätes Kommen sehr übel genommen.

Alle Italiener hatten, wie wir sehen, den Mund sehr voll; als es freilich dazu kam, ihre Absichten wahr zu machen, da zeigte es sich, daß es weniger Ernst bei ihnen gewesen, als prunkende Worte.

Man hatte bis zuletzt auf die französischen Gesandten gewartet; da sie nun noch nicht erschienen, so hielt es der Papst für angemessen, seine Anrede zu halten. [1]) Es geschah, nachdem nicht ohne Mühe neue Rangstreitigkeiten zwischen Venedig und Savoyen beson-

---

[1]) Gobell. lib. III, p. 82.

ders, Venedig und Burgund und den einzelnen königlichen Gesandten beseitigt waren. Pius schilderte mit beredten Worten die Herrlichkeit und Ausdehnung der früheren christlichen Welt, sprach dann von der nicht verschwundenen Kraft der Völker, sie wiederherzustellen in alter Art; alttestamentliche Beispiele erzählen, wie die Helden der Vorzeit gegen die Ungläubigen gestritten und Gott ihnen beigestanden; eine dogmatische Auseinandersetzung über Christi Person und Verdienst soll die Anwesenden unterrichten, um was es sich handle. Zuletzt werden die Vortheile erörtert, die der Krieg zu bringen vermöchte, und es wird sowol die etwaige Beute ins Auge gefaßt, als auch auf einen ewigen, himmlischen Lohn hingewiesen. Zum Schlusse bedauert der Papst, so krank zu sein, daß er selbst nicht mitziehen dürfe. Das sei sein sehnlichster Wunsch, möchten ihm die Andern folgen. — Nachdem er diese lange dauernde Rede trotz seines quälenden Hustens ohne Stocken zu Ende gebracht, trat der Cardinal Bessarion im Namen des Cardinalcollegiums auf, billigte das vom Papste Ausgesprochene und empfahl es in schönen, wohlgesetzten Worten den Versammelten.

Franz Sforza war der erste, der den Antrag mit großer Wärme verfocht und sein ganzes Vermögen zur Ausführung anbot; die meisten königlichen und fürstlichen Gesandten schlossen sich ihm an. — Die kaiserlichen Gesandten thaten nichts, dem deutschen Namen Anerkennung und Gewicht zu verschaffen. Der bedeutendste unter ihnen, Johann Hinderbach, lag, wie gesagt, krank, Bischof Anton von Triest hatte weder Kühnheit noch Fähigkeit, zu reden. Und als die ungarischen Gesandten sich ebenso scharf gegen den Kaiser erklärten, wie sie den Papst lobten, und meinten, Friedrich habe, statt sie gegen die Türken zu schützen, Aufruhr erregt in seinem Lande und sie, die Ungarn, in allerhand Drangsale verwickelt, da wagte der kaiserliche Legat nichts zu entgegnen; der Papst war es zuletzt, der den Ungarn diese Klagen verwies, als nicht an den Ort gehörig. Dennoch genügten dieselben, die schon früher ungünstige Stimmung gegen den Kaiser aufs neue anzuregen und während der ganzen Zeit nicht verschwinden zu lassen. —

---

[1]) Gobell. lib. III, p. 82.

Soweit war alles zum besten gelungen. Es folgten schon am folgenden Tage gesonderte Berathungen mit den italienischen Gesandten über die Art und Weise der Kriegführung, ob zu Wasser oder zu Lande zu kämpfen sei, aus welchen Völkern die Truppen hauptsächlich bestehen sollten, wie das Verhältniß zwischen Fußvolk und Reiterei zu bestimmen sei. Das Resultat der Berathungen, in denen der Papst manches harte Wort über den Geiz der Deutschen, Böhmen und Ungarn fallen ließ, die stets glaubten, sie würden übervortheilt, und deshalb kein Geld, eher bewaffnete Mannschaft liefern würden, war dieses: daß 50000 Mann ins Feld gestellt werden sollten. Das Geld solle dadurch beschafft werden, daß die Geistlichen den zehnten, die Laien den dreißigsten, die Juden den zwanzigsten Theil ihres ganzen Besitzes auf drei Jahre dazu beisteuerten. — Alle waren damit einverstanden bis auf Venedig, das für den möglicherweise in seinen Handelsverhältnissen eintretenden Schaden Ersatz verlangte, eine ungeheure Schutzmacht forderte und nach jeder Seite hin unerfüllbare Bedingungen aufstellte, selbst nichts geben, aber viel gewährt haben wollte.

Neue Gesandtschaften trafen ein, zunächst die lang erwartete des Königs von Frankreich, außerdem die des Königs Renatus von Sicilien und des Herzogs von der Bretagne. Die Franzosen fingen sogleich an im Namen des Renatus von Anjou, dessen Schwester Maria Königin von Frankreich war, Ansprüche auf das Königreich Neapel zu erheben, und wollten vor allem diese Angelegenheit erledigen. Auf die Bemerkung, daß der Congreß zu Mantua ausschließlich des Türkenzugs wegen berufen sei, und auf das Andringen des Papstes, zu sagen, wie viel König Karl in dieser Sache zu thun gedenke, meinten die Franzosen, ihre Instruction erlaube ihnen nicht eher einen Schritt zu thun und etwas zu bewilligen, bis sie mit den Engländern Friede gemacht. — Was bewilligt wurde, war schließlich nicht der Rede werth. —

Die Genueser, die sich zu den Franzosen durchweg hielten, hatten weiter nichts, als Lobsprüche auf den Papst als Beisteuer. — England ward von inneren Unruhen erschüttert und führte außerdem Krieg mit Frankreich. Pius hatte schon vor dem Congresse einen Gesandten über den Canal geschickt, womöglich Friede zu stiften und den König um Hülfstruppen gegen die Türken zu bitten. Doch König Heinrich VI., der

arg von seinem aufrühreschen Volke bekriegt wurde, brachte keinen der vornehmeren Prälaten dazu, nach Mantua zu reisen; zwei ganz untergeordnete Priester gingen, dem Papste Obedienz zu leisten und den Mangel einer ansehnlicheren Gesandtschaft zu entschuldigen. Von einer Hülfeleistung war nichts zu erwarten. Pius behandelte deshalb die Gesandten höchst verächtlich und ließ sie gar nicht vor.

Da von den andern Hauptmächten nichts zu erwarten war, gedachte der Papst, die neue kaiserliche Gesandtschaft wieder zu bearbeiten, die indeß eingetroffen und nun aus angeseheneren Männern, dem Bischof Johann von Eichstädt, Bischof Georg von Trient und Markgraf Karl von Baden bestand; aber er war auch hier unglücklich, es kam auch hierbei nichts zu Stande, da die Gesandten der Fürsten mit denen des Kaisers in ihren Ansichten differirten und die kaiserlichen es für gut fanden, sich in den von den Franzosen angeregten Handel der neapolitanischen Erbfolge hineinzumischen und dadurch mit dem Papst in Widerspruch geriethen, der durch die entschiedene Begünstigung Ferdinand's, des natürlichen Sohnes Alphons von Arragon gegen die Ansprüche Renatus' von Anjou, mit den Franzosen in eine gespannte Stellung gekommen war.

Unter den Fürsten war auch der edle, stattliche Herzog Sigismund von Tirol angekommen, mit einem Gefolge von 400 Reitern aus dem höchsten Adel im reichsten Aufzug; in seinen Diensten Gregor von Heimburg. Derselbe vertrat außerdem noch die Angelegenheiten anderer Herrn: er war Gesandter des Herzogs Albrecht von Oesterreich, des Herzogs Ludwig von Baiern [1]) und Bevoll-

---

[1]) Ballenstad. Vita Greg. Heimb., p. 12, sagt, daß er Sigismunds Gesandter gewesen sei. Doch läßt sich das nicht gut denken, da Herzog Sigismund selbst in Mantua erscheint. Laur. Fries ad a. 1468 nennt ihn als Vertreter Herzog Albrecht's von Oesterreich und Ludwig's von Baiern: „In dem Jahre 1459 hatte Pabst Pius alle teutsche Fürsten wider den Türken zu Rathschlagen gefordert darauf er (Heimburg) von wegen Hertzog Albrecht von Oesterreich und Hertzog Wilhelm von Bayern erschien, daselbst hat er drey schöne Reden vor dem Papst gethan und was von allen teutschen Fürsten wegen allda gehandelt ward das ging fast alles durch ihn und währete solche Handlung zu Mantua der Türken halber bei acht Monat ward aber nichts beständiges ausgericht. ..." Gobell. lib. III, p. 90, nennt ihn blos Gesandten Albrecht's von Oesterreich.

mächtigter des Bischofs Diether von Mainz, neben dem Papste war er der bedeutendste Mann in der ganzen Versammlung, der einzige, der weitblickend genug war, die ganze Bedeutung der Ereignisse zu erkennen, der einzige, der eine Politik zu führen vermochte, die höhere Grundsätze leiteten, als der augenblickliche Nutzen. Seine Kenntniß aller Verhältnisse, sein politischer Takt, seine freimüthige Unerschrockenheit, seine siegende Beredsamkeit zeichneten ihn auch hier wieder aus und machten ihn zum Vertheidiger der Anschauungen, die er schon früher gehegt, die von den deutschen Fürsten theilweise vertreten, vor allem das Wohl des Vaterlandes und das Gedeihen seiner Interessen im Auge hatte. Er scheint den Congreß fast allein beherrscht zu haben, scheint es auch gewesen zu sein, der zum Schlusse eine Betheiligung der Deutschen am Türkenzuge hintertrieb, obschon Kaiser Friedrich dem Projecte geneigt war; er war es, der rückhaltlos seine Meinung aussprach über die Absichten, die der Papst bei seinen Geldsammlungen zu haben schien, und bis aufs äußerste stritt, daß nicht zum Schaden der Nation ein vielleicht ruhmvoller, aber doch ungeheure Opfer fordernder Krieg leichtsinnig begonnen würde. Gobellin [1]) nennt ihn Sator discordiarum und beschuldigt ihn, daß durch seine Bemühungen das Unternehmen nicht zu Stande gekommen sei; und zwar habe lediglich Haß gegen den Kaiser ihn geleitet, dem er theilweise deshalb feindlich gesinnt sei, weil Herzog Albrecht, sein leiblicher Bruder, mit Friedrich in gespannten Verhältnissen stehe, und Gregor, als getreuer Diener, dieselbe Gesinnung angenommen, theilweise aber deshalb, weil er dem Kaiser, durch seine Geschwätzigkeit misliebig, einst von Räubern angefallen worden und 6000 Gulden Lösegeld habe zahlen müssen; er habe den Ueberfall vom Kaiser veranstaltet geglaubt und, so voll Wuth und Rachsucht, sei er jedem Plane Friedrichs schroff entgegengetreten, und haben nun hier diesen Kreuzzug vereitelt, der eine Lieblingsidee desselben gewesen. Das alles klingt höchst unwahrscheinlich und erinnert verdächtig an römische Entstellung des eigentlichen Thatbestandes.

Die Sache wird wol so sich verhalten, daß er als Sigismund's Rath sich hinbegab, der andern beiden Herrn Herzog Albrecht's und Ludwig's von Baiern Gesandter war.

[1]) Gobell. lib. III, p. 90.

Derselbe war wol folgender: Wie wir schon erwähnt, war Gregor dem Projecte des Türkenkriegs von vornherein, wenn auch aus andern Gründen als der Papst, nicht abhold, und demgemäß bewährt er sich auch im Anfange des Congresses. Die erste glänzendste von seinen drei Reden, welche er beim Einzuge des Herzogs Sigismund gehalten, gibt Zeugniß davon. Vor öffentlicher Versammlung fing er an, mit einer Lobeserhebung des österreichischen Hauses zu gedenken und kam dann auf Sigismund, der in seiner Jugend des Papstes Schüler gewesen, des Papstes Briefe gern gelesen habe, sie immer bei sich führe und beantwortet; dann rühmte er dessen Eifer für den Türkenkrieg [1]) und wie er das in der deutschen Nation Beschlossene bekräftige und zu allem, was von ihm verlangt würde, willig wäre. Der Papst antwortete sehr höflich; er stimmte nicht nur bei, sondern überbot das Lob des Herzogs, sagte, wie Sigismund ihm von Jugend auf bekannt; verweilte mit großem Lobe bei dessen Jünglings- und Knabenalter und überging diplomatisch die spätere Zeit, wo das Einvernehmen beider nicht das beste gewesen. — — Die versprochene Hülfe nahm er, wie sich denken läßt, gern an.

Die Rede Gregor's, die Antwort des Papstes geben wol genugsam Zeugniß dafür, daß Gregor unmöglich damals schon, wie Gobellinus sagt, gegen den Türkenzug operirt haben kann; seine Worte wären ein directer Widersprnch, wären zugleich überflüssig und sinnlos, sowie dem Charakter Gregor's völlig fremd; wir wissen, daß er nie doppelt Spiel getrieben und daß ihm Zweizüngigkeit und höfische Geschmeidigkeit zu seinem eigenen Schaden unmöglich war.

Ebenso sehr muß auch noch eine andere Rede Heimburg's dem Projecte günstig gewesen sein, die er im engern Convent vor Pius wol nach der eben erwähnten gehalten; eine Stelle in einem Briefe des Papstes bezeugt es: dilectissime Gregori, orationem tuam coram nobis habitam maximam cuperemus in publico factam et propter ornatum verborum, quae protulisti etc.

Auf dem Congresse selbst muß es geschehen sein, daß Gregor seine Ansicht geändert hat, und die dritte Rede erst ist andern Inhalts gewesen, als die beiden vorhergehenden. Welches Ereigniß ihn be-

[1]) Gobell. lib. III, p. 90.

sonders umgestimmt, können wir mit Sicherheit nicht sagen; vielleicht war es der Verdruß über die Art und Weise, in der der Papst mit den Abgeordneten Italiens über die Form der Kriegführung verhandelte und die andern so gut wie ausschloß, über die Unbereitwilligkeit der Deutschen, Böhmen und Ungarn spottete und, wie es scheint, ihr schweres Geld vor allem von ihnen verlangte, während er die Führung, die Ehre des Kriegs den Italienern zuwenden zu wollen schien; vielleicht war auch der Grund für ihn bestimmend und scheint sogar der wahrscheinlichste, daß, nachdem England nicht im Stande war, Hülfe zuzusagen, Frankreich dieselbe abschlug, die Italiener auch mehr Worte machten, als sie später erfüllten, Gregor einsah, die Deutschen könnten dann möglicherweise allein den Angriff der Osmanen auszuhalten haben, der einzige Gegenstand des türkischen Hasses sein und von keiner der andern Mächte unterstützt, schwere Verluste erleiden. Ueber ihren eigenen Ruin würden dann die andern mit dem Sultan vielleicht Frieden schließen, nachdem das Vaterland den Feind erschöpft und seine Rache zu entgelten gehabt hätte. — Gregor war zu scharfblickend und praktisch, als daß er in eine solche Unbesonnenheit sich gestürzt hätte; er redete, da die Sachen so standen, trotz seiner frühern Ansicht, jetzt alles Ernstes ab; ein Krieg würde wenig Frucht bringen, eine Niederlage ein unermeßliches Unglück sein; die Kriegführung habe so manche Schwierigkeiten, die Versorgung der Heere würde ungeheure Kosten verursachen und vor allen Dingen fehle es an Eintracht, ohne die ein kräftiges Handeln nie vor sich gehen könne. Auch diesmal hatte er alle überzeugt und auf seine Seite gezogen und was seine Umwandlung und seine Motive anlangt, so wird gewiß jeder dieselben achten und als vollgültig anerkennen; man wird begreifen, daß er einen Plan aufgab, den er selbst früher gehegt, den er auch später, wie wir aus einem 1467 an den Erzbischof von Gran gerichteten Briefe ersehen, wieder aufnahm. Möglich war es, daß er der ungeschickten Hand Kaiser Friedrich's ein so wichtiges Unternehmen nicht anvertraut wissen wollte; möglich, daß er damals schon in einer principiellen Opposition gegen denselben sich befand, die in Herzog Albrecht von Oesterreich und dem neuen Könige von Böhmen Georg von Podiebrad ihre Stützen hatte und die darauf hinausging, einem

fähigeren Haupte die deutsche Krone zu verleihen; möglich, daß auch der Streit, den sein Herr, Herzog Sigismund, mit dem Bischof von Brixen, dem Cardinal Nikolaus von Cusa, hatte und den hier der Papst vergebliche Versuche machte, zum Austrage zu bringen, Gregor von Heimburg selbst in eine gespannte Stellung dem Papste gegenüber brachte. Sicher ist, daß er sich dem Ansinnen eines Türkenzugs widersetzte, in späterer Zeit denselben sogar für eine bloße Maßregel erklärte, dem römischen Stuhle Geld zu verschaffen, Deutschland neue Steuern aufzuerlegen und unter dem Scheine eines Kriegs alle Schätze des Vaterlandes auszusaugen, die nur zur Unterstützung des Bastardsohnes Alphons' von Arragon, Ferdinand, gegen den rechtmäßigen Erben Renatus von Sicilien verbraucht werden sollten. Das mag er derb und rücksichtslos, wie er war, auch schon damals gesagt haben.

Der Papst war allerdings wiederum schlauer als er, er machte, was Gregor bewirkt, zunichte: er ließ die von Gregor umgestimmten deutschen Gesandten zu sich kommen und beredete dieselben unter vier Augen, wie nothwendig der Türkenkrieg sei. Das oben berührte Kapitel von der Kriegsbeute wird auch dabei seine Rolle gespielt haben. Wirklich stimmte er die Wankelmüthigen um und brachte es trotz allem Dazwischenliegenden dahin, daß die Deutschen das Contingent, das auf dem Frankfurter Convente festgestellt, 32000 Mann zu Fuß und 10000 Reiter bewilligten; zwei Convente, der eine in Nürnberg, der andere am kaiserlichen Hoflager, sollten das Nähere bestimmen.

Die päpstliche Registratur[1]) darüber war übrigens so abgefaßt, als wäre der Papst gebeten worden, diese Reichstage auszuschreiben, einen apostolischen Legaten zu schicken, mit der Macht, die Steuern festzusetzen, einen Waffenstillstand abzuschließen, einen Landfrieden aufzurichten, die Streitigkeiten, die zwischen Friedrich und König Matthias Hunyadi von Ungarn ausgebrochen waren, beizulegen. Am 19. Dec. 1459 war dieselbe ausgefertigt worden, und der Cardinal Bessarion ernannte sofort, im Namen des Papstes, Kaiser Friedrich als Heerführer gegen die Türken, worüber das Breve sogleich abgefaßt

[1]) Müller, Reichstagstheatrum, III. Vorst., S. 660.

wurde.[1]) Frankreich weigerte sich bei diesen Conferenzen anwesend zu sein. Herzog Sigismund reiste alsbald verstimmt ab, mit ihm wahrscheinlich auch Gregor. Ein Misverhältniß hatte sich seit den letzten Begegnissen zwischen dem Papste und ihm festgesetzt, das recht bewies, wie weit sie auseinander gekommen. Sie waren sich fremd geworden, wurden Feinde und ihre Feindschaft kam bald zum verhängnißvollen Ausbruche.

Nach Sigismund's Abreise erschien noch verspätet Markgraf Albrecht von Brandenburg; der Papst empfing den mächtigen Fürsten, von dessen Kriegseifer er sich viel versprach, sehr ehrenvoll, und er hatte sich nicht in ihm getäuscht; der Markgraf versprach seine Beihülfe, und der Papst, der die Ebbe der markgräflichen Kasse wohl kannte, schenkte ihm, unter den größten Lobsprüchen, 10000 Goldgulden, zwei Pferde aus Apulien, ein prachtvolles Schwert und einen schön verzierten Hut. So groß war seine Freude über den männlichen Kämpfer, den seine Sache gewonnen.

Zum Schlusse traf noch von Seiten des ehrgeizigen Borgia, der immer hervorragen wollte vor den übrigen, die Zusage von 300000 Goldgulden als Beisteuer zum Kriege, ein.

Der Congreß ging zu Ende, der Papst legte in einer Schlußrede den noch Versammelten das Resultat vor: das vereinigte Contingent bestand den Versprechungen gemäß in 88000 Mann. Aber es waren nur Versprechungen; der Papst ahnte, daß sie nie zur Wirklichkeit werden würden, und keineswegs freudig schickte er sich zur Abreise an. Er hatte richtig gesehen; auf eine nochmalige Gesandtschaft nach Venedig schlug man ihm dort die verheißene Beihülfe ab; als er Florenz passirte, ward er wol herrlich empfangen, aber der Senat revocirte alles, was die Gesandten bewilligt; auch die Versprechungen der castilianischen Gesandten ergaben sich als leere Worte. Das Project, das so viele Schicksale durchgemacht, bald begünstigt, bald verworfen worden war, kam nun voraussichtlich nicht zu Stande, und über das schmerzliche Gefühl verlorener Mühe konnte dem Papste sein prächtiger Empfang in Rom nicht hinweghelfen. —

So endete diese Versammlung; es ist das größte Werk, das

---

[1]) Müller, Reichstagstheatrum, S. 661.

Pius unternommen, und — es mislang. Die Zeit der Kreuzzüge war vorüber; der Gedanke, der damals die Völker in den Osten trieb, war verblaßt und erstorben, der Papst erkannte es vielleicht zu spät. Andere Fragen drängten sich vor und nahmen seine Aufmerksamkeit bald in Anspruch.

Was sonst noch in Mantua zur Verhandlung gekommen, war alles erfolglos geblieben.

Die Frage wegen der neapolitanischen Succession war nicht zum Austrage gekommen; der Papst widersetzte sich durchaus der Wahl des Renatus von Anjou und nahm für Ferdinand von Arragon Partei; da aber die Franzosen, wenn nicht Renatus gewählt würde, keine Obedienz leisten wollten, und der Papst die Franzosen des Türkenkrieges wegen nicht kränken wollte, so mäßigte er sich, und die Sache blieb unentschieden. Ebenso wenig drang er durch in seiner Weigerung gegen die Thronbesteigung Georg's von Podiebrad, den er als Ketzer des böhmischen Thrones für unwürdig hielt. Sein Schreiben an die katholischen Barone Böhmens war vergeblich gewesen. Trotz der römischen Opposition von Außen und Innen behauptete sich der kühne Emporkömmling und bot Pius und seinem Nachfolger auf das kräftigste Trotz.

So glänzend die Erwartungen waren, die der Papst gehegt, so wenig hatte sich davon realisirt. Ueberall hatte er Lauheit und Widerstand gefunden, und der Eifer, der hier und da aufzuzucken schien, ergab sich als Strohfeuer, das bald verrauchte, oder als leere Worte, die es zu keiner That kommen ließen.

Pius war mismuthig und ärgerlich und eifersüchtig auf sein, wie es ihm schien, nicht genug gewahrtes päpstliches Ansehen. Dies bestimmte ihn zu einigen Schritten, die aus dieser Stimmung allein zu erklären sind. Der erste war der schrofffste Widerspruch gegen seine Vergangenheit, indem der einst so eifrige Vorkämpfer der Suprematie des allgemeinen Concils in einem leidenschaftlich abgefaßten Decrete [1]) alle Appellationen vom apostolischen Stuhle an

[1]) Müller, Reichstagstheatrum, III. Vorst., S. 744.

ein künftiges Concil als Rebellion ansah, für null und nichtig erklärte und den Bann denen androhte, die einen solchen Schritt wagen würden. Der zweite war sein Benehmen in einem Processe, das um so härter zu beurtheilen ist, je näher die Personen ihm einst standen, gegen die er, gestützt auf jenes Decret über die Strafbarkeit der Appellation an ein Concil, auftrat. Es ist der schon erwähnte Streit zwischen Erzherzog Sigismund von Tyrol mit dem Bischof von Brixen. Gregor von Heimburg, als des Herzogs Anwalt, vertrat die Interessen seines Herrn gegen den Papst in freimüthigster, schonungslosester Weise. Die Antwort Pius' II. war der Bannstrahl; der Lohn von Seiten Deutschlands, von Seiten derer, deren Sachen er geführt, war Gleichgültigkeit. Er mußte, vogelfrei, von Familie und Freunden sich trennen, von Haus und Herd fliehen, bis ihm König Georg von Podiebrad in Böhmen eine Zuflucht gewährte.

Eine neue Epoche beginnt für unsern Helden, die Conflicte, in die er geräth, werden ernster und gefährlicher, die Streitfragen, in denen er sich bewegt, spitzen sich schärfer und schärfer zu, die Opposition, in der er gestanden, wird aufs höchste gespannt. Seine Person wird in den Kampf der Principien hineingezogen. Ihn trifft, was alle Vorkämpfer einer neuen reineren Aera von Uranfang an getroffen, Rache und Verfolgung seiner Zeit.

VIII.

Der brixener Streithandel.

Das Bisthum Brixen lag in der schönsten Gegend, auf der Grenze zwischen Deutschland und Italien, mitten in den Alpen. Durch Geschenke des Papstes und des Kaisers besaß es reiche Landstriche, kühne Burgen und wohlbefestigte Städte. Der Bischof von Brixen, ein Suffragan des salzburger Metropoliten, war von Bedeutung und zählte unter den Fürsten des Reichs.

Von uralter Zeit her, ehe die Grafschaft unter Oesterreichs Botmäßigkeit kam, hatten die Grafen von Tyrol, die natürlichen Schutzherren des Bisthums, die Schirmvoigtei (advocatia) über die weltlichen Angelegenheiten desselben übertragen erhalten, und damit die Pflicht, Ruhe und Wohlfahrt der Diöcese gegen Feinde zu wahren, die Unterthanen und das Land zu schützen, mochten sie nun unmittelbar zur Diöcese gehören, oder nur im Bereiche der Grafschaft liegen. Dafür bezogen sie von dem stattlichen Kirchengut reichliche Abgaben und Gefälle, und von selbst bildete sich eine gewisse Macht über Eigenthum und Hörige des Bisthums im Laufe der Zeiten aus. Die Bischöfe, meist fromme, friedlichgesinnte Männer, ließen allmählich ihre fürstliche Prärogative fallen; den mächtigen Voigten gegenüber begaben sie sich in eine Art Abhängigkeitsverhältniß, nannten diese gnädige Herren und sich selber Caplane. Das Capitel ordnete sich nicht minder unter und gestattete den Grafen von Tyrol selbst einen bedeutenden Einfluß auf die Wahl des Bischofs. Daran war jenen Grafen natürlich viel gelegen, und sie sorgten um so mehr dafür, immer ergebene, ihnen selbst verpflichtete Männer in diese wichtige Stellung zu bringen.

So kam es denn auch, daß, als der bischöfliche Stuhl von Brixen durch den Tod des Bischofs Johannes Röttel erledigt worden, das Capitel, bestimmt von Erzherzog Sigismund, damaligen Grafen von Tyrol, dessen geheimen Rath und Kanzler den Chorherrn Leonhard Wismayr zu seinem Nachfolger wählte, bei dem Sigismund als seinem früheren Diener am meisten Unterwürfigkeit voraussehen konnte.

Papst Nikolaus V. sah dies mit Misvergnügen, er sah die fürstliche Gewalt die kirchliche gefährden und wollte deshalb um jeden Preis Wismayr's Wahl annullirt sehen, einen weniger abhängigen, begabteren Mann an seine Stelle bringen, der nöthigenfalls im Stande wäre, dem Herzog die Spitze zu bieten und die Rechte des Bisthums und der Kirche energisch zu vertreten; er wählte einen, der an Talent, an Kenntnissen, an kirchlicher Gesinnung zu einer solchen Stellung wie geschaffen schien, den Cardinal St. Petri ad vincula. Nikolaus von Cusa.

Nikolaus von Cusa war der glänzendsten einer gewesen von den Männern des Baseler Concils, er hatte mit seiner Schrift „De concordantia catholica" mächtiges Aufsehen erregt, Ruhm geärndtet von den Freunden des Fortschritts, den Papst und die römische Curie erzittern gemacht; auf ihn hatte die Opposition sich gestützt, und er an Tiefe, an wissenschaftlichem Sinne allen andern, auch dem Aeneas Sylvius bei weitem überlegen, schien einen Namen sich erwerben zu sollen, der leuchtend fortlebte unter den Vorkämpfern der deutschen Geistesfreiheit. Doch früher selbst als Aeneas hatte er seine Farbe gewechselt, war er der Concilpartei untreu geworden, wo sie seiner so dringend bedurfte, hatte seine großen Ideen geopfert und gänzlich sich in den Dienst der Curie begeben, der natürlich daran liegen mußte, den begabten Mann, der als Feind ebenso furchtbar wie als Freund segensreich wirken konnte, zu gewinnen. Man kann nicht leugnen, daß dabei Cusa immer von einem besseren Zuge geleitet wurde, daß eine Reform des Kirchenwesens ihm nothwendig schien und am Herzen lag, aber die Freiheit der Kirche, die großen Grundsätze, die er in seiner Concordantia catholica über die Suprematie des Concils dem Papste gegenüber aufgestellt, sie hatte er vergessen. Er war keine Natur, die kraftvoll einen heißen Kampf durchkämpfen konnte, er wollte keine Opfer bringen, er

wollte seinem Hange nach Ehre folgen, er wollte ruhig seinen Studien leben.

Schon im Jahre 1442 war es, wo die Umkehr seiner Principien uns klar vor Augen tritt in dem Briefe ad Rodericum de Trevino Archidiaconum, oratorem Regis Castellae in diaeta francofordensi; damals hielt er auch eine Vertheidigungsrede für Rom auf der Frankfurter Diät, die alles, was er früher gesagt, völlig aufhob — ein Denkstein seiner Abtrünnigkeit, wie seiner Redekunst. In diesem Geiste finden wir ihn denn auch fernerhin thätig auf den deutschen Reichstagen, bei der Sprengung des Frankfurter Kurfürstenbundes, sowie bei Abschluß des Aschaffenburger Concordats mehr oder minder beschäftigt. Sein Lohn, nachdem er rasch von Amt zu Amt befördert worden, war der Cardinalshut, den er am 28. December 1448 von Nikolaus V. empfing. Früher als Aeneas Sylvius gelangte er zu dieser Ehre, aber der gewandtere Freund überholte ihn, diesen schmückte die Tiara, ihn selbst nicht. Nikolaus paßte nie für die Stellung, in die ihn das Schicksal gerufen, und man muß es tief beklagen, wie Unklarheit und Unsicherheit der sittlichen Principien einen Mann in eine Bahn schleuderte, die für seine Natur nie geschaffen war, in der er seine bessere Ueberzeugung opferte, ohne dafür zu irgend welchen höheren Erfolgen zu gelangen, die doch Aeneas Sylvius errungen. Ehrgeiz trieb beide, aber Aeneas kannte sich selbst besser, er verkaufte sein Talent dem Glanze, dem Ruhme, und der gänzliche Mangel alles ethischen Halts, der ihn in seiner Jugend als lasciven Poeten sich ergehn, wie später an dem kaiserlichen und päpstlichen Hofe seine Gesinnung verleugnen ließ, gab ihm die Fähigkeit, das zu erreichen, was er gewollt. Nikolaus von Cusa aber hatte keine Begabung zu dieser Laufbahn, sein Verhalten in der Folgezeit ist eine fortgesetzte Kette von unpraktischen, inconsequenten, halsstarrigen Maßregeln, die seine Eitelkeit dictirte und die ihm selbst schließlich die größten Schwierigkeiten bereiteten. Er war Mann der Theorie, Aeneas Sylvius aber ein kluger Praktiker; dieser stets ein geschmeidiger Diplomat, Cusa immer ein unbeholfener Gelehrter.

Doch wir kehren zu unserer Erzählung zurück. Am 23. März 1450 war es gewesen, daß der Papst den Cardinal zum Bischof von Brixen ernannt und ihn zugleich zu seinem Legaten erwählt hatte, wodurch ihm

reichliche Beschäftigung auch auf dem politischen Gebiete zugetheilt ward. Der heilige Vater wolle eine nützliche, taugliche Person an diese Stelle bringen und sei deshalb auf den Cardinal gekommen, sagte das päpstliche Ernennungsbreve, und schien damit gewissermaßen das ungesetzliche Verfahren beschönigen zu wollen, das sich der Papst hatte zu Schulden kommen lassen; denn nach der Pragmatischen Sanction von 1439 und dem Aschaffenburger Concordat hatte der Papst nur das Recht des Veto bei einer ihm misliebigen Wahl und durfte das Capitel zu einer Neuwahl auffordern: selbst einen Bischof zu erwählen kam ihm nicht zu. So fügte er denn, seines Unrechts wohl bewußt, noch die Clausel bei, es solle diese Bestimmung seinerseits kein Präjudiz für das Domcapitel in künftigen Fällen sein; er habe diese Anstalt nur für diesesmal zum sonderbaren Troste des Stifts, des Herzogs und seiner Unterthanen getroffen, indem er gehofft, ein so würdiger Mann werde manchen guten Rath ertheilen, manche gute Hülfe bringen können. In künftigen Fällen solle eine besondere Verleihung durch den Papst damit nicht vorbehalten sein, sondern das Capitel solle durch das Schreiben die Erlaubniß bekommen, nach dem Abzuge, oder dem Tode des Cardinals der eigenen Wahl zu folgen. Der Herzog wurde gebeten, vor der Hand dem Neugewählten in keiner Weise hinderlich zu sein, er solle auch nicht glauben, dieser Schritt sei mit dem Concordate in Widerspruch. Die Curie habe allerdings die canonische Wahl abzuwarten und zu bestätigen, doch dürfe sie in besondern Fällen, wie in diesem, eine nützliche und würdige Person erwählen nach ihrem Gutdünken.

Der Papst mußte ahnen, wie wenig seine Wahl genehm war. Nirgends fand der Neugewählte Anklang. Das Volk haßte den Cardinal, da er ein Fremder war, den Rom empfohlen hatte, während Wismayr, ein Landeskind, der Gemeinde näher stand; das Capitel war gegen ihn, wie es schon von früher her auf der Seite der Concilpartei gestanden; Herzog Sigismund war ungehalten über die Provisionen, die der römische Stuhl sich angemaßt, die Rücksichtslosigkeit, mit der er eine unter seinen Auspicien vorgenommene Wahl umgestoßen hatte, die ihm aus doppelten Gründen so wichtig war. Sein Entschluß begegnete sich mit dem des Capitels. Beide reichten eine Appellation ein wegen Unterdrückung der Kirche und be-

riefen sich von dem schlecht unterrichteten an den besser zu unterrichtenden Papst oder — an ein künftiges ökumenisches Concil. Rom wies diese Klage hochmüthig ab, der Beistimmung des Kaisers gewiß, der am 1. März 1451 wirklich den Cardinal als Bischof von Brixen bestätigte. Dennoch war der Herzog, hartnäckig und hochfahrend, noch nicht willens, ihn anzuerkennen, er zeigte sich widerstrebend, bis unter Vermittelung des Erzbischofs von Salzburg eine Uebereinkunft zwischen den Abgeordneten des Herzogs und dem Cardinal zu Stande kam, infolge dessen Wismayr auf die Insul verzichtete, aber Stellvertreter des Cardinals für die Zeit werden sollte, während welcher derselbe abwesend war. Der Cardinal versprach auf der andern Seite die Schlösser der Diöcese mit Leuten zu besetzen, die dem Herzog genehm wären; ebenso erhielt das Capitel die schriftliche Zusicherung, nie solle künftighin die freie Wahl mehr beeinträchtigt werden.

Im Jahre 1452 hatte denn der Cardinal wirklich sein Amt angetreten. Wenn nun auch äußerlich beruhigt, so war doch begreiflicherweise die feindliche Gesinnung des Herzogs nicht gehoben, grollend sah er diesen Eingriff in seine Macht, und sein Haß, fortglimmend in seiner Seele, harrte nur der Gelegenheit, loszubrechen. An Reibungen, an denen vielleicht beide Theile die Schuld trugen, fehlte es nicht. Des Nikolaus von Cusa ganzes Auftreten, so ganz verschieden von dem, wie der Herzog es gewohnt gewesen, bohrte und reizte die wunde Stelle bis zur fiebernden Entzündung, in der der Bruch mehr und mehr vorbereitet wurde. Eine Differenz über die Besetzung der Pfarre Zams im Oberinnthal, die Nikolaus seinem Domherrn Michael von Wolkenstein übertragen wollte, während der Herzog das Ernennungsrecht für sich in Anspruch nahm und einem andern die Stelle zuerkannte, ging, wol weil der Cardinal nachgab, glücklich vorüber. Er bestimmte seinen Candidaten zu freiwilliger Resignation. Doch bald traten andere Verhältnisse ein, in denen die Spannung ernsthafter wurde.

Nikolaus von Cusa hatte als Legat vom Papste den Auftrag bekommen, eine Visitationsreise zu unternehmen und eine Reform des verrotteten und verwilderten Lebens der Klöster und Kleriker zu bewirken. Große Verdienste erwarb er sich in dieser Stellung. Mit viel Umsicht entwarf er neue Ordensregeln, die, in kleinen Kreisen

eingeführt und bewährt gefunden, sich immer allgemeinere Anerkennung verschafften. Salzburg, in Baiern Regensburg, Nürnberg, Bamberg und Würzburg in Franken, Magdeburg und Halle in Sachsen, wo die Pröpste Johann Busch und Doctor Paulus sich zu ihm gesellten und mit ihm wirkten, trugen die Spuren seines reformirenden Thuns, und kräftige Dämme baute er der üppig wuchernden Zuchtlosigkeit entgegen. Von da zog er mit seinen Gehülfen weiter, gewaltige Kämpfe in den Niederlanden zu bestehen, ebenso gegen die Dummheit, wie gegen die Bosheit — besonders machte schon damals der Ablaßkram ihnen viel zu schaffen. Auf den Synoden von Mainz, Cöln und Magdeburg vertrat der Cardinal die Nothwendigkeit fortgesetzter und durchgreifender Reform mit vielem Eifer und setzte es durch, daß seine Gehülfen als gesetzlich sanctionirte Visitatoren eingesetzt wurden, in welcher Stellung sie unter mannichfachem Widerstande doch erfreulich aufräumten und allzu klaffende Schäden zusammenzogen; heilen freilich konnten sie dieselben nicht.

Als der Cardinal Bischof von Brixen wurde, hatte er sein Hauptaugenmerk auf eine Bekehrung der böhmischen Hussiten gerichtet und unternahm deshalb, wie in seiner Stellung als Legat manche Reise nach Rom sowol, wie in der Umgegend, die man ihm sonst wol von Seiten des Capitels verziehen hätte, wenn sie nicht so entsetzliche Kosten verursacht. Das viele verbrauchte Geld erbitterte die Gemüther, und es kam zum förmlichen Ausbruche bei einer Visitationsangelegenheit, in der der Cardinal im Grunde Recht hatte, sein Recht jedoch durch die heftige Unbesonnenheit seines Benehmens verscherzte.

Der Cardinal ließ sich natürlich vor allem in seiner Diöcese eine strenge Reform der Klöster angelegen sein. Es war da viel zu thun, denn die Regeln lagen hier ziemlich unbeachtet bei Seite, alle Ordnung, alle Zucht war durchbrochen, und in wildem Genusse, genährt an den reichen Klostereinkünften, floß das Leben der Religiosen dahin. Am weitesten in dieser Hinsicht waren die Benedictinernonnen zu Sonnenburg gegangen; ihr Kloster war eine Vereinigung lebenslustiger Weltfrauen, die das Haus verließen, wenn es ihnen gut dünkte, irgend eine Festlichkeit, eine Freude winkte, die in Bädern und, wo sonst viel Welt sich versammelte, zu finden wären u. s. w. Der Cardinal wollte dem mit einem Schlage steuern,

und so erging von ihm die Androhung des Kirchenbannes für diejenigen, die das Kloster wieder verließen. Dieses Verfahren mußte den verwöhnten Klosterfrauen ziemlich hart erscheinen, deshalb suchten sie sich diesem Drucke zu entziehen, und wohl ahnend die Gesinnungen, die gegenwärtig im Lande herrschten, stellten sie sich mit all ihrem zeitlichen Gut vor der allzu großen Strenge des Bischofs unter den Schutz Herzog Sigismund's. Der Herzog nahm es gern an, da er hier einen willkommenen Anlaß fand, den Cardinal anzugreifen. Zu Conflicten kam es anfangs noch nicht. Eine Reise, die Cusa 1453 nach Rom unternahm, in Angelegenheiten seiner Reformen, die er in Brixen eifrig fortsetzte, eine andere 1454 nach Preußen, das sich gegen die Herrschaft des Deutschordens aufgelehnt, unterbrachen den Fortgang dieses Handels; erst später ward er wieder aufgenommen. Die Nonnen, des Schutzes gewiß, zeigten sich hartnäckig und gaben nicht nach, sie wiesen die Reform, wie den verordneten Visitator zurück. Der Herzog ward zum Schiedsrichter ernannt, und man einigte sich endlich dahin, daß vier Aebte zu Visitatoren gewählt würden; gehorchten die Nonnen dann nicht, so sollte gegen sie verfahren werden, wie dem Cardinal gut dünke. Die vier Aebte richteten nichts aus, die Nonnen gehorchten auch ihnen nicht; der Herzog war auf ihren Wunsch bei der Visitation anwesend, und durch seine Gegenwart ward alle Autorität derselben entkräftet. Eine Appellation, die sie gegen den Cardinal nach Rom sandten, ward vom Herzog unterstützt. Der Papst ließ sich auf die Gesuche der Nonnen nicht ein und verlangte unbedingten Gehorsam. Neue Reformpunkte in etwas milderem Geiste wurden stipulirt; die Aebtissin Verena Stuber versprach, sich ihnen zu unterwerfen. Allein — die Nonnen fanden, das Halten sei überflüssig, bequemer sei das alte Leben doch, und gegen neue Maßregeln sollte sie der Herzog schützen, an dem sie sich mit einer neuen Protestation gegen die neuen Reformpunkte gewandt hatten, daß er sie abermals dem Papste gegenüber vertrete. Dieser machte Ernst: seine Antwort war die Excommunications- und Bannerklärung über die Aebtissin Verena. An ihre Stelle ward am 9. Februar 1456 Afra von Velseck ernannt. Verena wandte sich an Sigismund um Aufhebung dieses Gewaltstreichs, und des Herzogs Gemahlin Eleonore ließ den Cardinal von allzu großer Strenge abmahnen. Herzog und

Cardinal waren aufs äußerste gespannt. Eine Schandthat, die der Amtmann des Cardinals, Gabriel Prack, gegen die Zinsbauern der Verena verübt hatte, da er sie niederhauen ließ, als sie der Gewohnheit gemäß den Nonnen Abgaben brachten, was die vom Cardinal angeordnete Klostersperre verbot, reizte ihn natürlich noch mehr, besonders da das Gerücht ging, Prack sei dafür vom Cardinal belohnt und mit seinen Mordgesellen von der Sünde absolvirt worden. Der Herzog schritt denn zur That; er vertrieb das brixener Executionsvolk, das die Sonnenburger belagerte, um die Temporaliensperre zu vollziehen, und erklärte sich offen als Schützer der Nonnen, welches Benehmen auch den Propst des Klosters Neustift bewog, in einer Differenz mit dem Bischof bei Sigismund Beistand zu suchen. Dies konnte der Cardinal dem Herzog nicht vergeben, der Groll über diesen Eingriff verhärtete sich dermaßen, daß jede spätere Versöhnung unmöglich wurde und jede neue Angelegenheit Oel ins Feuer trug. So war die Besetzung der Pfarre Fügen durch den Cardinal ein abermaliger Differenzpunkt, da der Herzog auf dieselbe Patronatsrechte geltend machte und seinem neuen Pfarrer mit Waffengewalt Geltung zu schaffen versuchte. Ferner erhob der Cardinal Rechtsansprüche auf den Markt Matrey, auf den Zoll im Passe Lueg, auf die Salz- und Erzbergwerke im Unterinnthal, wogegen der Herzog mit seinen Juristen auftrat und viel hin und her gestritten wurde.

Ein Freund Cusa's erzählt schon damals von einem Anschlage Sigismund's, den Cardinal gefangen zu nehmen. Im Juni 1457 habe der Herzog den Cardinal nach Innsbruck entboten, dieser vielfach gewarnt, habe es dennoch gewagt, zu erscheinen und sei am 23. Juni im Kloster Wilten bei Innsbruck angelangt. Der Herzog habe ihn dort überfallen, aber sei vom Pferde gestürzt und für diesmal nichts aus der Aufhebung des Cardinals geworden. Später habe der Herzog ihm mehrere Klagepunkte vorgelegt und ihn darauf hin im Kloster bewachen lassen, ohne auf seine Vertheidigung zu hören. Doch sei er ihm äußerlich sehr freundlich begegnet und habe ihn um eine Predigt für das Peters- und Paulsfest gebeten. Der Cardinal habe dieselbe in Wilten vor dem Herzog und seiner Gemahlin gehalten, doch als er sich entfernt, um zurückzukehren, sei ihm von Brixen die Kunde zugebracht worden, daß 60 Mann bereit lägen, ihn abzufangen.

Der Cardinal habe darauf in Sterzing gewartet, bis die Lauerer abgezogen, und sei so glücklich in Brixen angekommen.

Ob die Sache wahr oder falsch ist, wissen wir nicht, doch sicher ist, daß der Cardinal sein festes Bergschloß Anras (St.-Raphaelsburg) bei Buchenstein bezog. Dort sollen, wie der Cardinal an den venetianischen Gesandten Paul Maurizeno schrieb, Mordbefehle von Seiten des Herzogs gegen ihn ergangen sein, was ein Betheiligter ihm selbst verrathen, ja nach der päpstlichen Klagschrift waren bezahlte Mörder schon bis zu ihm gedrungen.[1]) Doch erklären sich diese Anklagen wol durch die verbürgte Erzählung, daß der Cardinal, um die Gemüther gegen den Herzog zu erbittern, einer Anzahl von Bauern das Geständniß abpreßte, der Herzog habe sie gedungen, ihn selbst zu ermorden, was niemals erwiesen worden ist. — Sicher ist, daß der Cardinal 14 Monate in Raphaelsburg blieb und zwei Briefe, den einen an den Herzog, den andern an das Capitel absandte. Der erste war eine Mahnung an Sigismund, seine Stellung als weltlicher Schirmvoigt nicht zu vergessen und ihn, den Bischof, zu schützen, aber nicht zu unterdrücken, da er Fürstenrang habe, so gut wie der Herzog; der andere vom 26. December 1457 war an das Domcapitel gerichtet und entwickelt in einer historischen Exposition, wie der Bischof der Lehnsherr der Grafen von Tyrol sei, die die Kirche zu schützen, in ihre Angelegenheiten sich nicht zu mischen hätten, doch mit zunehmender Macht seien dieselben auch übermüthig gegen die Kirche geworden. Viel hätten die Bischöfe gefehlt durch eine unterwürfige Demuth und Menschenfurcht, und so sei denn ihre Stellung eine solche geworden, daß Sigismund dergleichen wagen dürfe, Mordbefehle gegen den Cardinal ertheilt habe, blos weil er der Kirche ihre alte Freiheit hätte zurückgeben wollen. So fordere er denn das Stift auf, ihm beizustehen und auf der nächsten Versammlung geeignete Maßnahmen zu treffen, dem Uebermuthe des Herzogs zu steuern.

Auch der neue Papst Calixtus III. schrieb an den Herzog, den Cardinal nicht an der Ausübung seiner Functionen zu hindern und

---

[1]) Goldast. Monarchia, II, p. 1577 — ut Cardinalem ipsum neque in sua dioecesi neque in civitate tutum esse aut pontificale munus exercere posse permitteret, introductis et persuasis sicariis, qui vitae ejus insidiarentur ...

ihn ferner nicht in seinen Rechten zu beeinträchtigen. Aber abschlägig war die Antwort von Innsbruck, der Herzog meinte, die Forderungen des Cardinals seien überspannt. Endlich schlug der Cardinal die Ernennung eines Schiedsrichters vor, zu dem Herzog Albrecht von Baiern bestimmt war. In München sollten die Abgeordneten zusammenkommen und bei einer Strafe von 100000 Gulden jeder Theil dem dort gefällten Spruche nachkommen. Der Herzog verwarf den Antrag. Eine Versammlung in Bruneck im Anfang des Jahres 1458 ging erfolglos auseinander, ebenso scheiterten andere Friedensversuche. Da trat der Papst mit energischeren Mitteln auf, er drohte mit dem Interdict. Der Herzog schäumte vor Zorn und legte trotzig eine Appellation ein gegen den Papst; den Forderungen des Cardinals gegenüber verhielt er sich immer noch ausweichend. Eine Reise nach Wien zum Kaiser, mit dem er sich berathen wollte, könnte erst eine Entscheidung von seiner Seite möglich machen.

Die Verhältnisse gestalteten sich ernster für den Herzog. Der Cardinal fing schon an, das Interdict in Kraft treten zu lassen, aber Notarien des Herzogs zogen die Geistlichkeit zum größten Theil auf seine Seite und reizten auch sie zum Widerstand gegen die päpstliche Verordnung. Zugleich mahnten die Brixener, mit der Verkündigung der Interdictsbullen noch zu warten, um das Volk nicht zu erbittern und schließlich zum Aufruhr zu stacheln. Der Cardinal aber achtete der Vorstellungen nicht, bis sich die tyrolische Geistlichkeit, die Bischöfe von Trient und Chur, sowie Sigismund's eigene Gemahlin ins Mittel legten und Aufschub der Verkündigung, bis Herzog Sigismund zurückgekehrt, außerdem auch ein milderes Verfahren gegen die Sonnenburger Nonnen verlangten. Der Cardinal sagte dies auf ihr Ansuchen zu, nur müsse der Herzog bestimmt werden, der auf seine Appellation eintreffenden päpstlichen Antwort sich zu fügen. Die Angelegenheit mit den Nonnen könne er nicht niederschlagen, da sie schon in Rom anhängig sei und der Proceß seinen Fortgang nehmen müsse.

Der Herzog war zurückgekehrt. Die Zeit der Verkündigung des Interdicts nahte, und banger ward es Sigismund, wenn er das Schicksal des Landes betrachtete, dem er die schwere Kirchenstrafe durch seine Privathändel zugezogen. Er ward etwas conniventer gegen seinen Gegner, zwar keine Versöhnung, wol aber eine Unterhandlung

kam in Brixen zu Stande, besonders auf Andringen der Herzogin Eleonore und des Bischofs von Trient. Der Herzog machte sich darin anheischig, die Sonnenburger Nonnen zu bewegen, um Aufhebung des Bannes zu bitten und sich den vorgeschriebenen Reformpunkten zu unterziehen. In Betreff anderer rechtlicher Fragen wurden Vorschläge gemacht. Ob der Cardinal die Urkunde genehmigt habe, oder nicht, ist unbekannt.

So standen die Sachen, als Calixtus III. starb und an seiner Stelle der Cardinal Aeneas Sylvius den päpstlichen Stuhl im Sommer 1458 bestieg. Aeneas hatte sich die letzte Zeit in Rom aufgehalten und von da aus einige Briefe an Nikolaus von Cusa geschrieben, mit dem er, durch gleiche Gesinnungen und einen ziemlich ähnlichen Lebenslauf verbunden, in engern Verhältnissen stand. Sein nächstes Werk, was er im Auge hatte, war, wie wir ja wissen, der Congreß zu Mantua und die Betreibung des Türkenzugs. Doch über den großen Projekten vergaß er auch das Schicksal seines Freundes nicht. Die unheilvolle Spannung zwischen dem Herzog und dem Cardinal, die beiden Theilen Unannehmlichkeiten brachte, wollte er heben, und da er Herzog Sigismund von früher her kannte, mit ihm sogar Briefe gewechselt, so glaubte er, es könne ihm gar nicht fehlen, auf jenem Mantuaner Congreß beide Männer auszusöhnen. Den Cardinal hatte er schon früher nach Rom beschieden, um während seiner Anwesenheit in Mantua Statthalter in Rom zu sein, der Herzog war nach Mantua zur Berathung über den Türkenzug eingeladen worden. Als er eintraf, ließ der Papst den Cardinal aus Rom kommen, damit die Einigung zu Stande käme; allein, wie bisher, waren die eifrigsten Versuche erfolglos. Der Cardinal war es diesmal, der die Unterwerfung unter schiedsrichterlichen Spruch verweigerte, und verstimmt voll Drohungen kehrte Sigismund in seine Heimat zurück.

Das fortgesetzte Rütteln und Zerren an derselben Angelegenheit, die Bemühungen Unbetheiligter, Versöhnung zu stiften, rissen die Wunde weiter und weiter auseinander, machten das Verhältniß immer gereizter, die Einigung unmöglicher. Trat der Herzog mit Trotz und Hochmuth auf, so ermüdete und ärgerte der Cardinal durch seine Zähigkeit, und seine weniger herrische Natur scheint durch Anklagen,

durch Verleumdungen, und Intriguen das versucht zu haben, was der Herzog auf geradem Wege zu erreichen wünschte. Groll und Mistrauen fraßen sich mehr und mehr in die Herzen, je länger der Streit gedauert. Der Streit mit den Sonnenburger Nonnen, deren Aebtissin Verena vom Banne losgesprochen und freiwillig ihre Stelle aufgegeben hatte, war wol vor der Hand zu Ende, aber andere Punkte wurden jetzt Gegenstand einschneidender Differenzen. Der Cardinal war in Furcht von Mantua gar nicht nach Brixen gereist, sondern unter dem Vorwande, man trachte nach seinem Leben, wiederum in seinem Bergschlosse St.-Raphaelsburg geblieben, von wo er an das Domcapitel am 14. Februar 1460 einen Brief schrieb, voll des größten Zornes über die Anmaßung des Herzogs, der, wider alles historische Recht, sich zum Landesfürsten eines Bisthums aufwerfe, dessen Voigt er nur sei. Er schloß mit der Versicherung, das Recht der Kirche, selbst von andern verlassen, bis aufs äußerste vertheidigen zu wollen.

Energischer schien die Haltung zu sein, die er jetzt einnehmen wollte. Da er doch endlich Raphaelsburg verlassen mußte, so verhängte er Aufrechterhaltung des Interdicts, falls ihm der Herzog nicht vollkommene persönliche Sicherheit zusage. Es wurde ihm versichert, daß dieselbe nicht gefährdet sei, und so blieb der Cardinal in Bruneck bis zum Ostermontag, wo er einem päpstlichen Auftrage zufolge nach Rom abreisen sollte.

Das Benehmen des Cardinals aber hatte schon seit längerer Zeit einen tieferen Verdacht bei der herzoglichen Partei erregt. Sein Klagen, daß man ihm nach dem Leben trachte, die seinen Aufenthalt in der Raphaelsburg rechtfertigen sollte, war ganz aus der Luft gegriffen, denn ohne von irgend jemand belästigt zu werden, verwaltete er nach wie vor den Gottesdienst im Kloster Wilten. [1]) Aber er selbst war insgeheim thätig, gegen den Herzog fremde Gewalten aufzureizen. Die umliegenden Länder wollte er zunächst zu einer Intervention gegen Sigismund bestimmen, was ein aufgefangener Brief bestätigt. Es geschah damals von Seiten des Herzogs nichts gegen ihn. Gleichwol war es auffallend, daß der Cardinal viele

---

[1]) Appellat. Duc. Sigism. a Censura Pii II, Goldast. Monarchia, II, p. 1586.

Schlösser seiner Diöcese befestigte, mit Kriegsmaschinen versah und Proviant einnahm, als ob er eine hartnäckige Belagerung auszuhalten hätte, während im Lande doch alles friedlich und ruhig war. Da änderte sich die Sachlage, es kamen, vom Kaiser gesandt, Executionstruppen unter Anführung des böhmischen Ban Johann von Witawitz und des Grafen Georg von Posingen und fielen in das Gebiet des Grafen von Görz ein, mit dem der Kaiser sich entzweit hatte, nahmen die Hälfte des Gebietes desselben weg, und Witawitz, der vom Kaiser eine Belohnung empfing, blieb daselbst hart an der tyrolischen Grenze liegen, während seine rohen Söldnerbanden plündernd das Land durchzogen und mehr Schaden anrichteten, als ein auf Kriegsfuße stehendes Heer. Für Tyrol war das nicht gleichgültig, denn im Augenblicke war es möglich, die Schaar zu vereinigen, etwaige Lücken durch allerhand Gesindel, Räuber und Hirten, wie sie das Gebirge zu jeder Zeit aufwies, auszufüllen und so einen Angriff auf jeden beliebigen Gegner auszuführen, in einer Schnelligkeit, bei der sich an eine Möglichkeit der Vertheidigung kaum denken ließ. [1]) — Es scheint unzweifelhaft, daß dieses Verweilen des Witawitz mit Einstimmung des Kaisers geschehen, nicht minder, daß ein geheimes Einvernehmen desselben mit dem Cardinal, den er immer begünstigt, stattgefunden habe, und daß nichts anderes seine Absicht war, als im Falle der Noth dem Cardinal Schutz und Hülfe gegen das Vorschreiten des Herzogs zu verschaffen. — Das alles konnte vom Herzog und dessen Räthen nicht unbemerkt bleiben, sie mußten, an das intriguante, schleichende Wesen Cusa's gewöhnt, das Aergste vermuthen, und so ward denn einer von Sigismund's Räthen, Parceval von Annenberg, zu Cusa gesandt, theilweise um über die streitigen Besitzfragen noch einmal zu unterhandeln, sodann aber auch, um ihn zu warnen, keine Feindseligkeiten zu beginnen und das friedliche Einvernehmen, das man bisher beobachtet, nicht zu brechen. Parceval fand den Cardinal hochmüthiger und starrer als gewöhnlich, er gab wol in Nebensachen nach, doch konnten sie in dem Punkte über die fürstliche Gewalt des Bischofs durchaus zu keinem Resultate kommen; außerdem schlug der Cardinal das Anerbieten eines zweijährigen, ja eines ein-

---

[1]) Invectiva Greg. Heimb. in Nicol. de Cusa. Goldast. Mon., II, p. 1627.

jährigen Friedens aus, während dessen das Interdict suspendirt sein sollte, um dann die Differenzen auf freundschaftlichem Wege auszugleichen, und wollte sich nach vieler Mühe nur zu einem halbjährigen verstehen, ja auf die dringlichen Vorstellungen Parceval's, den öffentlichen Frieden heilig zu halten, widrigenfalls er über sein eigen Haupt Verderben heraufbeschwöre, sagte er, daß er nichts fürchte, ihm ständen Bewaffnete zu Gebote, die nicht nur ein, sondern mehrere Thäler anfüllen könnten. Niemand war in Zweifel, daß er hier auf die Executionstruppen des Witawitz anspielte, die ihn so zuversichtlich reden ließen.

Da nun entbrannte der Herzog in gerechtem Zorne, man weiß kaum, ob mehr gegen den Kaiser, seinen Oheim, der sich von einem römischen Priester zu solchen Uebergriffen gegen ihn und sein Land bestimmen lassen konnte, oder gegen den Cardinal, der in egoistischem Hochmuthe eine Verrätherei nicht scheute, die für die Gebiete Sigismund's, wie für die eigene Diöcese, nur die schwersten Folgen haben mußte. Nicht minder zürnte das Capitel, in dessen Mitte sich viele Anhänger und frühere Untergebene des Herzogs befanden. Am meisten aber wüthete das Volk, das von Anfang herein voll Haß gegen den Sendling Roms, durch das hochfahrende Benehmen des Cardinals, seine drückende Habsucht und das Verhängen des Interdicts, das sie allein der Hartnäckigkeit Cusa's zu danken hatten, noch mehr gereizt, jetzt aufs äußerste durch die verrätherische Selbstsucht des Cardinals, der rücksichtslos seiner Rachsucht zu Liebe, sie der Gefahr der Plünderung, des Sengens, Brennens und Mordens roher Banden aussetzte, erbittert wurde. — Das Volk war nahe daran dem Cardinal ans Leben zu gehen, der Herzog war ihrer Sympathien vollkommen sicher, und so gehorchte er theils der eigenen Gelüste, theils gelang es ihm nur dadurch, den Cardinal vor der Volkswuth zu schützen und durch den Schein der Rache die Gemüther zu befriedigen, daß er den Cardinal gefangen setzte. Er rückte in der Osterwoche mit 500 Mann zu Pferd und 3000 zu Fuß gegen Bruneck: an demselben Ostermontag, an dem der Cardinal die Predigt halten wollte, um dann nach Rom abzureisen, umzingelte er die Stadt, erstürmte das Schloß, in dem der Cardinal sich befand, und nahm denselben gefangen. Der Cardinal wußte nicht, wie ihm geschehen, aber alsbald

erschien als Abgesandter des Herzogs der Canonicus Wolfgang Neidlinger, um ihn zu ermahnen, doch dem Willen des Volks, der Stimme der Gerechtigkeit Folge zu leisten und das Interdict aufzuheben. Der Cardinal weigerte sich hartnäckig; auch die Vorstellung, zum Besten der Stadt Bruneck nachzugeben, die der Herzog in seiner Wuth gegen den Cardinal vielleicht opfern werde, vermochte ihn zu keinem milderen Denken. Seine Gefangenschaft versöhnte das Volk auch nicht; im Gegentheil, die Nachricht, daß seine Truppen, die unter Anführung des Amtmanns Prack, der schon von früher her übel berüchtigt war, heranrückten, machten die Erbitterung gegen Cusa täglich größer, seine Lage um so schlimmer. Er klagte über Verrath: der Bischof von Trient habe ihm zugeredet, nach Bruneck zu gehen und Anras zu verlassen, da der Herzog friedliche Gesinnung hege, Wolfgang Neidlinger habe ihm den Brief des Bischofs überbracht und Parceval von Annenberg die Wahrheit der Sache mit einem Eide beschworen. Dennoch war seine Gefangenschaft für ihn ein Glück, da er bei der allgemeinen Erbitterung sich selbst kaum Sicherheit gewähren konnte. Aufs tiefste gekränkt wies er jedoch jede directe Unterhandlung mit dem Herzoge zurück und übertrug dieselbe den Canonikern Neidlinger und Freiberg. Seine Loslassung kam endlich nach acht Tagen auf folgende Bedingungen zu Stande: daß er nicht Rache nehmen wolle für das, was ihm widerfahren; daß er eine dem Herzog dargeliehene Summe von 3000 Gulden nicht zurückfordern, außerdem 10000 Gulden zahlen, die Herrschaft Taufers, die pfandbrieflich im Jahre 1456 vom Herzog an den Cardinal versetzt worden war, zurückgeben, die Pfandbriefe tilgen und den dem Herzog aus den Händeln erwachsenen Schaden von mehr als 60000 Gulden decken solle. Außerdem sollte der Cardinal sich beim Papste für Aufhebung des Interdicts verwenden, die Priester zur Verwaltung ihres Amts anhalten, die brixener Schlösser, die der Herzog keineswegs für sich in Anspruch nehmen wollte, der Verwaltung des Domcapitels überlassen, damit endlich Friede und Ruhe ins Land komme. — Zwei Tage nach seiner Freilassung reiste der Cardinal nach Rom ab. — Die päpstliche Klagschrift [1]), die vereint mit den andern Actenstücken des

---

[1]) Narrat., Pap. Pii de gestis Sigismundi. Goldast. Mon., VI, p. 1676 sq.

Processes das Material zu dem vorliegenden Berichte gegeben, läßt sich nun noch in gewaltigen Exclamationen gegen den Herzog aus, der am Ostertage, wo Christus den Tod besiegt, so unmenschlich gewesen sei, an einen Cardinal der römischen Kirche seine Hand zu legen; das fordere Strafe. Mit sentimentaler Wehmuth führt sie aus, wie schwer die Strafe dem Papste geworden sei, wenn er der Zeit gedächte, wo er noch als Secretär des Kaisers Wohlthaten von ihm empfangen, dem Hofe nahe gestanden, auch mit Herzog Sigismund verkehrt habe, wie er ihn geliebt mit größter Zärtlichkeit bis zum Mantuanischen Congresse, geliebt um „seines Oheims des Kaisers, seines königlichen Vetters Ladislaus von Ungarn und Böhmen" willen, alle diese Erinnerungen hätten gar mächtig an sein Herz geschlagen und um Gnade gebeten; die Verdienste des österreichischen Hauses seien ihm so groß erschienen, daß sie die Sünde des Einzelnen wol zudeckten. Da aber habe er sich gefragt: „An welchem Platze stehst du? bist du noch Aeneas Sylvius, oder der Papst Pius?" Er habe sich besonnen, daß er Stellvertreter Christi, Nachfolger Petri sei, das Haupt der streitenden Kirche, er habe sich besonnen, daß es seine Pflicht sei, schlechte Pflanzen auszureißen, daß er bedenken müsse, welches gräßliche Verbrechen Sigismund gegen die Kirche begangen, daß er auf diese Weise die Cardinäle, den Papst, Christum selbst nicht verschonen würde; deshalb solle denn gegen Sigismund vorgeschritten werden. Der Kaiser sei gerecht und werde Gerechtigkeit üben, dies sei seine größte Tugend. Durch Abschneiden einer unfruchtbaren Rebe werde der gute Weinstock nicht beschädigt, der Ruhm des Hauses Oesterreich, der die Rudolfe, die Albrechte, die Friedriche, die Leopolde, die Ernste, Wilhelme und andere Fürsten erzeugt, erlösche nicht durch die Schmach des einen. Des Aeacidengeschlechtes Ruhm schwände nicht durch Orestes, der des Julischen Geschlechtes nicht durch Nero, der der Apostelgemeinde nicht durch Judas. Jedes Geschlecht zeuge seine Ungeheuer, seinen Catilina und Cethegus.

Aber bei diesen Declamationen blieb es nicht. Diese Gefangensetzung eines Priesters hatte den Papst bis aufs äußerste aufgebracht. Ein Brief, in dem der Cardinal, trotz seiner Haltung gegen den Herzog, aus seiner Gefangenschaft am 23. April zur Milde und

Vorsicht ermahnte, da um die kirchlichen Censuren sich niemand mehr kümmere, der Papst deshalb am besten thäte, den Herzog von der Excommunication loszusprechen, fruchtete nichts, des Cardinals Ankunft in Rom ebenso wenig. Der Papst wollte zeigen, daß er Ernst mache mit seinem Zorne, und so erließ er aus Mazerata bei Siena, wo er seinen durch Jugendsünden zerrütteten Körper durch das Bad stärken wollte, ein Monitorium [1]), kraft dessen Herzog Sigismund und seine Anhänger den Kirchenstrafen verfielen, wenn sie nicht bis zum 4. August in Rom erschienen und sich verantwortet hätten, und nicht augenblicklich alles dem Cardinal zurückerstatteten, was ihm abgenommen und abgepreßt worden sei; thäten sie es nicht, so sollten sie gebannt, excommunicirt, ihre Güter eingezogen, ihre Häuser zerstört werden, und ihre Kinder und Kindeskinder jeder Wohlthat, die sie vielleicht von der Kirche genössen, verlustig gehen.

Der Papst war, wie gesagt, in größter Wuth, er konnte kaum erwarten, das vielbesprochene Interdict wirklich in Kraft treten zu sehen, wollte den Bischofssitz von Brixen verlegen und hatte noch Aergeres vor. Der Cardinal, des Streites müde und überdrüßig, innerlich gebrochen und muthlos wegen des Erfolgs, suchte, da er zu gut wußte, wie wenig der Herzog der Kirche achtete, den Papst von jenen Gewaltschritten zurückzuhalten und nicht minder die Gegenpartei milder zu stimmen, damit endlich Ruhe werde. So schrieb er vom Castell St.-Johannes in Bologna an Leonard Winecker, einen Vertrauten des Herzogs, derselbe möge mit einem Rechtsgelehrten den Handel betrachten, damit er einsehe, wie strafbar der Herzog sei; außerdem sollten sie die Kirche in Ehren halten, und der Herzog jeden Streit mit Rom meiden, da er sich dem Papste gegenüber zur Einigung verpflichtet. Als Voigt und Schirmherr eines Bisthums zieme ihm, allein für dessen Wohlfahrt zu sorgen. Thäte der Herzog danach, so wolle er, Cusa, seine Absolution betreiben. Schreiben ähnlichen Inhalts erhielten noch die Domherrn Wolfgang Neidlinger und Christian Freiberg; eine milde Gesinnung durchweht sie, ob sie freilich aus Herzensgrunde kam, oder blos auf dem Papier stand, wissen wir nicht. Auch Nikolaus von Cusa hatte als päpstlicher Diplomat

---

[1]) Diese Bulle ist bei Dür, Nikolaus von Cusa, Bd. II, S. 466, zu finden.

Verstellung gelernt, und er sah ein, daß ein fortgesetztes hartes Verfahren des Papstes zu seinem Gunsten seine fernere Stellung in Brixen unhaltbar machen würde. Man klagte auch, daß es ihm mit seinen Versicherungen nicht Ernst sei, klagte ihn der Schuld an den ganzen zerrütteten Verhältnissen an. Er rechtfertigte sich, drang auf Restitution seiner frühern Stellung, als einziges Mittel der Versöhnung, und erkannte schließlich an, daß er alles in die Hände des Papstes gelegt habe; derselbe habe die Erneuerung des Interdicts ohne sein Wissen vorgenommen u. s. w.

Er erweckte damit nicht mehr Vertrauen, man kannte seine Art schon; das Capitel trat ganz auf die Seite des Herzogs, dieser hatte das päpstliche Monitorium verachtet, hätte nicht versucht, sich zu verantworten, war mistrauisch darüber, ob der Cardinal nicht vielleicht erst seine Sache verschlimmere und ihn verleumde, und entschloß sich kurz am 14. Juli von dem schlecht unterrichteten an den besser zu unterrichtenden Papst zu appelliren. Diese Appellation [1]) ist im milden Tone verfaßt, sie spricht in schonender Weise von dem Cardinal, gesteht das Vorschreiten des Herzogs zu und wiederholt im Wesentlichen die schon früher erhobenen Klagen: Der Cardinal habe des Herzogs Lehen an andere vergeben, habe Hülfe von Außen gegen den Herzog gefordert, das Volk gegen ihn aufgeregt, 50 herzogliche Unterthanen erschlagen lassen, die Mörder mit Gnade belohnt, habe die Friedensvorschläge Parceval's von Annenberg abgewiesen, durch Aufrechterhaltung des rechtlich suspendirten Interdicts seitens Calixt's III. den Gottesdienst im Lande aufgehoben; deshalb appellire der Herzog zur Vermeidung größerer Wirren an den besser zu unterrichtenden Papst und bäte, daß es ihm gestattet sei. Der Herzog beauftragte seinen Rath Laurentius Blumenau mit der Ueberbringung dieser Appellation. — Einige Zeit verging, man hörte nichts mehr von ihm, plötzlich kam seine Dienerschaft flüchtig an und meldete, Blumenau sei als Ketzer und als nicht gehörig accreditirt in Siena festgesetzt worden und habe dann einen Fluchtversuch gemacht; ob er entronnen sei, oder nicht, wüßten sie nicht. Neue Bestürzung, neue Erbitterung ergriff

---

[1]) Appellatio prima insinuata per. doct. Laurentium papae Pii II. ante sententiam declaratoriam, im Brixener Archiv.

Sigismund, wie das Capitel über diesen Bruch des Völkerrechts. Niemand zweifelte, daß der Cardinal diesen Gewaltstreich gerathen habe. Aber noch nicht genug damit, am 8. August ward die Interdictsbulle abgefertigt, schon am 4. August hatte sie eigentlich publicirt werden sollen; doch hatte der Cardinal einen Aufschub erwirkt. Sie erschien in doppelter Fassung: die eine [1]) wol speciell für die brixener Diöcese, die andere [2]) für die Fürsten und Völker Europas bestimmt. Die eine ist vom 8., die andere vom 15. August aus Siena datirt. Jene erstere, schärfer und leidenschaftlicher in den Ausdrücken, verkündet eine Sonderung der Böcke von den Lämmern, des Unkrauts von dem Weizen, und erklärt den Herzog, der den Cardinal Nikolaus gewaltthätig gegriffen und Ermahnungen wie Verfügungen des Papstes rebellisch verachtet habe, ingleichen seine Anhänger und Räthe, diejenigen, die vom Cardinale abgefallen, besonders die Bürger von Bruneck, für Majestätsverbrecher, für ehrlos, für gebannt und excommunicirt, ihrer Stellen, Ehren und Güter verlustig; niemand solle ihnen glauben, jeder Verkehr mit ihnen abgebrochen werden. Die Namen der einzelnen werden sodann genannt, darunter Parceval von Annenberg und Lorenz Blumenau, — Gregor von Heimburg's Name fehlt, ein Beweis, daß er damals noch nicht in diesem Processe thätig gewesen. —

Das andere Schriftstück, umfangreicher und ausgeführter, erzählt in grell aufgetragenen Farben die an dem Cardinal verübte Gewaltthat, deren Schilderung aus den Berichten der vom Papste näherer Information halber abgesandten Bischöfe von Attrebate und Torcelli entnommen ist, rechtfertigt sein Verhalten Lorenz Blumenau gegenüber, der sich nicht gehörig legitimirt und ihn nur habe verspotten wollen, die Excommunication des Herzogs, der selbst auf dem hinausgeschobenen Termine nicht erschienen sei, obschon das Monitorium vom 19. Mai an allen Thüren zu lesen gewesen; erklärt den Bann mit allen Schrecknissen, darin selbst das Salz den Excommunicirten verweigert wurde, und fügt noch hinzu, daß alle Bedingungen, unter denen der Cardinal aus Bruneck freigelassen, wie

---

[1]) Bei Dür, Nikol. von Cusa, Bd. II, als 4. Beilage, S. 470 fg.
[2]) Goldast. Monarch., II, p. 1583 sq.

die Ueberlieferung des Schlosses Taufers, die 10000 Gulden, die er bezahlen, die 3000 Gulden, die er als bezahlt betrachten solle, die Uebergabe aller Schlösser der brixener Diöcese an das Capitel null und nichtig seien, der Cardinal nicht gehalten sei, dieselben zu beobachten, daß binnen zwei Monaten alles restituirt werden müsse. Die Domherrn sollten, wenn sie nicht binnen zwei Monaten die dem Bischof abgenommenen Papiere zurückgegeben, das ganze Capitel im Sinne desselben wiederhergestellt und alle Besitzungen dem Cardinal zurückerstattet hätten, aller Würden, aller Präbenden und Canonicate verlustig gehen. Ausgenommen von der Excommunication war nur Sigismund's Gattin Eleonore, zugleich wurde dem Kaiser und Erzherzog Albrecht angekündigt, daß ihnen aus dem allen kein Schaden erwachsen solle.

Der Papst erwartete, daß dieser Bannstrahl alle Mächte der Christenheit entzünden solle, Sigismund's Auftreten Rom gegenüber zu züchtigen. Aber er hatte sich in ihnen getäuscht, keine Hand rührte sich, nur der Herzog von Mailand und die Schweizer erhoben sich auf seine Bemühungen [1]), letztere machten einen räuberischen Einfall in Tyrol, den der Papst als Gottesurtheil pries, der aber nur Folge ihres Hasses gegen das Haus Oesterreich war. Er forderte, als seine Bulle nichts half, in einem leidenschaftlichen Briefe vom 17. August nachträglich den Herzog von Venedig auf, Sigismund entgegenzutreten, wenn derselbe etwa Bruneck angreifen sollte, nicht minder den Kaiser am 9. September, der sich wol seiner Gerechtigkeitsliebe und Frömmigkeit rühmte, aber nichts für dieselbe that; ferner den Grafen von Görz, den Herzog Ludwig von Baiern, den Markgrafen von Brandenburg, die Stadt Nürnberg; aber alles umsonst. Ja selbst die Geistlichkeit regte sich nicht. Der Erzbischof von Salzburg, dessen Suffragan der Cardinal war, schwieg und hatte schon damals bei der Gefangennehmung des Cardinals keinen Schritt für denselben gethan, was Papst und Cardinal sehr beleidigte. Der Bischof von Trient trug seine Zuneigung für den Herzog, seinen Widerwillen gegen den Cardinal offen zur Schau und äußerte, daß er das Interdict gar nicht in Vollzug setzen wolle. Und es ist dies kein Wunder,

---

1) Gerh. Roo l. VII, p. 116.

da der Papst am 15. August 1460 einen besondern Erlaß an die Officialen der brixener Kirche gerichtet hatte, daß binnen einem Monat die ganze Kirchenverwaltung mit allem Zubehör an den Papst kommen, und schwere Strafe die treffen sollte, die binnen zwei Monaten ihm die Angelegenheiten der Diöcese nicht übergeben hätten. Jede Vollmacht durch den Cardinal, seine Commissare und Officialen ertheilt, wurde darin aufgehoben, ebenso die Erlaubniß die fremde Priester hatten, die Messe zu lesen. Dieser grobe Eingriff in die kirchliche Freiheit erbitterte natürlich die Kirchenfürsten gegen den Papst aufs äußerste. Derselbe wurde immer zorniger, hörte auf keine Stimme der Vernunft und wies jeden Vermittelungsvorschlag von der Hand. — Dieser Leidenschaftlichkeit gegenüber war es, daß der Herzog sich mit Mäßigung und Energie benahm, er hatte von dem Erlasse des Papstes bereits Kunde erhalten, und schnell befahl er eine neue Appellation zu verfassen[1]), die mit dem Gedanken anhebend, daß das Tribunal des ewigen Richters den nicht für schuldig halte, den menschliches Urtheil verdamme, da es sich auf ewige Wahrheit stütze, während das menschliche durch Verleumdung, durch Irrthum und Schwäche, durch Gunst und Bestechung getrübt sei, u. s. w. fortfährt, den Sachverhalt den Fürsten und Völkern Europas klar und bündig darzulegen, des Herzogs erbliche Rechte auf die Advocatie des Bisthums zu erwähnen, die anzuerkennen der Cardinal bei seinem Antritte beschworen und contractlich die bischöflichen und die dem Stifte gehörigen Schlösser seinem Schutze übergeben hätte. Sie berührt die Pönaledicte Calixt's III., die Appellation an den besser zu unterrichtenden Papst, die der Herzog dagegen eingereicht, die Streitigkeiten, die außer den Competenzconflicten in Kirchenangelegenheiten durch des Cardinals Schuld entstanden seien über Salinen, Bergwerke u. s. w., die vergeblichen Einigungsversuche in Mantua, des Cardinals Zurückweisen eines Compromisses, sein Unterhandeln mit dem Executionsheere des Kaisers, seine verdächtigen Rüstungen, seinen gesteigerten Trotz, seine ungerechtfertigten Beschuldigungen, daß man ihm nach dem Leben trachte, während er doch im Kloster Wilten nahe der herzoglichen Residenz den Gottesdienst ungestört ver-

[1]) Goldast. Monarch., II, p. 1587 sq.

waltet habe; sodann kommt sie auf die Gesandtschaft des Parceval von Annenberg zu reden, den der Cardinal mit seinem Vorschlage eines zweijährigen Friedens hart abgewiesen und auf die Truppen des Van von Witawitz sich gestützt habe, mit denen er nicht nur ein, sondern viele Thäler zu füllen im Stande sei. Schließlich sei, besonders durch diese hochverrätherischen Reden, die Volkswuth bis zu einer Höhe gestiegen, daß das Leben des Cardinals nicht mehr sicher gewesen, und so habe ihn der Herzog festgenommen, um ihn besser schützen zu können. Da habe der Cardinal um Friede gebeten, und er sei geschlossen worden; der Cardinal habe alles bischöfliche Gut in Sigismund's Hände gelegt, und dieser es der Verwaltung des Capitels übergeben, mit der Bedingung, populäre und friedliebende Administratoren zu ernennen, daß endlich Ruhe ins Land käme. Das Schloß Taufers, das er dem Bisthum früher verpfändet, und eine Geldsumme habe er als Schadenersatz erhalten. Dies alles habe der Cardinal gewährt und ratificirt. Alles habe gut geschienen.

Da sei das Pönalmonitorium vom 19. Mai gekommen, durch das Pius befohlen hätte, alles wieder in alter Weise zu restituiren. Der Herzog habe darauf seinen Rath Lorenz Blumenau abgesendet, der Papst ihn nicht gehört und als Ketzer festgenommen; über seine Schicksale seien sie noch im Unklaren und wüßten nicht, ob er frei, oder noch eingekerkert sei. „So viel ist gewiß", fährt die Schrift fort, „daß jede Hoffnung, Gerechtigkeit vom heiligen Vater zu erlangen, uns abgeschnitten ist, deshalb können wir nicht an den besser zu unterrichtenden Papst appelliren, dessen Ohren verstopft und dessen Herz im willkürlichen Zorne entbrannt ist, und so wenden wir uns an den künftigen römischen Papst, der von Rechts wegen über die Thaten seiner Vorgänger zu erkennen hat, desgleichen an ein anzuordnendes, oder vielleicht schon angeordnetes allgemeines Concil, das in Gemäßheit der zu Basel erneuerten und sanctionirten Beschlüsse des Concils von Constanz von Zeit zu Zeit gehalten werden soll. Damit aber niemand glaube, daß wir durch diese Appellation einer rechtlichen Entscheidung zu entgehen versuchten, so erklären wir hiermit ausdrücklich, dem Verlaufe des natürlichen Rechts in keiner Weise ausweichen zu wollen. Vor allem sind wir bereit, wenn unser heiligster Vater unsere Sache, in der er sich

notorisch verdächtig gezeigt hat, einem nicht verdächtigen Richter übertragen wollte, dem Urtheile desselben uns zu unterwerfen. Auf diese Weise wird das Ansehen des apostolischen Stuhls ungeschwächt erhalten, denn unbeschadet seiner Würde wird blos der persönliche Verdacht beseitigt und alsdann die Sache entschieden. Sollte hingegen Seine Heiligkeit sich keines Verdachtes schuldig glauben, so sind wir betreffs dieser Differenz zu einem Compromißgerichte bereit, wie solches das canonische Recht uns vorschreibt. Aber auch dem Cardinal gegenüber erbieten wir uns zu demselben Verfahren, damit niemand glaube, wir wollen den Handel nur von uns wegschieben. Selbst an den gegenwärtigen Papst wollen wir appelliren, wenn er uns unverdächtige Personen herbeiziehen will, um nach deren Rath die Sache zu behandeln. Wir entziehen uns seinem Urtheilsspruche auch nicht, wenn er auf einem allgemeinen Concile den Vorsitz führt. Uebrigens werden wir alle Mittel und Wege ergreifen, womit wir uns Sicherheit über den Fortgang des Processes verschaffen können. Und wird uns alles verweigert, so appelliren wir an die gesammte Herde unsers Herrn Jesu Christi, an alle, die Unterdrückte bemitleiden, die Gerechtigkeit lieben, an alle Freunde des Rechts und der Unschuld, und bitten, für unsere Anhänger und Untergebene das Recht zu handhaben: wir wollen uns ihrem Urtheile gern unterziehen. Und wird uns auch das verweigert, so bezeugen wir es beim Richterstuhle Gottes, daß wir nicht das Recht mit Füßen getreten haben, daß wir selbst die Unterdrückten sind."

Diese Appellation, im Namen des Herzogs verfaßt, vom Notar Martin Marquart signirt, war am 13. August, also vier Tage nach der Excommunicationsbulle schon vollendet und ist von Innsbruck aus datirt. Als Zeuge steht Gregor von Heimburg unterschrieben.

Es war ein kühner Schritt, den der Herzog unternahm, denn die Appellation vom Papste an das allgemeine Concil war, wie wir uns erinnern, durch ein besonderes Decret des Papstes auf dem Mantuaner Congreß verboten worden; er wagte ihn. Aber doch wollte er noch den Weg der Güte vorher versuchen, vielleicht den Papst zu milderen Maßregeln zu bewegen. Er wählte dazu einen Mann, der vielleicht zur friedlichen Begegnung nicht der geeignetste war — Gregor von Heimburg.

Gregor von Heimburg, der nun als Hauptperson in diesen Handel eintritt, war nach dem Congreß zu Mantua in Erzherzog Albrecht's Dienste zurückgekehrt und daselbst geblieben. Der Erzherzog hatte die Spannung zwischen dem Papste und seinem Vetter doch mit Besorgniß angesehen und, als der Papst seine Excommunicationsbulle am 9. August erlassen, Vermittelungsvorschläge gemacht, die Pius damals schroff zurückwies. In dieser Angelegenheit hatte er Gregor von Heimburg zu Sigismund geschickt [1]), das Friedenswerk zu betreiben. Aber was Gregor da erfuhr, stimmte seine heißfühlende Natur nicht gerade friedlich. Des Cardinals zänkisches, intriguantes Wesen, dessen Einfluß man am Hofe von Innsbruck allgemein die Verhängung des Interdicts zuschob, das Interdict selbst, das schwer auf dem Lande drückte, und vor allem der Gewaltstreich gegen Lorenz Blumenau, dessen Dienerschaft, die selbst den Nachstellungen des Papstes heimlich entronnen gerade bei seiner Anwesenheit eintraf, nichts berichten konnte von dem Schicksale ihres Herrn, erbitterten alle Gemüther und das Gregor's nicht zum mindesten. Gern übernahm er den Auftrag, den ihm Herzog Sigismund zugedacht, nach Rom zu gehen, als alter Freund Pius' II. mit ihm zu unterhandeln, die Appellation, die ihm fälschlich als Eigenthum beigelegt wird, während der trockene, geschäftsmäßige Styl derselben merklich von der feurigen, oft allzu bilder- und wendungsreichen Schreibweise Heimburg'scher Schriften absticht und auch die Erwähnung Heimburg's als Zeugen seine Autorschaft aufzuheben scheint, ward ihm mitgegeben, mit der Weisung, wenn er auf friedlichem Wege nichts erreiche, so solle er sie publiciren.

In dieser Weise instruirt zog Gregor nach Rom, wo der Papst sich jetzt aufhielt. Was sie da verhandelt, wissen wir nicht; zu viel hatte sich zwischen die beiden frühern Freunde gedrängt, als daß ein unbefangener Verkehr möglich gewesen. Manches mochte außerdem zur Sprache kommen, was sie erbitterte. Die Verschiedenheit ihrer kirchlichen Anschauungen, dereinst in so schöner Uebereinstimmung sich bewegend, war jetzt zu grell hervorgetreten, genug, sie gingen voll

---

[1]) Apolog. contr. Lael. Goldast. Monarch., II, p. 1605, 20 sq. Ibid., I, p. 1591. Düx, Nik. v. Cusa, Bd. 2, S. 204 u. 208.

Grimm und Feindschaft auseinander; die Absolution des Herzogs war nicht ausgewirkt. Gregor von Heimburg reiste von Rom ab; in Florenz und allen bedeutenden Städten, die er durchreiste, schlug er seiner Instruction gemäß an die Kirchthüren die herzogliche Appellation an das allgemeine Concil an. Alle Welt sollte wissen, was geschehen, und was der Herzog dem Papste zu bieten gewagt, wieder aufflammen die alten freien Gedanken, die mit dem Sinken des Concils nach und nach verkümmert waren.

Aber nicht lange war Gregor zurückgekehrt nach Innsbruck, als ihn die Folgen seines kühnen Thuns trafen, als ein päpstlicher Brief an den Nürnberger Rath eintraf, in dem Papst Pius II., der von Gottes eingeborenem Sohne als Haupt des Reiches Gottes eingesetzte Nachfolger Petri, von diesem mit der Gewalt zu binden und zu lösen bekleidet, sich das Recht zuschrieb, giftgeschwollene Uebertreter aus der Kirche zu scheiden als Zöllner und Sünder. Denn wie solle sonst das Ansehen der Kirche bestehen.[1]) „Da nun gegen dieses unerschütterliche Fundament der Kirche eine Ketzerei sich zu erheben begonnen, die gleich dem Wolf im Schafskleide unter der Form einer Appellation das Ansehen der Kirche zu zerstören suche, und freche Verleumder der Gerechtigkeit durch dieselben zu entgehen suchen, so verdammen wir", fährt das Breve fort, „dergleichen vom teuflischen Sinne zur Entnervung und Zerstörung der katholischen Kirche unternommene Appellationen, die auf dem Mantuanischen Convent verboten worden sind, und verhängen Excommunication über den Appellanten selbst, aber nicht minder über Notare und Zeugen als Ketzer und Majestätsverbrecher. Darüber waren die Bullen schon ausgefertigt und enthalten die Namen. Dessenungeachtet hat ein Sohn des Vaters aller Lüge, des Teufels, mit dem Schmutze und der Gier des Geizes besudelt, Gregor von Heimburg mit Namen, es gewagt, vergangenen August von unserer Sentenz, in der wir über den ruchlosen Heiligthumsschänder Sigismund von Oesterreich die gesetzliche Strafe aussprachen, an ein künftiges Concil eine gottlose, freche, rebellische Appellation zu dictiren, sich als Zeugen zu unterschreiben und dieselbe an die Kirchthüren von Florenz anzuschlagen.

---

[1]) Goldast. Monarch., II, p. 1591. Freher l. l. II, p. 209.

Deshalb gilt dieser übermüthige, strudelköpfige Schwätzer, dieser freche und sinnlose Lügner für excommunicirt, fällt den Strafen eines Majestätsverbrechers und Ketzers anheim und soll aller seiner Ehren und Güter beraubt werden. Um Eurer Frömmigkeit willen ermahne ich Euch, diesen Verpesteten als Excommunicirten zu betrachten, jede Berührung mit ihm zu meiden, ihn aus Stadt und Weichbild zu stoßen, seine Güter, bewegliche und unbewegliche, dem Fiscus zuzuwenden, kurz ihn als Ketzer nach canonischem Rechte zu behandeln. So werdet Ihr Euch als gute Christen und Gott wohlgefällige Bürger zeigen. Uns wird Eure Ergebenheit um so höher gelten, je mehr wir wissen, wie viel Gott daran liegt, wie nothwendig es der Kirche ist, daß dieser pesterfüllte Gottesverächter aus jeder christlichen Gemeinschaft gejagt werde. Laßt uns wissen, was Ihr gethan. Gegeben zu Rom am 18. October 1460."

Die Appellation an das Concil hatte das Maß des päpstlichen Zorns zum Ueberlaufen gebracht, und Gregor, der nicht einmal der Verfasser derselben war, sich nur als Zeuge unterschrieben, sie nur befürwortet und überbracht hatte, mußte die ganze Wucht des beleidigten päpstlichen Zorns empfinden. — Was aber bewirkte diese That des Papstes auf Gregor von Heimburg?

Er sah das ganze Ereigniß ziemlich ruhig an, vermachte sein liegendes Gut seiner Frau, und verleugnete auch hier nicht jenen tollkühnen Feuergeist, den wir an ihm schon kennen. Ein Ausfluß desselben sind die Glossen, die er zu dem Schreiben des Papstes machte [1]), und deren einige wir hier anführen wollen.

So schreibt er zu den Worten des päpstlichen Breves: Petrum apostolorum principem ejusque legitimos successores ... non sacrilegos, avaros et amatores bastardorum.

Zu vicario parere contemnunt ... dicit Gregorius: Nolite obedire Praelatis, ut eorum foedera approbetis.

Zu Supra Christi vicarium esse aut reperiri nequit ... Haec est haeresis in sacro Concilio Constantiensi et Basileensi reprobata, tunc quando erat indubitatum.

Zu Natus Gregorius de Heimburg ... Probe et legitime

---

[1]) Goldast. l. l. II, p. 1592. Freher l. l. II, p. 210.

natus qui non fovet adulterina conjugia, sicut Papa facit, qui fovet Fernandum bastardum contra heredem legitimum (geht auf die Vertheidigung Ferdinand's von Arragonien auf dem Congreß zu Mantua).

Zu Avaritiae contaminatus illuvie ... parum recepi pro patrocinio justitiae: Sed Papa plurimum recepit pro fomento bastardiae, et nondum contentus quaerit talliam sub colore Turchino.

Zu Impium Sigismundum ... Magnificum, qui ausus fuerit, corripere factiones improbas Cardinalis.

Zu Ob notorium sacrilegium ... Ob magnificum et animosum factum.

Zu seditiosam denique appellationem ... O, quantum times, miserrime Papa, qui non audes in publicum prodire, ne cognoscatur temeritas tua.

Zu et quia loquax ille ... Quis te .. loquacior, qui tribus horis loquacitatem tuam protelasti pro bastardo Arragoniae arrogantissime.

Zu Laesae majestatis ... laesae majestatis papalis.

Zu fisco vestro applicetis .... Ita si vultis perdere mercantias vestras. Etc.

Das war der Eindruck, den das päpstliche Schreiben auf ihn machte, und der Bann erfüllte ihn nicht mit Scrupel und Gewissensangst, aber er schürte alle Flammen seiner Leidenschaft, seiner Entrüstung über dies Verfahren seines ehemaligen Freundes zu einer vernichtenden Antwort. Der Rath von Nürnberg kümmerte sich um das päpstliche Schreiben nicht. Der Papst hatte nicht berechnet, daß Waffen, die vor einigen hundert Jahren noch wirksam waren, sich abgestumpft und in ihrer zuversichtlichen leidenschaftlichen Führung längst antiquirt und lächerlich geworden waren. Gregor gab den Wurf zurück in einer Appellation, die im Januar des folgenden Jahres erschien.[1] Sie eröffnet eine Anzahl von Schriften in seinem eigenen und seines Herrn Interesse, die von dem vorliegenden Falle ausgehend, sich zu umfassenden Beleuchtungen und Bekämpfungen

[1]) Goldast. Monarch., II, p. 1592—95.

des Papstthums steigerten, in der Art der früher erwähnten „Confutatio Primatus Papae“, und somit überaus merkwürdige Denkmale des Geistes, der die edelsten Söhne Deutschlands damals beseelte, für uns sein müssen.

Mit zermalmender Kritik wird jede Einzelheit des päpstlichen Schreibens an die Nürnberger beleuchtet. Ihr Inhalt ist folgender:

„Eine Kraft ohne Ueberlegung stürzt unter ihrer eigenen Wucht zusammen. Eine Kraft, die sich mäßigt, stärkt und verdoppelt Gott. Papst Pius soll in einem nicht von Zeugen unterschriebenen, sondern mit dem Fischerring versehenen Siegel Gregor von Heimburg, den er niemals citirt, excommunicirt haben, und zwar gegen Gottes Gesetz, denn dieser sandte, ehe er den ersten Sünder Adam verdammte, die Frage voraus: Adam, wo bist du? ebenso frug er Cain, der noch vom Bruderblute triefte: wo ist Abel, dein Bruder? Auch ehe er die Sodomiter mit Schwefel verbrannte, sagte er: «Ich will gehen und sehen, ob sich das Geschrei, das von ihnen ausgeht, in der That bewährt.» Papst Pius aber, allein auf die rohe Gewalt gestützt und jede Ueberlegung vernachlässigend, hat weiter keinen Grund als den, den ich zu hören bitte: Unser Heiland setzte Petrus als der Apostel ersten zur Leitung der Kirche ein.

„Wer weiß nicht, daß allen Aposteln von Jesu geheißen ist, in alle Welt zu gehen, den Glauben, die Taufe und das Heil zu predigen? Wer weiß nicht, daß ihnen allen verheißen worden sei, was sie gebunden hätten auf Erden, solle auch im Himmel gebunden sein, was sie lösten, gelöst sein, und daß nur das eine dem Kephas besonders gesagt worden ist: «Und ich will dir des Himmelreichs Schlüssel geben u. s. w.» Hieronymus meint, es sei geschehen, die Gelegenheit zum Schisma wegzuräumen, und Ambrosius in seinem «Pastorale» sagt, daß als Petrus die dreimalige Frage des Meisters, ob er ihn liebe, dreimal bejaht, nach dem Zeugnisse Jesu selbst die Schlüssel ihm übergeben wurden, jedoch zugleich auch allen andern Aposteln.

„Es wird ferner berichtet, daß die Apostel nach des Herrn Himmelfahrt zusammengekommen seien, Petrus als den trefflichsten berufen und auf die Cathedra Antiochiens gesetzt hätten, aber dessenungeachtet hätten sie nicht die der Gesammtheit der Apostel verliehene

Macht vermindert. Deshalb rühmt die katholische Kirche auch bis heute, daß sie durch fortgesetzten Schutz von den Aposteln stets gehütet werde, die der Heiland selbst als Stellvertreter und Hirten eingesetzt habe.

„Dieser Apostelgesammtheit rechtmäßige Nachfolger sind nun ohne Zweifel die allgemeinen Concile, Bollwerke des christlichen Glaubens, die die Handlungen der Päpste zeitgemäß durch die heilsamsten Grundsätze bestimmten und ihre Irrthümer gut machten. Ueber sie schrieb jener größte aller Päpste Gregorius: „Wer dieselben zu zerstören sucht, zerstört sich selbst." Aber wozu das? Sicherlich zu erreichen, daß der Aberglaube zerstört werde, indem der fromme Pius, durch des Cardinals von Cusa Ränke geleitet, behauptet, daß das Concil nicht über dem Papste stehe, da er sagt, um mich seiner eigenen Worte zu bedienen: Eine Berufung an ein künftiges Concil, das demnach über dem Stellvertreter Christi stehe, könne nicht stattfinden. Seht also, welche sinnlose Gewaltthat der Papst mir anthun will, denn wenn es feststeht, daß alle Apostel vom Herrn Jesus gesandt sind, da er ihnen sagte: Geht in alle Welt u. s. w. Was ihr binden werdet u. s. w., wenn es ferner feststeht, daß dieselben sich zur Gemeinschaft zusammenschlossen und Kephas selbst in die Aerndte des Herrn sandten, wer zweifelt dann daran, daß die heiligen Concile Christi Stelle vertreten und Nachfolger der Gemeinschaft der Apostel seien? Ist doch der Weltkreis größer und wichtiger als die eine Stadt Rom!

„Der Papst gibt vor, daß diese Angelegenheit auf dem Mantuaner Convente oft und vielfach besprochen worden sei, gleichsam als ob er ein Concil der Aeltesten gehalten, wie heilige Gesetze es bei Reformangelegenheiten gebieten. Aber wahrlich, wenn der Papst als Mantuanischen Congreß diese Zusammenkunft königlicher und fürstlicher Gesandten hier anführt, so ist in demselben darüber nicht einmal ein Gedanke gehegt worden.

„Nun sagt man, Papst Pius habe mit seinen Cardinälen also beschlossen. Warum das? Nur, weil der Papst seine Macht misbrauchen wollte, eine Steuer aufzulegen, um unter der Hülle der Ausrüstung einer kriegerischen Expedition gegen die Türken, die Kräfte Deutschlands von Cöln bis Oesterreich und wiederum von Ungarn

bis zu den Alpen, die Deutschland von Italien trennen, bis aufs Mark auszusaugen. Von da aus kamen allein Gesandte nach Mantua zur Verhandlung. Sie allein schienen dem Papst geeignet, sein Spiel mit ihnen zu treiben, da Holland, Brabant, Geldern und die Nachbarländer, ohne es jene wissen zu lassen, sich widersetzten. Keiner von ihnen war bei unsern Verhandlungen, also wollte er seine Kräfte ganz unberührt von der Meinung derer, deren Geld er verlangte, spielen lassen. Da war der Papst nicht thöricht und verblendet, da er, als ihm selbst das Geld verweigert worden, nach welchem sein Sinn allein stand, in der Meinung, daß seine Majestät beleidigt sei, mit berechnender List weitläufig seine Gewalt auseinandersetzte und des Kaisers Glanz mit reicher Phantasie ausmalte, in dem Glauben, niemand könne oder wage sich ihren Unternehmungen zu widersetzen.

„Aber in Bewunderung seiner Macht — die ausgedehnter ist, als heutigen Tages das Ansehen des römischen Kaisers, das dereinst vom Caucasus über alle Länder und Meere ausgebreitet war, jetzt aber in engen Grenzen eingezwängt ist, — meinte er, daß seinen Bestrebungen in diesen Landstrecken, die das Ansehen des kaiserlichen Namens schmückt, nichts widerstehen könnte, außer vielleicht, wenn eine Vereinigung des ganzen christlichen Erdkreises zusammentrete, jene Vereinigung, die wir das allgemeine Concil genannt haben.

„Diese heiligste Vereinigung aller Christen, dieses Schoßkind der Freiheit, fürchtet der Papst gleich der Pest, und im Glauben, er könne ihr zuvorkommen, verdammt er das Concil in einem nichtssagenden Decrete, ehe es nur ins Leben getreten, und kündigte es in dieser Verdammung vielmehr an. Je eifriger er es verbietet, um so mehr zeigt er, wie sehr er sich davor fürchte. Was durch langes Schweigen fast vergessen war, das alles weckt er durch seine gehässige Verdammung wieder auf, nicht anders, als wenn einer die verborgenen Gewalten des Kalks mit kaltem Wasser löschen will und sie erst dadurch entfesselt.

„Wie viel klüger handelte damals Solon in Athen, der nach Vollendung seiner Gesetzgebung gefragt: Warum er kein Gesetz gegen die Vatermörder erlassen hätte, die doch weit schändlicher seien als Raubmörder, darauf antwortete: Er habe geschwiegen, damit es

nicht schiene, als ob er im Verbote es geboten haben wolle. — Wahrt aber Euern Vortheil, Ihr Geistlichen. Das Concil ist das Asyl Eurer Freiheit, ein Pfeiler Eurer Würde, zerreißt die schwachen Netze und werft die unhaltbaren Schlingen weg, die Ihr in Euern scholastischen Formeln zu schmieden bemüht seid, und Ihr weltlichen Fürsten und Kriegsmänner, des Kampfes wohlerfahren, deren Kunstgriff es ist, die erhabenern, günstigern Positionen vor dem Feinde einzunehmen, wählt diesen bedeutendsten Punkt des allgemeinen Concils, wo Euer Ueberblick freier und kräftiger, und gewaltiger Eure Vertheidigung, sicherer Euer Schutz sein wird. Wird der Papst Euch diese wichtige Stellung vorwegnehmen, so dürfte er den festen Wall zerstören und verschütten, bevor er sich recht erhoben hätte, und Ihr werdet gezwungen sein, ohne Schild und Wehr Euer Leben zu verkaufen um hohen Preis, für den Tribut, der unter der Maske des Türkenzugs einem schändlichen und verbrecherischen Zwecke geweiht sein wird, nämlich der Unterstützung Ferdinand's, des Bastards Alfons', Königs von Aragon, und zwar gegen Siciliens rechtmäßigen Erben, Renatus, und den herrlichen Fürsten Calabriens, Johann, den Schmuck, die Zierde und das Vorbild aller christlichen Ritter und Helden. Deshalb sagt der Papst: Gregor von Heimburg sei ein Teufelssohn, — weil er nicht aus verdammenswerther Brunst, sondern aus gesetzmäßiger Ehe gezeugt ist. Diese haßt der Papst, dieser Gönner aller Bastarde, für die er eine ewig lange, fast drei Stunden dauernde Rede hielt und Mantuas Mauern von dem Ruhme des Bastards Ferdinand erschallen ließ. — Was der Papst über mich weiter hinzufügt: Gregor Heimburg sei habgierig, ein Lügner, ein Strudelkopf, so muß ich sagen, daß wenn er mit wohlwollenden Worten geredet, er auch eine freundliche Antwort erhalten hätte, da er aber mit Schimpfreden streitet, so mag er sich einen andern suchen, der ihm antwortet. Ich gehöre nicht zu jener Schaar, deren Einkommen ihren Verdiensten nicht entspricht, ich habe öfter gerichtliche Geschäfte umsonst geführt, als Honorar dafür genommen, außerdem bin ich von jeher ein größerer Freund der Offenherzigkeit als der Schmeicheleien gewesen, was doch zu Habsucht und Lüge schlecht sich reimt. Aber er selbst soll einst hören, was er gethan welch Leben er geführt, was damals bei Cumä geschah. Doch ich

will mich jetzt beherrschen und zu der Haltlosigkeit jenes Decretes zurückkehren, in welchem den Unterdrückten und Unrechtleidenden verboten wird, an das Concil zu appelliren, das gar nicht bestehe und unmöglich über dem Papste stehen könne.

„Schon früher habe ich nachgewiesen, die Versammlung der Apostel stehe über dem Petrus, und behaupte jetzt, daß wie es freisteht, an den noch unbesetzten apostolischen Stuhl zu appelliren, man auch mit Fug und Recht an ein Concil, das noch nicht zusammenberufen sei, appelliren könne. Denn die Gewalt der Kirche ist unsterblich, wie die Kirche selbst, die jetzt zerstreut, dereinst vereinigt werden muß. Niemand, der die Leiden der Kirche erkennt und einsieht, wird daran zweifeln, daß dies jetzt vor allen Dingen seine Nothwendigkeit beweise, und wenn der Papst ein Theil der Kirche zu sein bekennt, so muß er noch immer bekennen, daß er kleiner als dieselbe sei, wie denn auch die Stadt Rom kleiner ist als der Erdkreis. Indem der Papst das Concil verbietet, thut er nichts anderes, als daß er gegen uns zürnt, daß wir seine grausame Herrschaft nicht stützen, daß wir unsere Mittel, durch unser und unserer Vorfahren Schweiß und Blut errungen, zur Befriedigung seiner Gelüste verweigern, wie jener, der einen von Wunden Genesenen anklagte, daß er sein Leben erhalten und das Geschoß doch empfangen habe. Es ist das das Regiment eines Herrn gegen Sklaven, das der Papst gegen uns ausüben will. Er will Knechtessinn und nicht kindliche Ehrfurcht von uns, für deren Vermögen er gerade nicht willfährig zu sorgen bemüht ist. Jeder, der gesunden Menschenverstand besitzt, muß das begreifen, jeder, dem die Augen nicht zugeklebt sind, muß sehen, wohin des Papstes Bemühungen endlich gehen! — Wenn mich weiter dieser Mann einen Schwätzer nennt, er, der selbst geschwätziger ist, wie jede Elster, so weiß ich nicht, was ich sagen soll. Ich müßte denn mit den Worten des Horaz antworten: «Du kennst dich nicht, oder meinst du, daß einer, den wir nicht kannten, in deiner Person zu uns rede? Wenn du deine Fehler mit triefenden, verkleisterten Augen siehst, warum siehst du anderer Fehler so scharf, wie ein Adler oder die epidaurische Schlange? Daraus kommt es, daß jene auch nach deinen Fehlern spähen.» — Ich gestehe, es gab eine Zeit, wo ich einen gewissen Schwall von Worten mir anzueignen bemüht

war. Niemals aber verachtete ich dabei die Vorschriften bürgerlicher und canonischer Gesetze, die jener, der sich mit dem bloßen Wortgekräusel befaßte, nicht einmal angesehen hat. Ferner, wenn er wirklich einen solchen Fehler bei mir bemerkt, so ist es sehr thöricht, gerade den aufzustechen, von dem er selbst so voll ist. Hier genügt es, die Rechtssentenzen studirt zu haben und was Fleiß und Vernunft Herrliches zu beschaffen vermögen, und was die geheiligten Ueberlieferungen beider Rechte besagen, mit reichgefärbter Rede ausschmücken zu können, in die Zahl derer, die das thun, gestehe ich, zu gehören. Er selbst mag sich zu der Classe derer rechnen, die alles mit Redekraft und Redekünstelei abgethan wähnen. Wenn demnach der Papst mich für excommunicirt erklärt, wer wäre denn verworfener als er, der außer seiner Redegeläufigkeit gar keine Tugend besitzt? Er fügt ferner hinzu: daß ich als Majestätsverbrecher compromittirt sei. Ich meine, daß er für Flöhe und Mücken, oder Maden, die in faulenden Körpern entstehen, sein Gesetz gegen das Concil gegeben habe. Mit seinem Gesetze, das ohne alle Ueberlegung ist, verhält es sich wie mit schwachem Spinngewebe, aus dem sich allerdings ein Floh oder sonst ein schwaches Thierchen, wenn es hinein geräth, nicht herauswinden kann, das aber, wenn ein stärkeres Thier dagegen anrennt, zerreißt und zerflattert, denn ein Netz für Schnepfen und Wachteln gewebt, ist nicht geeignet, Geier und Adler zu fesseln. Möge er seine Reatiner fesseln, und die, welche er in knechtischer Furcht unterdrückt; in mir wird mit Gottes Führung der Freimuth des Diogenes und Cato wohnen bleiben. — Und der Papst hat nicht genug an gewöhnlichen Schimpfreden, er wagt sogar, mich einen Ketzer zu nennen. Wenn er nun unter Ketzerei eine bestimmte Schulansicht oder Lehrmeinung verstehen will, wie Cicero von Cato sagt, dann bin ich ein Ketzer mit meiner Meinung, daß das Concil der christlichen Welt über dem Papste stehe; der Papst aber ist ein Ketzer, da er die andere Ansicht vertritt. Ihr seht, daß ich nicht Allzuschweres gegen den ausspreche, der so alle Vernunft und Mäßigung beiseite geworfen hat und nach Willkür allerlei gegen mich schreiben ließ. — Und mit diesen Schmähungen ist der Papst nicht gesättigt, er befiehlt sogar Confiscation meiner Güter. Ach wenn sie doch so groß wären, daß sie den Gaumen der räuberischen Seelen reizen könnten! Ich werde mit

rechtschaffenen Männern zu thun haben, die meine Vorzüge mit ihren Mitteln belohnten und meine Entscheidungen höher achteten, als die Bereicherung, die sie aus meinem Unglück etwa schöpften. Sie werden auch mehr Ueberlegung üben, als die, auf welche der Papst in seiner Frechheit sich stützt. — Schließlich verspricht der Papst denen, die meine Habe antasten, die Anerkennung aus, daß sie die Pflichten der katholischen Christen gethan. Das würde sehr lächerlich erscheinen, wenn des Papstes Thorheit nicht schon früher Euch bewiesen worden wäre, da er selbst blutschänderische Umarmungen und Laster, der öffentlichen Sittlichkeit aufs äußerste gefährlich, so weitschweifig und geschwätzig zu Mantua predigte.

„Da nun die Spinnweben zerrissen und Knoten und Maschen der schwachen Netze aufgelöst sind, so eile ich, meine Feder auf ein Heilmittel zu richten, das durch Herkommen eingeführt worden, und mit dem sich die Unschuld gegen Frechheit von oben und allzu harte Gesetze schützt. Es steht zuerst fest, daß man überall von einer niedern Instanz zu einer höheren sich wenden kann. Keiner wird so verwahrloster Natur sein, daß er nicht in sich selbst den Versuch gemacht hätte, von der Hinfälligkeit seines sinnlichen Lebens an seine geistige Einsicht sich zu wenden. Und auch wenn einer durch Krankheit oder ein Laster seiner Seele verhindert wird, die Wahrheit zu erkennen, so wird er, wenn seine Seele sich geläutert und zu sich selbst gekommen, an sein von Zorn, von Haß und Vorliebe befreites Herz sich wenden, damit er um so sicherer über zweifelhafte Dinge zu Rathe gehe und seine Kraft durch die Gewichtigkeit der Ueberlegung mäßigen könne. Deshalb lobte man jenes Weib, das vom trunkenen Philipp an den nüchternen appellirte. So sei denn mein erster Punkt, daß ich von dem erzürnten Papste, der gegen mich wüthet, an den besänftigten appellire, und vom Redner der Rostra an den, der die Phrasen abgelegt, die Musenkünste abgethan und zu den geheiligten Gesetzen sich wendet, wo er lernen mag, daß erstens keiner, der nicht verurtheilt ist, seines Eigenthums und seiner Ehre beraubt werden könne, sodann, daß keiner ungehört verurtheilt werden dürfe. Inwiefern dann geschrieben ist, daß der Papst alle richten könne, er selbst aber von niemand gerichtet werden dürfe, — was ich selbst auch für wahr halte, soweit es nämlich sich auf das Vollgewicht des päpstlichen Stuhls und der

päpstlichen Gewalt bezieht, aber keineswegs so, daß einer gezwungen sein solle, vor einem verdächtigen und feindlichgesinnten Richter Ehre und Habe zu vertheidigen —, so wende ich mich an denselben Papst, wenn er sich verbindlich macht, nach Maßgabe der Entscheidung eines rechtschaffenen Mannes zu richten; und das ist der zweite Punkt meiner Appellation. Wenn er aber die Sache einem unverdächtigen Manne lieber übertragen will, so wende ich mich wieder an denselben Papst, oder den, welchen er erwählt, und das setze ich als dritten Punkt meiner Appellation auf, und werde mich einem solchen Gerichte stellen. Kurz, unter dem Bedinge unterwerfe ich mich der päpstlichen Erkenntniß, daß jeder Verdachtsgrund aufgehoben wird; und das ist der vierte Punkt, der jeden Verdacht einer Weigerung aufhebt, den etwa die Frechheit Cusa's mir herausklügeln könnte, auf dessen Antrieb ja dies ganze Verfahren eingeleitet ist. Verachtet der Papst dies alles, was bleibt mir dann übrig, als an die allgemeine Kirche mich zu wenden, wie wir häufig finden, daß vom Senat an das römische Volk appellirt worden ist? Der Papst mag mir nicht einwenden, daß die Kirche nicht versammelt sei, da er es durch seine Ränke bis dahin verhindert und gestört hat. Ich zögere nicht länger und bin ohne Schuld, da es nicht bei mir, sondern bei ihm selbst gestanden hätte, daß es nicht geschehen. Wenn einer einen zum Gerichte Gerufenen mit Gewalt wegstößt, so entfernt er dadurch von dem Geladenen das Odium des hartnäckigen Ungehorsams, aber alle Verbrechen und Laster lädt er auf sich. Der Papst jagte mir Furcht ein, er selbst fällt dem Richterspruche anheim: da er sich durch seine Schmähungen gegen mich als verdächtig erwies, da er es vermied, sich dem Urtheile eines weisen Mannes zu unterwerfen, da er sich geweigert, das Verdächtige zu erhellen, da er es nicht für gut befunden, einen unverdächtigen Richter einzusetzen. Er, der sich weigert, ein allgemeines Concil zu versammeln, gegen ihn werde ich, wenn er gegen mich etwas weiteres unternimmt, auftreten, entweder Punkt für Punkt, oder eines und das andere hervorhebend, wie ich vorher erwähnte, ich verlange ein Zeugniß dieser Angelegenheit und werde selbst seine gerechte Furcht, es zu geben, darthun vor meinen Landesgenossen. Wenn er damit säumt, so werde ich in meiner Klage beharren, wenn es nöthig sein wird, und mir

Gelegenheit gegeben ist, und zwar wie es das öffentliche Rechtsverfahren fordert, mit Anwendung aller Mittel, Sitten und Gesetze."

Dies die Appellation Gregor's, die wir als Probe von Heimburg's Redeweise möglichst in Uebersetzung mitgetheilt haben. Man glaubt ein Jahrhundert später reden zu hören, wenn man die Sprache erwägt, die sich dieser Mann gegen den Stellvertreter Christi herausnahm, und ohne, daß es jemand auffiel.

Der Papst antwortete mit Bannflüchen gegen den Herzog und Gregor von Heimburg, deren Namen er, wie schon früher, als Gebannte von allen Kanzeln verlesen hieß, außerdem beauftragte er den Bischof Lälius von Feltre die Beschuldigungen Gregor's zurückzuweisen und ihn zu widerlegen, der Bischof unterzog sich der schweren Aufgabe und zeigte, daß nicht nur die Deutschen in derben Reden stark waren.

Wann die „Replica Theodori Laelii episcopi Feltrensis, pro Pio Papa II et Sede romana" [1]) geschrieben ist, wissen wir nicht, da die Schrift ohne Datum erschien, doch kann es nicht lange nach der Heimburg'schen Appellation selbst gewesen sein, das zeigt schon der leidenschaftliche, zügellose Ton an, den nur der Aerger über Heimburg's Appellation erzeugen konnte. Die Grundzüge sind folgende:

Der Papst verachte einen so ruchlosen Kläffer wie Gregor und antworte nicht selbst, wenn er es schon könnte, aber er sei wie Christus, der nicht schalt, da er gescholten ward, nicht drohte, da er litt, und der auch ein Betrunkener, ein Besessener, ein Samariter genannt worden sei. Daraus habe er Geduld geschöpft, außerdem aber Gregor, „diesen albernsten, verworfensten Menschen, der in schmuzigen und schweinischen Lüsten zerfließt und wie ein Vieh bei seiner Wollust und seinem Fressen schwitzt", keiner Antwort für würdig erachtet, nach dem Grundsatze des Weisen: „Antworte dem Thoren nicht nach seiner Thorheit, daß du ihm nicht etwa ähnlich scheinst."

Lange habe Lälius geschwankt, ob er antworten solle, er habe es endlich gethan, damit es nicht schiene, als ob die Beschuldigungen Gregor's den Papst so getroffen hätten, daß er nicht zu antworten wage; hätten sich doch auch die Päpste Gelasius und Nikolaus wegen

---

1) Goldast. Monarchia, II, p. 1595—1604. Freher, II, 214—228.

der Verdammung der Bischöfe Photius und Achatius gerechtfertigt. Er thue es, und zwar in des Papstes Auftrage, der sonst zu dieser Widerlegung am geeignetsten gewesen sei, jedoch nicht wieder schimpfen wolle, hauptsächlich weil die Ketzereien, die in Gregor's Schriften verborgen, die er vielleicht auch sonst verbreiten würde, in schwachen Gemüthern Schaden stiften könnten. Er, Lälius, werde bei seiner Widerlegung weniger auf Glanz der Rede, als auf Wahrheit ausgehen.

Zuerst sucht Lälius Gregor auf seinem eigenen Felde zu schlagen, und fragt, wie ein Rechtsgelehrter nicht aus den canonischen Gesetzen wisse, daß man gegen den Papst, den Fürsten der Kirche, nicht nach Belieben polemisiren dürfe; daß es Ketzerei sei, denselben zu schmähen, die weder ein Macedonius, noch Eutyches, noch Cölestin, Pelagius und Makarius, die doch Erzketzer gewesen seien, begangen, während Dioskorus, der es gewagt, vom Concil selbst verdammt worden sei. Wie er nicht gedenken könne des Spruchs: „Wer aber ärgert dieser geringsten einen, die an mich glauben, dem wäre besser, daß ein Mühlstein an seinen Hals gehängt und er ins Meer versenkt würde, wo es am tiefsten ist", und nicht dabei bedächte, daß wenn der Beleidiger des geringsten Gläubigen so bestraft werden solle, wie große Strafe dem zu Theil werden müßte, der die ganze Kirche lästere und ihr Haupt Ketzer, Schwätzer, Rasender u. s. w. nenne. Freilich, ein unflätiger Mensch könne nur unflätig reden. Gregor aber müsse doch wenigstens wissen, welche Strafe auf der Schmähung gegen einen weltlichen Fürsten stehe. Er habe doch auch gehört von jenem Worte, das bei der Bischofsweihe gesprochen würde: „Wer dich verdammt, der soll verdammt sein, wer dich segnet, soll gesegnet sein!" Und wenn ihm das nicht genüge, so solle er hören, wie Paulus, als er auf Befehl des Hohenpriesters unschuldig gegeißelt, den göttlichen Zorn auf den Priester herabflehte, und die Umstehenden ihn frugen: „Du lästerst den Hohenpriester?" sich entschuldigt habe: „Ich wußte nicht, daß es der Hohepriester war." Denn es steht geschrieben: „Du sollst deinen Obersten nicht schmähen." Christus selbst habe sich nicht nur den guten, nein auch den schlechten und unwürdigen Hohenpriestern unterworfen; er habe, als ihm einer einen Schlag gegeben, mit der Frage: „So antwortest du dem Hohenpriester?" den Hohenpriester nicht geschmäht, sondern

seine Unschuld nur deutlicher versichert. Er habe Ehrfurcht gegen gute und schlechte Priester bezeigt und geheißen. So habe Christus gethan, Gregor dagegen eine Schmähschrift auf den Papst nicht nur geschrieben, sondern an alle Welt ausgetheilt. Die Civilgesetze verurtheilten den, der ein Pasquill auf einen andern schriebe, und dennoch wage Gregor, sich auf dieselben zu berufen. Er, der gegen den obersten Priester, den Fürsten der Kirche, den Hirten seiner Seele mit vatermörderischer Wuth verfahren, mit Schimpfreden ihn zerrissen, mit Lästerungen zerfleischt, mit der Zunge ermordet, wie ein Kehlabschneider ihn durchbohrt und entgurgelt habe! Gregor sei ein Mörder, nach jenem Canon von einer dreifachen Art des Mords, wovon die Schmähung als furchtbarste gelte. Aaron's Schwester, Maria, die gegen Moses gemurrt, sei vom Aussatz betroffen worden, und Gregor habe gegen einen größeren gemurrt. Auch Ozias sei mit Aussatz bestraft worden, nicht mindere Strafe habe die bethlehemitischen Kinder wegen Verlachung des Propheten getroffen, und Gregor habe den gelästert, der alle diese Würden und Gaben nach den Worten des heiligen Bernhard in sich vereine. Der Brief des Clemens, der von andern auch dem Petrus zugeschrieben werde, enthalte eine Ermahnung des Petrus an alle Gläubigen, seinen Nachfolger Clemens, der jetzt ihr geistliches Oberhaupt sei, zu verehren und ihm zu gehorchen, und spreche dem, der ihn beleidige, als Sünder gegen Christus, das Himmelreich und das ewige Leben ab. Das hätte doch Gregor aus der Geschichte des canonischen Rechts wissen sollen.

Aber nicht nur gegen den Papst, auch gegen den Kaiser habe Gregor Lästerungen ausgestoßen und habe ihn einen Feigling genannt, das Cardinalscollegium unüberlegt und kopflos gescholten, und besonders den unvergleichlichen Cardinal St.-Petri ad vincula Nikolaus von Cusa mit Schmach besudelt, ihn der Frechheit und der Ränkesucht geziehen. Man könne hier des Herrn Wort anwenden: „Du bist erfüllt mit fleischlichem Sinne, erkennst kein Höheres auf Erden an, und meinst die von Gott geordneten Gewalten ungestraft schmähen zu dürfen."

Die Replik geht nun auf das Einzelne ein. Gregor habe geklagt, daß er gegen göttliches und menschliches Recht, ohne geladen zu sein, verurtheilt worden wäre. Dagegen habe er die Beispiele Adam's, Kain's, der Sodomiter angeführt, die der Herr erst ge-

warnt und ihr Verbrechen durchforscht habe, ehe er sie bestraft. Aber Moses habe doch das abgöttische Volk, ohne vorhergehende Anklage oder Untersuchung, wegen ihres Götzendienstes bestraft. Elias habe auch keinen Gerichtshof berufen, als er die Baalspriester niedergehauen, er habe nicht minder die Gesandten des Königs Ochozias durch himmlisches Feuer verbrennen lassen, ebenso Eleazar. Im Neuen Testamente habe Petrus Ananias und Sapphira augenblicklich dem Tode geweiht, ebenso Paulus den Magier Elymas [1]) mit Blindheit geschlagen; er habe in seiner Abwesenheit einen Corinther excommunicirt, ohne Richterversammlung, ohne Gerichtsverhandlung. Sollten die Propheten und Apostel unüberlegt gehandelt haben, sollten sie, die von ihm zu Zeugen berufen waren, dem Heiligen Geiste widersprochen haben? Und wenn diese Gerichte Gottes gerecht wären, so müßten auch die, die der Papst verhängt habe, zur Förderung der Kirche dienen.

So lehre das canonische Recht, damit seien die Gesetzbücher angefüllt, und Gregor stelle sich nur, als ob er es nicht wisse.

Zu seiner Verurtheilung, auch ohne vorhergehende Ladung, genüge eine Bemerkung des Ambrosius zur Verurtheilung des Corinthers von seiten des Paulus, wo er sage, daß Christus Judas nicht ohne weiteres verdammt und von sich gestoßen habe, aber deshalb, weil sein Verbrechen ein heimliches gewesen sei. Paulus aber habe den Corinther [2]) gekannt und alle hätten gewußt, daß er in Blutschande gelebt, so hätte es keines Zeugen bedurft. So sei auch Gregor's Verbrechen allen bekannt, da er Sigismund unterstützt und eine schändliche Appellation überall in Städten und Dörfern, an Straßen und Plätzen veröffentlicht hätte, und nun zeige er sich als elenden Juristen, der weder bürgerliches noch canonisches Recht, und wären es auch die geringsten Anfänge, kenne. Es sei unter alten und neuen Juristen lange darüber verhandelt worden, ob in einer notorisch bekannten Frage eine Citation des Betreffenden nöthig sei. Da hätten sie zwischen dem rechtlich Notorischen und Erwiesenen und dem factisch Notorischen unterschieden. Darin aber seien sie einig gewesen, daß wenn etwas

---

[1]) Clinias, wie wir bei Goldast und Freher finden, kann nur ein Schreibfehler sein.

[2]) 1 Cor. 5, 3 fg.

so klar und erwiesen sei, daß zur Herstellung des Beweises keine Untersuchung nöthig schiene, eine Zögerung es nicht verbergen, eine Vertheidigung es nicht umstoßen könne, der Beschuldigte als überführt zu erachten sei und es keiner weitern Citation bedürfe. Und ferner stehe das fest, daß wenn vor den Augen des Richters gefehlt worden sei, der Richter sofort strafen könne, ohne vorgängige Ladung und Untersuchung. Bei Gregor stimme beides zusammen, da er nicht nur gegen das Gebot appellirt, sondern in Gegenwart des Richters selbst es gethan, da er an dessen Palast, an Kirchen und Hallen die Exemplare der Appellation habe anschlagen lassen.

Außerdem sei doch ein Unterschied zwischen einem Fürsten und einem Privatmanne. Das Gesetz binde diesen, während jener darüber stehe, deshalb sei der Spruch des Papstes gültig, habe er citirt, oder nicht: so sei das Urtheil der bewährtesten Rechtslehrer, die in Schule und Gerichtshöfen das größte Ansehen genössen. Das Ansehen des Fürsten hebe das Beobachten der Gesetze auf. So habe Innocenz III. die Wahl Philipp's zum Kaiser, des Nachkommen jenes Kirchenverräthers Heinrich, wenn er auch nicht citirt worden, wegen notorischen Abfalls abgewiesen; Innocenz IV. die Kleriker bestraft, die Friedrich II. angehangen. Clemens IV. habe in gleicher Weise die Mörder des Bischofs Sylvanus und die Anhänger des Conradin mit Bann und Acht heimgesucht, und Beispiele davon seien noch unzählige, darob Gregor aufschreien und sie Schmeichelei gegen den Papst nennen würde.

Hier zeige sich Gregor's Unwissenheit recht deutlich, es sei ein Unterschied, auf Verurtheilung hin ein Verbrechen zu untersuchen, oder zu erklären, daß einer der gesetzlichen Strafe verfallen sei. In diesem Falle sei keine Ladung nöthig, denn der Richter vollstrecke nur den vom Gesetz geheißenen Spruch. So verhalte es sich auch mit der Excommunication. Das lehrten alle Rechtsgelehrten; entweder sei Heimburg darum ein Ignorant, oder ein böswilliger Verleumder. Die Appellation von einer kirchlichen Censur an ein zukünftiges Concil sei mit der Strafe des Bannes belegt worden. Gregor habe appellirt, so falle er der gesetzlichen Strafe anheim. Dagegen werde er nichts thun können, trotz seiner lästerlichen Frechheit, in der er sich seiner Thaten sogar mit vollen Backen gerühmt. Er werde ohne Gerichtsordnung verurtheilt als notorischer Ver-

brecher, nicht nach Menschenwillkür und durch Menschenhand, sondern nach dem Gesetze und durch das Gesetz.

Die Schrift kommt nun zu den Ansichten Gregor's über das Concil, über die Gleichberechtigung aller Apostel, über den Irrthum, dem Petrus ein Principat über die andern zuzuerkennen, den Heimburg durch das Pastorale des Ambrosius widerlegen wollte. Lälius macht sich lustig über diesen Wahnsinn, wie er es nennt, und sucht Gregor darin als Ketzer und Ungläubigen zu brandmarken.

Nicht nur aus göttlichen und menschlichen Zeugnissen, aus reinen Vernunftgründen will Lälius den Gregor überführen. Die Kirche müsse gewisse Rangordnungen haben, das ist sein Ausgangspunkt, mit dem, wie er meint, Gregor übereinstimmen werde. Der Apostel selbst sage, alles, was Gott geschaffen, sei wohl geordnet, so müsse denn auch die Kirche, solle sie von Gott sein, ihre Ordnung haben, das lehrten uns die Beispiele der himmlischen Heerschaaren; da gäbe es Engel und Erzengel, die durch Gewalt und Rang unterschieden wären. Keine Gemeinschaft würde ohne diese Ordnung, nach der alle Organe ihre Aufgabe verrichteten, bestehen können. Dasselbe kehre in Natur, in Staat wieder; alles habe ein Haupt, jeder Staat einen Fürsten, deshalb die Kirche einen obersten Priester. Nach einem Haupte müsse alles streben, als einem Einigungspunkte, um das endlose Zerfahren zu vermeiden, und dies Haupt sei für die Kirche der oberste Priester, in dem die ganze kirchliche Bedeutung gravitire. Nur in der Einheit sei Vollkommenheit, alle Zahlen seien nur Theilungen der Einheit. Schon Augustinus habe gesagt: Dem Vielen geht das Eins voran. Das Eine stamme nicht aus der Vielheit, aber die Vielheit aus dem Einen. Sollte das Kirchenregiment weniger geordnet sein, als die Einrichtung der Natur, da das Reich der Gnade das der Natur ja übertreffe. Wie im Körper viele Glieder von dem einen Haupte regiert würden, von einer Quelle viele Bäche, von einem Stamme viele Zweige, von einer Wurzel viele Stämme ausgehen, sollte es nicht auch so mit der Kirche sein, daß sie in ihren verschiedenen Graden und Gliederungen von einem Haupte regiert werde, besonders da der Prophet sage: die Söhne Juda und Israel sollten vereint werden, daß sie ein Haupt erhalten? Diese Einrichtung sei göttlich geordnet, weil sonst nimmermehr Friede bestehen

könne. Nur in der Unterordnung der Niedern gegen die Höheren, in der Scheidung der Stände entstehe die rechte Gliederung und rechte Ausübung der Pflichten. Selbst die Philosophen tadelten die Vielheit der Principien. So urtheilten auch Augustinus und Hieronymus, nicht minder zeige es sich in dem Bilde der mosaischen Theokratie, ebenso in der apokalyptischen Anschauung des himmlischen Jerusalem, auf die der heilige Bernhard von Clairvaux in seiner Vertheidigung der römischen Hierarchie sich stütze, ebenso beweise es der heilige Cyprian aus den Stellen: „Ich sage dir, du bist Petrus und auf diesem Felsen will ich meine Kirche gründen.“ Auf einen sei also die einige Kirche gegründet. Nicht minder beweise es die Stelle im Hohenlied: „Eine ist meine Taube, meine Fromme, eine ist ihrer Mutter die Liebste, und die Auserwählte ihrer Mutter.“ Das zeige Christi Rede: „Ich und der Vater sind eins.“ „Es wird sein eine Heerde und ein Hirte.“ Er, der sein Blut für die Kirche vergossen, so viel für sie gethan und gelitten, er hätte ihr seine Gegenwart entziehen sollen, ohne einen andern an seine Stelle zu setzen? Er habe den Petrus als Beaufsichtiger der Uebrigen eingesetzt, mit dem Auftrage: „Weide meine Lämmer.“

So deute das auch der heilige Bernhard in seinem Werke De consideratione, wo er den Papst den Hirten aller Hirten nenne, der, während diese in gewisse Grenzen eingeengt wären, den ganzen Erdkreis umfasse. Wie Jacobus die Säule der jerusalemitischen Kirche gewesen, so sei Petrus die Säule der ganzen Welt gewesen. Daraus möge Gregor erkennen, wie falsch es sei, daß er allen Aposteln gleichen Rang zuschreiben wolle. Ebenso zeige sich die hervorragende Stellung des Petrus darin, daß, als der Herr den im Schiffe befindlichen Jüngern erschienen, Petrus ins Meer gesprungen und so ans Land geschwommen sei, das Schiff aber die Kirche, das Meer die Welt bedeute; klar gehe daraus seine Bestimmung hervor, nicht nur in der Kirche, nein, in der gesammten Welt zu herrschen. Ebenso beweise sich daraus, daß er über das Meer zu Jesu geschritten, Petri Herrschaft über alle Völker der Erde, während die andern in der Kirche gemeinsam, jeder an seiner Stelle das Ruder zu führen hätten.

Er kommt nun auf Gregor's Behauptung, daß allen Aposteln

die Schlüsselgewalt übertragen worden sei, und führt, statt eigener Widerlegung der Meinungen die Anakletus, des Papstes Leo IV., der das Lehramt allen Aposteln, das Amt der Schlüssel nur dem Petrus vindicirt und so seinen Primat abgeleitet habe, und Leo's des Großen, des Begründers der hierarchischen Politik Roms, an, der es ausgesprochen, daß wie Christus selbst, als Sohn Gottes bezeugt, der ewige Eckstein sei, derselbe Petrus zum Eckstein berufen habe, von dem alle geistliche Gabe für die ganze Kirche ausgehen solle.

Ferner greift Lälius Gregor als Ketzer an, weil er meine, die Gesammtheit der Apostel habe auch den Petrus zur Arbeit ausgesandt, was eine Stellung der Apostel über Petrus voraussetze. Dies sei dasselbe Verbrechen, wie das, für welches Arius verdammt worden.

Es sei eine dreifache Art der Sendung: vermöge der Herrschaft des einen über den andern, wie der Herr den Knecht sende, oder vermöge der Erzeugung, wie die Blüte aus dem Baum entstehe, oder vermöge der Berathung, wie die Räthe den König senden, da er doch ihr eigener Herr ist. Dazu komme noch eine Sendung, die aus Liebe. Aus diesen beiden Beweggründen sei Petrus von den Aposteln nach Samarien gesandt worden. Der Rath der Uebrigen, Liebe zu denen, zu denen er kam, waren die Ursachen, die ihn trieben, da er durch Ansehen und Wunderkraft vor den andern leuchtete.

Die Behauptung, Petrus sei durch die Apostel nach Rom gesandt worden, sei falsch, das bewiesen Eusebius von Cäsarea, Marcellus und Leo der Große, diese erzählten, daß er durch göttlichen Rathschluß zur Besiegung des Simon Magus nach Rom gezogen sei; sein Ruhm, sein Leiden daselbst sei von Gott ihm bestimmt worden. Petrus habe im Apostelconvent selbst die erste Stimme gehabt, und Gregor scheine seine Weisheit aus Chrysipp oder Theophrast herzuleiten, um das zu leugnen; nach diesen Gewährsmännern sei allerdings kein Rang und keine Ordnung weder im Himmel noch auf Erden. In Wahrheit sei es die verdammenswertheste Ketzerei, das Amt, das Petrus erfüllt, von der Einsetzung der Apostel herzuleiten und nicht von göttlicher Bestimmung, da der Herr doch selbst gesagt: „Weide meine Lämmer!“ da Chrysostomus, Nikolaus und Pelagius versicherten, die Kirche sei nicht gegründet durch Synoden,

urch menschliche Weisheit und menschlichen Beschluß, sondern durch evangelischen Befehl Gottes.

Eine weitere Beschuldigung des Lälius lautet nun dahin, daß Heimburg mehrere Stellen falsch angewandt habe, so des Hieronymus' Zeugniß, daß dem Petrus das Primat von den andern übertragen worden sei, zur Verhütung von Spaltungen; dagegen sprächen viele Stellen desselben, z. B. im Commentar zu Matthäus, wo er aus der Stelle: Du bist Petrus u. s. w. einen von Christo gestifteten Primat des Petrus anerkenne, ebenso im Briefe an Terentius, wo er Petrus den Hirten der Heerde Gottes, Spitze der Apostel, Grundstein der Kirche nenne, ferner in Stellen, die über das Ansehen und die Ehrfurcht, die Petrus genossen habe, handeln. Ebenso besage das Zeugniß des Clemens von Rom, nicht minder die Erklärung des Augustin zu der freilich falsch und parteilich aufgefaßten Stelle des Galaterbriefs [1]), nach der Paulus nur gepredigt habe, die Ansicht des Petrus zu stützen.

Ebenso greift Lälius die Behauptung Gregor's an, Ambrosius habe in seinem Pastorale behauptet, allen Aposteln sei die Schlüsselgewalt übertragen worden; er führt eine Reihe von Stellen an, die Gregor schlagen sollen, und nimmt dabei zu typischer Auslegung seine Zuflucht, indem er das Fischernetz, das der Herr Petrus auszuwerfen befiehlt, als Zeichen der allgemeinen Jurisdiction, die Petrus zukomme, ansieht, u. s. w. Er könne noch mehr Zeugnisse anführen, meint er zuletzt, doch sei die Sache zu klar, Gregor solle nur schweigen. Gregor sei von Grundsätzen der griechischen und böhmischen Kirche, die in der Leugnung des Primats Petri, nach Thomas von Aquin, ebenso schädlich seien, als die, welche leugneten, daß der Heilige Geist von Sohn und Vater ausgehe, vergiftet worden. Diese Irrthümer seien so gräßlich, daß kein Erbarmen sie aufheben, keine Taufe sie abwaschen, kein Erlöserblut sie sühnen könne. Derselben habe Gregor sich schuldig gemacht; wegen keiner andern sei Marsilius von Padua von Johann XXII., Wikleff und Huß vom Constanzer Concil in den Bann gethan worden. „O, Gregor", so endet die Schrift, „schreckt dich nicht das Ende derer, deren Thaten du nachahmst? Nichts bleibt

---

[1]) Cap. 2, V. 2.

übrig, als daß jene heiligsten aller Päpste, jene eifrigsten Ketzerverfolger wieder aufgeweckt würden, von denen der eine, wenn er noch lebte, gegen dich wie einst gegen Achatius ausrufen würde: «Gregor erfand nicht einen neuen Irrthum, sondern ahmte einen alten nach, so ist es nicht nöthig, daß gegen ihn eine neue Sentenz ausgehe, sondern nur, daß die alte erneuert werde, denn wer in eine einmal verdammte Ketzerei verfällt, verwirkt die darauf gesetzte Strafe.» Der andere würde dich in den Bann thun und sagen: «Schließe dich denen an, denen du gern zugehörst, nicht der ehrenvollen katholischen Gemeinde, und, getrennt von der Zahl der Gläubigen, erkenne, daß du als ein Feind der christlichen Religion nach dem Urtheile des heiligen Geistes und apostolischen Ansehens zu verdammen und nie vom Banne zu lösen bist.»"

Auf diese maßlose, wenn auch nicht ohne Geist und Gründlichkeit verfaßte, mehr eine Schmähschrift als Vertheidigung zu nennende, Auslassung des hierarchischen Unwillens, der in dem Satze von der Gleichberechtigung der Apostel das Ansehen und die Kraft der Kirche gefährdet sah und nun, aufs äußerste gereizt, mit allen Waffen wider den Gegner zu Felde zog, blieb Gregor die vollwichtige Antwort nicht schuldig, die er in einer ziemlich umfassenden Apologie gab.[1])

In ihr tritt eine ganz besondere Eigenthümlichkeit der Heimburg'schen Schreibweise zu Tage, die nur im eifrigen Studium und Nachahmung der Antike ihre Erklärung findet, die in Reminiscenzen, Citaten, Anwenden von Bildern bisweilen etwas Ueberladenes und Geschraubtes hat, doch recht bezeichnend ist für jene Anfänge des Humanismus im deutschen Lande. Wir wollen ein Bild dieser Apologie Gregor's zu entwerfen versuchen:

Nach den Officien Cicero's gäbe es zwei Arten des Unrechts, so beginnt Gregor; die eine bestehe darin, andern Schaden zuzufügen, die andere, andern Schaden zufügen zu lassen, ohne es zu hindern, wenn man es schon könnte. So habe der feige Hund Lälius den Wolf angegriffen, mit heimlicher Schmähung, doch werde dieser seinen Biß nicht dulden und ihm die Zähne zeigen, wenn schon Lälius

[1]) Apologia Gregorii Heimburgii contra detractiones et blasphemias Theodori Laelii Feltrensis episcopi. Goldast., II, p. 1604—23. Freher l. l., p. 228—255.

wie sein Herr, der Papst, für den er den Stoß empfangen sollte, zu feig zu einem ehrlichen Kampfe seien. Lälius habe ihn der Beschimpfung des Papstthums angeklagt, dann der Ketzerei, aber seine ganze Schrift sei weiter nichts als eine Sammlung von Schmähworten.

Hierauf geht er auf den Sachverhalt näher ein und beklagt sich besonders darüber, daß er selbst in den Proceß verwickelt worden sei. Der Erzherzog Albrecht habe ihn gesandt, Friedensvorschläge an Sigismund zu machen. Er habe da gehört, daß der Cardinal Sigismund verleumdet, kirchliche Censuren willkürlich verhängt, Bergwerke und Salinen sich angeeignet, fürstliche Rechte sich angemaßt habe. Mit einem fremden Söldnerheere habe Cusa an den Grenzen verdächtige Unterhandlungen gepflogen. Er habe den Charakter des Cardinals als rauh, unbeugsam, unerbittlich gekannt; wie er nach anderem ausgeschaut, sich um den traurigen Zustand seines Bisthums wenig gekümmert und niemals seine Leidenschaften und Gefühle bezähmen gelernt habe. Die Spannung von beiden Seiten sei damals nicht zu bändigen gewesen. Er habe vergebens gesonnen, sie zu besänftigen, da sei Lorenz Blumenau's Dienerschaft, die den geistlichen Nachstellungen mit Mühe entronnen, angelangt und habe gemeldet, daß Blumenau gefangen gesetzt worden; derselbe habe einen Fluchtversuch gemacht; ob es ihm gelungen sei, oder nicht, wüßten sie nicht. Nun sei alle Möglichkeit einer friedlichen Auseinandersetzung verschwunden gewesen, und so habe der Herzog zu dem letzten Mittel der Unterdrückten seine Zuflucht genommen und in ehrerbietigster Weise an den Papst appellirt; er, Gregor, habe diese Appellation verbreiten sollen. Dagegen habe gewiß kein Mensch etwas zu sagen. Eine officielle Sendung, ein ehrerbietiger Gehorsam, ein freundlich Zureden das sei sein Verbrechen; er habe bei seiner Pflicht treulich ausgeharrt, und daß das nöthig sei, müsse doch Lälius von früher her wissen. — Der Arzt, der, um einen Krankheitsstoff herauszutreiben, ein heftiges Fieber verursache und dann, ohne ein Gegenmittel zu geben, vom Krankenbett weggehe, der Feldherr, der ein Heer dem Feinde gegenüberstelle und wenn der Kampf beginnt, weglaufe und seine Pflicht erfüllt zu haben meine, thäten gewiß nicht das Rechte. Was hätten da nun der Papst und der Cardinal gethan? Denn,

daß der Cardinal der Urheber des ganzen päpstlichen Verfahrens gegen ihn gewesen, wisse er. — Sie hätten ihn — Heimburg — als Ketzer bezeichnet, und der Papst habe Briefe nach Nürnberg geschickt mit der Weisung, ihn zu greifen und seine Güter einzuziehen, während der Cardinal ihm schon einen Hinterhalt zu stellen gesucht, dem er glücklich entronnen sei[1]), da er durch Geschäfte abgehalten, nicht, wie er gewollt, auf sein Landgut gegangen. Darauf wären jene giftigen Breves des Papstes erschienen, und — was hätte er gethan, das solche Behandlung verdiente? Er hätte der Verhandlungen des Mantuaner Convents über den Türkenkrieg gedacht, da der Papst Geld aus Deutschland unter dem Vorwande des Türkenkriegs hätte erpressen

[1]) Des eigenthümlichen Stils wegen, dessen wir vorhin erwähnten, wollen wir hier den Wortlaut der Stelle mittheilen. .... Nam qualis Plejadum choro stridente nubes Auster exercet, undas indomitas, tales ductu Cusani contra me fulminavit epistolas, quibus et me comprehendi, bona mea confiscari ac in me velut haereticum animadverti jussit; et haec omnia me clam ferocissimis hostibus meis proditorie demendata sunt: quasi me uno intercepto a cervicibus suis periculum omne depulissent, suaque machinamenta in tuto collocassent. Quod hinc conjicere licet. Est mihi rus quoddam vinetis foecundum fontium eruptione salubre, decursu insuper amnis ac rubetis litoreisque hortulis amoenum, quo me vindemiae tempore conferre solebam. Ibi me conjux operiebatur. Expectatus adveni deliciis autumnalibus cum fructu dulcis musti potiturus; jam etenim gravidis Autumnus fluxerat uvis .... Aestatis vero suavitatem negotiorum praefatorum functio praeoccuparat: Illicet mihi structae sunt insidiae. Foelix et fatale negotium emersit, quod me a deliciis ad partes Rheni avocavit simulque insidiarum molimina dissolvit. Namque negotium aliud ex alio partum inibi me retinuit, donec hyemis asperitas solum omne frigoribus nivibus rigentique pruina confunderet. ..... Postquam enim horrida tempestas coelum contraxerat, silvaeque Threicio Aquilone personarent satius duxi foco junctis ulmis curas domi resolvere, quam stridentibus campis aut ruri incumbere glaciali, neque aliud oravi, quam ut perennia haec mihi munera stabiliret Deus. .... labuntur misero dies inter vota clamanti. O, rus dulce, an nunquam te aspiciam, salictis, corylis vitibusque redimitum! O, quando licebit sub alta pinu aut inter densas corylos sommo vacare et inertibus horis jucunda oblivia fovere sollicitae vitae, O stultas precationes, nam si Deus votis meis annuisset, insidias incidissem exitiales. .... Curas abjeci, convivia laetus instauravi, ceu nautae, qui per saxa et per scopulos aestuosasque syrtes varie diuque jactati, optatum tandem portam salvis attigere carinis etc. — Es wird dies genügen, einigermaßen die gesuchte Einkleidung eigener Erlebnisse in classische Redewendungen zu erkennen.

wollen; dieser Verdacht liege nahe, und man hätte nur des Cardinals Benehmen in Deutschland beobachten sollen, um überzeugt zu werden, er habe förmlich das Mark aus den Knochen gesogen, wie ein Floh oder Blutsauger. — Es sollte die Probe gemacht werden, ob des Papstes Drang wirklich so groß sei, die Türken anzugreifen. Man habe ihm vorgestellt, mit welchen Schwierigkeiten man zu kämpfen hätte, wie wenig selbst ein gewöhnlicher Sieg helfen würde. Er selbst habe es dem Papste vorgehalten, als man noch über Speise und Trank der Truppen, über Lagerplätze, über Transport des Gepäcks, Ueberbrückung der Flüsse und über die Aufrechterhaltung der Einheit unter den Truppen manches geredet; er habe ferner erwähnt, daß, da der Kaiser und der König von Ungarn wegen der Rechte auf die ungarische Krone in Streit befindlich seien, manche Hindernisse sich bereiteten, der König von Ungarn das kaiserliche Heer gar nicht aufnehmen, noch die Türken angreifen würde, wenn jene Differenz nicht beigelegt sei; deshalb müsse man erst diesen Zwiespalt zu unterdrücken suchen. Aber der Papst habe anderes im Sinne gehabt. Er habe Geld gewollt, gleichviel, ob es Clerikern, Laien, ja Juden ausgepreßt sei. Der Cardinal habe damals gemeint, auf Gott allein sei die Hoffnung zu setzen, was so viel heißen solle, als die Sache ohne Vernunft dem Zufall und der Willkür überlassen. So viel Hoffnung habe der Papst allerdings nicht auf Gott gesetzt, daß er aufgehört habe, Geld zu verlangen, da nur im Ueberflusse des Geldes ihm wohl sei. Er, Gregor, habe gerathen, nichts zu unternehmen, dessen Ausgang allein vom Glücke abhänge: so habe es Scipio auch gethan, denn keine Nachlässigkeit strafe sich so, als Tollkühnheit im Kriege, und eine solche Niederlage könne nicht ausgewetzt, nicht verbessert werden.

Das alles nun sei ihm wieder vor der Seele aufgestiegen, als er des Papstes Bannbreve gegen ihn gelesen, das ihn seiner Güter beraube; er habe so wieder zur Appellation gegriffen, des Papstes Zorn darüber jedoch nicht eingesehen. Da seien die Gesandten der Fürsten vom Kaiser gekommen, hätten alles dort Gesagte und Verhandelte erzählt, namentlich aber von der Erwähnung der Appellation gegen des Papstes Geiz und des Kaisers List geredet. Der Papst habe nach seinem gewöhnlichen Liede durch kirchliche Strafen, durch Geltendmachung der kaiserlichen Autorität Geld erpressen wollen. Das sei

die Ketzerei Gregor's, Ausdauer in der Vertheidigung, Festigkeit im Widerstehen gegen des Papstes Geiz, und Beständigkeit im Ueberlegen. Das sei seine Gotteslästerung, der Zunder der Freiheit, Erhebung der Unterdrückten, Vertheidigung der heiligen Concile, die der Papst zu Mantua umzustoßen versucht. Das sei seine Majestätsbeleidigung, des Papstes Geldprellerei hintertrieben zu haben. Des Papstes Zorn damals in Mantua aufs furchtbarste entbrannt, habe jetzt im Raube seiner Güter sich gekühlt. Sei es nun gerecht, so gegen ihn zu wüthen? habe er nicht ein Recht auszurufen: Eine Gewalt ohne Ueberlegung stürzt unter ihrer Wucht zusammen? Wie könne ihn Lälius der Beschimpfung des Papstes zeihen, da er nur die Liste und Ränke des Papstes zerstört habe?

Jetzt geht er auf die einzelnen Bemerkungen des Lälius ein, die er zum Theil mit großer Schärfe erwidert. Des Lälius Aeußerung, er sei ein zwischen seiner Wollust und seinem Fraße schwitzendes Vieh, gibt er zurück, indem er ihm auf sein Schmausen bei der päpstlichen Tafel hinweist, es thöricht nennt, als Priester priesterliche Gelage zu tadeln und außerdem mit ihm große und herrliche Männer, die auch aus dem Weine Kraft schöpften, zu verdammen.

Auf die Aeußerung des Lälius, Papst Pius werde durch seine Beredsamkeit alle leicht überwinden, entgegnet er, daß der, der Fürstlichkeiten misbrauchen wolle, ihnen nur schmeicheln müsse. Und je reicher die Mächtigen seien, um so mehr hingen sich ihnen Schmeichler und Helfershelfer ihrer schändlichen Begierden an. Es seien Sirenenstimmen und Circebecher, und gut wäre es, der Papst verstopfte dagegen seine Ohren.

Die Bemerkung des Lälius, worin er wegen seiner rauhen Sprache um Entschuldigung bittet, erfährt bittern Tadel, als ob Schmuck der Sprache immer von der Wahrheit entfernt sein müsse und Wahrheit nicht eben ihr schönster Schmuck sei. Er, Gregor, gestehe offen, die Natur habe ihm Rednertalent verliehen, das werde jeder zugeben, der seine Jugend betrachte; doch neben der Beredsamkeit habe er Philosophie mit nicht minderm Fleiße betrieben. Schändlich sei es von Lälius, ihm zuzuschreiben, als habe er sich angemaßt, die Vorschriften beider Rechte zu kennen. Er habe nur von seinem Bemühen, eine schöne Redeform zu gewinnen, gesprochen, durch die

man allerdings viel vermöge, was er durch Beispiele der christlichen und vorchristlichen Zeit beweist.

Auf den Vorwurf eingehend, daß er den Papst geschmäht habe, antwortet er, niemals habe man einen gerechten Papst, der sich dem Concile unterworfen, geschmäht, aber Pius habe demselben sich widersetzt, da Innocenz IV. demselben sich unterworfen, Eugen IV. und Nikolaus V. es anerkannt hätten, außerdem habe man schlechte Päpste nicht nur geschmäht, sondern mit Absetzung, Geißelung und Tod sie bedroht. Dioskorus sei von Leo, der ihn gerecht bestraft, nicht deshalb gerichtet worden, weil er an das Concil von Chalcedon appellirt, sondern wegen seiner sonstigen Irrthümer. Uebrigens lasse sich dem Papst und Lälius nur die Antwort geben, die Sokrates dem Melitus und Anitus entgegengehalten: „Nicht ich bedarf des Vertheidigers, ihr Richter, sondern ihr, da ihr ein Verbrechen begingt in meiner Verdammung.“ — Der Spruch, der bei der Wahl des Papstes gesagt werde: Wer dir fluchen wird, soll selbst verflucht sein“, finde hier keine Anwendung; Gregor der Große habe von allzu großer Verehrung der Päpste, sodaß man selbst ihre Fehler schätzt, abgerathen. Der Erlöser habe seine Peiniger nicht verflucht, doch hier angewendet, hieße es Gregor die Rolle Christi zutheilen, dem Papste die Rolle des Hannas, Caiphas, Pilatus oder Herodes. Er fühle sich nicht stark genug, den Papst, der ihm nachstelle, sein Leben bedrohe, sein sauererworbenes Eigenthum confiscire, noch zu segnen, zudem wisse er nicht, ob, wenn er selbst dem Papste sich überliefert, um sich sogar tödten zu lassen, der Papst nicht mit um so größerem Zorne entbrennen würde, wie er ja auch seine Gattin und seine Kinder ihres Vermögens beraubt hätte.

Die Philosophie, des Lebens beste Lehrerin, habe zwei Seiten, die eine verbiete in idealer Strenge Unrecht wieder zu vergelten, die andere passe sich mehr den Bedingungen des Lebens an.

Jene hätten die größten Männer gelehrt; Bias, Thales, Muster der Mäßigung, der Enthaltsamkeit, nicht minder Sokrates, den nichts bewogen habe, dem Gefängniß zu entfliehen. Doch das sei eine Philosophie gewesen, die, nach höchster Vollendung strebend, dem Staate gefährlich erschienen sei und ihren Bekennern Verfolgung und Verdammung zugezogen hätte, so dem Sokrates und dem Zeno. Jene andere

Philosophie lasse auch unter den Sündern mit Bequemlichkeit leben, durch Klugheit und Benutzung der Umstände, es sei die Philosophie des Cicero. In diesen Gegensätzen beruhe eigentlich der Kampf der geistigen Anschauungen. Christus, der dem Vater gleiche, doch in Niedrigkeit wandelnde, in Lumpen gekleidete, in der Krippe geborene, er der Lehrer der Armuth und Entsagung habe die höchste ideale Vollendung verlangt, Abwenden vom irdischen Gute, Hingeben seines Eigenthums. Der Apostel tadle, daß man das Unrecht, das andere ihnen zufügten, nicht ertrüge. — Er, Gregor, bekenne, zu dieser Vollendung noch nicht gekommen zu sein, da er den Raub seiner Güter nicht gleichgültig empfinde. Aber weder Lälius, noch der Papst solle von sich glauben, daß sie erreicht hätten, was der Herr verlangt; das sei gröbste Täuschung. Trotz seiner Sünden hoffe er — Gregor — zur Seligkeit einzugehen, Jesu Vollendung zu erreichen, sei unmöglich, und der Herr werde ihm einen andern Weg bereitet haben. Den Herrn aber, der nie gesündigt, mit dem Papste zusammenzustellen, sei grundfalsch. Der Herr sei voll heiligen Geistes gewesen, und was durch den geleitet werde, falle nicht, und menschliche Rechte seien davon nicht herzuleiten. Das Gesetz, das Lälius gegen Herzog Sigismund, der nach Antastung seines Gesandten appellirt habe, und Gregor, der wegen Verbreitung dieser Appellation zum Ketzer gestempelt worden sei, anführe, gelte übrigens gegen den Papst selbst, denn das Constanzer Concil habe ein Zusammenberufen des Concils alle zehn Jahre angeordnet. Doch gelte dem Papst seine Willkür statt des Gesetzes. Darüber klage schon Bernhard von Clairvaux gegen Eugen. Was außerdem Lälius zur Unterstützung seiner Ansicht, daß man gegen des Papstes Vorschrift nicht murren dürfe, über Maria, Aaron und die bethlehemitischen Kinder sage, sei falsch, denn keinem von diesen sei persönlich zuvor nachgestellt worden, wie ihm.

Lälius suche des Papstes Macht sogar aus den Worten des Bernhard von Clairvaux und dem Briefe des Clemens zu beweisen, ein solches Bemühen könne sich allein aus der niedrigen Schmeichelsucht, deren sich der Bischof schon längst beflissen, erklären lassen. Er habe bei Anführung des Bernhard wohlweislich die Stellen unterdrückt, die gegen seine Ansicht zeugten. Er stütze sich auf das Wort des Bernhard im 2. Buche de consideratione: Sacerdos magnus

es, Summus Pontifex, Princeps Episcoporum, tu heres apostolorum, tu primatu Abel, Gubernatu Noe, Patriarchatu Abraham, Ordine Melchisedech, Dignitate Aaron, Auctoritate Moyses, Judicatu Samuel, Potestate Petrus, unctione Christus, Tibi Claves traditae, tibi oves creditae, und doch habe Bernhard gesagt an andern Stellen: Der Papst (dessen Prädicat „groß" mehr als Höflichkeitsform zu nehmen sei) solle nicht von seinen Untergebenen sich mästen, sondern diese sollten durch ihn groß werden, er solle mehr seine Heiligkeit vor Augen haben, als Ehre und Herrlichkeit, solle die Kirche als Mutter ansehen, nicht als Herrin, sich nicht als Herrn, sondern als Bruder der Bischöfe.

Die Erbschaft der Apostel (heres apostolorum) bestehe nicht in Gold und Silber, in Macht und Herrlichkeit, sondern im Nachfolgen Christi in der Arbeit seines Reichs. Das Wort über den Vorrang, den der Papst dem Abel gleich behaupte (tu primatu Abel), gibt Gregor ebenfalls Gelegenheit zu einer bittern Bemerkung; der Papst solle Gott auch ein solches Liebesopfer bringen, wie Abel gethan, nicht ausgerissene Aehren wie Kain, er solle nicht habgierig sein, nicht des armen Mannes einziges Schaf nehmen, seine große Heerde zu vergrößern, sondern sich Gott in Demuth fügen, wie Bernhard von Clairvaux schon lehrte. Ebenso antwortet er auf das Gubernatu Noe, nach welchem Ausspruche dem Papste zugekommen wäre, den Leib Christi zu erbauen, wie Noah die Arche erbaut, und wiederum führt er Bernhard an, der sich beklagt, daß der Papst dabei so wenig nach dem Willen Christi verfahre; in Liebe solle der Leib erbaut werden, nicht durch Tyrannei und Ueberhebung.

Ebenso wird die Behauptung des Lälius, daß der Papst das Patriarchat Abraham's (Patriarchatu Abraham) überkommen habe, beleuchtet: Abraham habe durch seinen Glauben gestrahlt unter den Erzvätern. Würde in den Werken und dem Wesen des Papstes etwas Derartiges sich finden, so wolle Gregor das gern anerkennen. Aber blos die Würde des Patriarchen sich anmaßen und damit alles thun zu wollen, was dem Papste beliebe, gehe nicht. Der heilige Bernhard widerspreche dem auch, da er meine, daß zwar Gliederungen vorhanden seien im Himmel, nach denen die Erzengel über den Engeln, die Erzbischöfe über den Bischöfen ständen, daß aber die Untergeord-

neten deshalb nicht den Uebergeordneten als ihrem Herren untergeben seien, sondern Gott allein.

Bei dem neuen Prädicate, das dem Papste vom Lälius gegeben wird, Ordine Melchisedech, meint Gregor, nachdem er gelehrte Muthmaßungen über dieses Königs von Salem Herkunft angestellt, daß dies nur Christus für alle Zeit zukommen könne, als König des Friedens und der Gerechtigkeit. Nicht minder ertheilt er die Würde des Aaron, Dignitate Aaron, der sich übrigens dem Moses stets unterthänig gezeigt hätte, ausschließlich Christus, der die alte Ordnung durch neue Einrichtungen verbessert und seiner Kirche zur Beobachtung überlassen habe. — Ebenso fügt er dem Autoritate Moyses, das Lälius dem Papste zugeschrieben, das Wort des heiligen Bernhard zu, daß Moses stets die Aeltesten zugezogen, mit ihnen sich berathen habe. — Das Judicatu Samuel würde, seiner Meinung nach, sehr schön sein, wenn die Päpste nur mit Samuel gestatten wollten, über sie selbst Klage führen zu lassen und darauf eingingen; der heilige Bernhard zeige genugsam, wie davon nichts zu spüren sei.

Der Macht nach sei der Papst ein Petrus (Potestate Petrus), behaupte Lälius weiter; aber der heilige Bernhard zeige wiederum, wie anders Petrus gelebt habe, als die Päpste, die auf weißen Pferden, von Gold starrend, von Trabanten begleitet daherzögen, aber weder die Pflicht der Evangelisten, noch der Hirten erfüllten. Diese sollte er ins Auge fassen, das Schwert zu führen sei nicht seines Amtes.

Der Salbung nach einen Christus (unctione Christus) nenne Lälius den Papst; allerdings sei er es, da er mit Salbe bestrichen worden sei; chrismate unctus seu unctione chrismatus, bemerkt Gregor mit scharfem Wortspiele (die Bedeutung des Namens Christus im kirchlichen und im ethmologischen Sinne unterscheidend). Was aber die königliche Gewalt betreffe, die im Namen Christus verborgen und die der Papst in Anspruch nehme, so gelte dies nicht von dieser Welt. Der heilige Bernhard beweise es ebenfalls, da er die Stellen, wo von dem Besitzthum Christi auf der Erde gesprochen würde, so deute, daß dieselbe Christo allein gehöre, der Papst nur sein Verwalter sei und sich selbst vor Machtübergriffen zu hüten habe.

Was die Ueberlieferung der Schlüssel anlange (claves traditae), so nähme deren Gewalt den betreffenden Personen keineswegs die

Schwachheit des Fleisches, die Möglichkeit der Sünde, deshalb lieg dem Papste die Pflicht ob, sich zu bestreben, dem Evangelium zu dienen und gerade wegen seiner Schwachheit jedes Menschgelüste zu unterdrücken. Das heiße auch der heilige Bernhard, da er die Aeußerung des Apostels anführte, der göttliche Ehren zurückgewiesen.[1]) Die Apostel würden zwar dereinst zu Gericht sitzen, auf Erden hätten sie es nie gethan. Es scheine daher, als wenn sich Lälius bei dem Gerichte, das er dem Papste vindicirt, mehr auf Justinian's als Gottes Gesetz beziehe.

Daß die Lämmer dem Papste anvertraut seien (tibi oves creditae), wie Lälius mit dem heiligen Bernhard aus den Aeußerungen des Herrn an Petrus beweisen wolle, widerlegt Gregor nicht minder, indem er hinweist auf die Anwesenheit der andern Apostel, auf ihre Aussendung in alle Welt, auf die verschiedene Wirksamkeit des Petrus und Paulus. Wiederum muß ihm der heilige Bernhard darin zum Beleg dienen, daß die Erbschaft des Herrn nicht auf Petrus allein gefallen sei und dem Papste nur die Aufgabe erwachse, die Lämmer zu hüten als treuer Hirte, nicht sie zu betrügen und zu unterdrücken.

Nachdem er diesen Beweis gegen päpstliche Uebergriffe aus dem heiligen Bernhard geführt, erwähnt Gregor noch ein Concil, das über die Investitur des Papstes, die Rechte der weltlichen Fürsten sich verbreitet hätte und schließlich auch auf eine Vereinfachung der Lebensweise der Prälaten gekommen wäre: es heiße die Kirche mit keiner andern Herrlichkeit sich zu schmücken, als der Herrlichkeit Christi, die ihr allein zieme; mit weltlichem Glanze behaftet, gliche die Kirche mehr einer Buhlerin, als der Braut des Herrn.

Die Anwendung, die Lälius von dem Briefe des Bernhard macht, daß wer den römischen Papst beleidige, Christus, von dem der Papst die Cathedra empfangen, zurückstoße, daß wer die Lehren der Wahrheit verletze, gegen Christus sündige, gibt Gregor im allgemeinen zu und nennt die Forderung eine gerechte, die jeder Diener eines Höhern stellen könne; aber nimmermehr dürften die Diener der Kirche dies verlangen, wenn sie wider Fug und Recht handelten und gegenseitig sich noch gar darin schützten. — Lälius habe es wohl verstanden,

---

[1]) Paulus, in Lystra, Apostelgesch. 14, 15 fg.

dem Kaiser zu schmeicheln, dessen Feigheit alle in Erstaunen setze und der als zweiter Sardanapal den geheiligten Thron beschimpfe.

Gregor geht weiter zu dem von Lälius vertheidigten Punkte über, daß der Papst auch ungehört bestrafen könne, wie es sich gezeigt in den Strafen, die Moses über das abtrünnige Volk, Elias über die Baalspriester, Petrus über Ananias verhängt. Wie könne Lälius so Gottes- und Menschenwerk vermischen? Wohlweislich habe er es unterlassen das Gespräch des Moses mit Aaron anzuführen, das vorhergegangen, sowie die Worte, die Petrus vorher an den Ananias gerichtet.

Einer ebenso genauen Betrachtung unterzieht Gregor das passendere Beispiel vom Blutschänder in Corinth, dessen Verbrechen laut geworden war in der Gemeinde, und das Lälius auf Gregor selbst bezogen, da er in der Vertheidigung eines Heiligthumsschänders ein offenes Verbrechen begangen hätte. Einen solchen dürfe man ungehört verdammen, wie ein jedes Verbrechen, das in Gegenwart des Richters begangen sei, augenblicklich bestraft werden könne. Der Apostel richtete den Corinther in seinem Geiste, da er zwar abwesend, aber mit seiner Seele unter ihnen weilte; vor der ganzen Gemeinde der Corinther aber erst habe er ihn verflucht, so auch der Herzog, — da der Cardinal ihn als Voigt aller Besitzungen des Bisthums mit Beistimmung des Capitels anerkannt, jedoch seine Gerechtsame überschritten habe, was Documente von seiner eigenen Hand bewiesen; — der Herzog habe zu dem Seinigen gesehen, dem Cardinal aber alle seine Befugnisse gelassen, nur verboten, sie weiter auszubehnen; und er habe Recht gethan, vorzubeugen, ehe er selbst den Schaden gehabt hätte.

Die weitern Ausführungen der Behauptung des Lälius, daß ein Fürst nicht an das Gesetz gebunden sei und ungehört verdammen könne, sowie ein Testament, in eines Fürsten Gegenwart gemacht, aller Formalitäten entbunden sei, weist Gregor nicht minder kräftig ab. Eine solche eigenmächtige That der Fürsten wie des Papstes sei nur im äußersten Falle erlaubt, bei Aufständen, Bürgerkriegen u. s. w., nie in innern Angelegenheiten. Der Cardinal habe den Herzog überfallen wollen; ihn treffe die Strafe, die schon Dante im ersten Strafaufenthalte seiner Hölle beschrieben; denn der Papst habe gewaltthätig gehandelt, daß er den Herzog nicht gehört habe. — Die Berufung an das Concil hätte nichts Auffallendes, da nach den Constanzer Be-

schlüssen alle zehn Jahre ein Concil gehalten werden solle und der Zeitraum dafür jetzt herangekommen sei; nichtsdestoweniger habe der Papst den Herzog aufgefordert, sich zu verantworten, und seinen Abgesandten, der es thun sollte, in das Gefängniß geworfen. Der ganze Rechtsgang sei ein falscher, ein willkürlicher gewesen. — Nachdem Gregor so die Angriffe des Lälius scharf und siegreich abgewiesen, widmet er der Betrachtung des Papstes und seiner Macht noch einen besondern Abschnitt, den wir ebenso wenig hier übergehen dürfen, da er eng mit der Apologie zusammenhängt. Er ist derselben unmittelbar angefügt unter dem Titel: „De potestate Ecclesiae Romanae.“ [1])

Von Anfang herein verwahrt sich Gregor gegen den Vorwurf, als ob er den Vorrang des römischen Stuhls überhaupt hätte leugnen wollen, er habe nur das Hervordrängen eines Apostels auf Kosten der übrigen elf gerügt. Zuerst widersetzt er sich den großsprecherischen Worten des Lälius, daß in der ganzen Natur eine Stufenleiter stattfände, eines dem andern untergeordnet sei und lehrt eine gleichberechtigte Harmonie aller Elemente nach einem von ihm angeführten Satze des Sokrates. Damit schlägt er die Ansprüche des Lälius zu Boden, die derselbe für die Suprematie des Papstes erhebt, zumal der Papst als Haupt die Glieder nicht arbeiten und wirken lasse, sondern die Gesundheit des Körpers untergrabe. Die logischen Constructionen dieser Suprematie, die Lälius versucht, werden im weitern Verlauf in derselben Art angefochten: so die Behauptung, daß nicht von den Vielen das eine, sondern von dem Einen die Vielheit abstamme, was Gregor als selbstverständlich für keiner Erwähnung bedürftig hält. Ebenso gibt er zu, daß die geringern Bewegungen von einem Hauptanstoße ausgehen, nur dürfe der Hauptanstoß nicht eine Hemmung sein. Was den Satz des Lälius, daß die Eintracht des Ganzen von der Ehrfurcht abhinge, die die Glieder dem Haupte bewiesen, so berufe er sich auf ein Wort des heiligen Gregor, der seine Ehre in der Kraft seiner Brüder gesucht und sie nicht auf den Raub der Ehre anderer gegründet. Gegen das Bild von den Bienen und der Bienenkönigin, das Lälius gebraucht, wendet er ein, daß wol ein solcher Gehorsam stattfinde, jedoch aufhören würde, wenn die Königin

[1]) Goldast. Monarch., II, p. 1615—23.

ihre Pflichten versäumen, wenn sie das Werk der Bienen zerstören würde, was der Papst mit den Werken der Kirche gethan.

Sodann kommt er wieder auf Bernhard von Clairvaux zurück, der die Ansprüche der Päpste auf die Nachfolge Petri hin abweise und Christus als den alleinigen Herrn der Kirche, der alle in ihre Würden einsetze und schütze, auf das allerentschiedenste bekennt; er führt Bernhard's Auslegung der Stelle: „Du bist Petrus, und auf diesen Felsen u. s. w." an, die Christus als den alleinigen Felsen und den Aufbau der Kirche als Werk der in Liebe vereinten gesammten Glieder der Gemeinde auffasse. Die Stelle des Hohenliedes: „Eine ist meine Taube, meine Fromme u. s. w." bezieht er auf eine Einheit der Kirche in der Liebe zu Christus, nicht zu Petrus und Pius, ohne welche die Kirche ebenso gut bestehen könne.

Noch einmal erhebt er sich gegen die unwürdige Art, wie Lälius den heiligen Bernhard citire, um das Papstthum in seinen Uebergriffen, in seiner Lasterhaftigkeit zu vertheidigen. Er führt viele Beispiele an, aus denen klar wird, wie sich Bernhard dem geradezu entgegengesetzt, des Papstes Fehler rücksichtslos getadelt habe. Was würde er sagen, wenn er die jetzige Verderbniß sähe, er, der auf Sittenreinheit und Einfachheit solches Gewicht gelegt?

Mit feiner Wendung weist Gregor zu dem allen Lälius eine Ketzerei in der Behauptung nach, daß alle Jünger durch Petrus ihre Gewalt empfangen hätten; weder Anacletus, noch Leo der Große hätten so gelehrt. Petrus habe keinen der Apostel zum Bischof geweiht, Matthias habe von allen zwölfen die Handauflegung erhalten. Von Christo komme alles. Lälius gleiche dem Simon Magus, der von Petrus auch den heiligen Geist hätte erlangen mögen; thöricht sei es zudem, daß er aus der Sendung des Petrus und Johannes nach Samaria nicht ein Uebergewicht der übrigen Apostel anerkennen wolle und das als Greuel eines Arius verdamme, der den Heiligen Geist geringer achte als Gott und Christus, da er von ihnen gesandt sei. — Dergleichen hier anzubringen, göttliche Sendung und Zeugung so plump anzuwenden, zeuge von Lälius' geistiger Beschaffenheit. — Auf das Vorige zurückkommend, beweist Gregor aus der Apostelgeschichte Cap. 6, V. 1 fg., wie die zwölf Apostel es gewesen, die eine Versammlung berufen, die Gemeindepfleger zu wählen, daß Paulus

den Petrus in Galatien freimüthig getadelt und gezeigt habe, daß er seine Würde und Stellung von jenem nicht übertragen erhalten, daß nach dem Tode des Stephanus die Apostel Petrus und Johannes nach Samaria gesandt, und beide ganz auf gleiche Weise, nicht, wie Lälius fasele, den Petrus, sowie die Räthe des Staats etwa den König sendeten, der trotzdem ihr Herr sei. Ueberhaupt könnten das ja die Räthe gar nicht, und Lälius zeige nur, daß er davon nichts verstehe. Zu seiner Belehrung gibt er eine Beschreibung der drei Staatsformen, der Monarchie, Aristokratie, Demokratie. Welche letztere dann eintretend, wenn das Staatsoberhaupt verderbt sei, in der Kirche im Concile sich darstelle und ohne den Papst die Einheit der Kirche zu wahren wisse.

An jenen Vergleich, den Lälius zwischen der Sendung des Petrus und der arianischen Ansicht über die Sendung des Heiligen Geistes angestellt, knüpft Gregor ebenfalls eine genauere Untersuchung. Da Arius doch lehre: daß der Vater den Sohn zeuge, und dieser selbst somit vom Vater gezeugt sei, und weiter, daß Vater und Sohn den Heiligen Geist sendeten, derselbe aus Vater und Sohn hervorgehe, so verhielten sich dieselben nach der Art des Wirkenden und Gewirkten. Falsch meine Lälius nach Art der natürlichen Dinge, daß der Gezeugte ein Uebergewicht erlangen könne über den Erzeuger, er vergesse dabei die göttliche Natur, die bei solcher Zeugung sich selbst nicht verringere. So verhalte es sich auch mit dem Sendenden und Gesendeten überhaupt. Der Sohn stehe dem Vater allein nach durch das Erzeugtwordensein und nicht Erzeugenkönnen, auf gleiche Weise der Geist durch das Gesendetsein und Nichtsendenkönnen. Das seien die Unterschiede. Die göttliche Natur ganz allein mache die Personen wesensgleich. Sie allein sei es, die Vater und Sohn vom Uranfang an im Heiligen Geiste aussendeten. Er sei Gott von Gott gesandt, Licht vom Lichte, wie Erzeuger und Erzeugter hier sich gleichstehen, so Absender und Abgesandter, wenn auch der Sohn sich nicht selbst zeugt, der Geist sich nicht selbst sende. So seien denn auch unter den Aposteln die Sendenden dem Gesandten völlig gleich und ständen nicht etwa blos auf der Stufe der Diakonen.

Ein Hauptaugenmerk richtet Gregor außerdem darauf, zu beweisen, daß nicht Petrus, sondern Paulus die römische Gemeinde

gegründet habe, wogegen Lälius sich aufs heftigste gewehrt. Zuerst führt Gregor die Stelle an, in der Christus sich nicht an Petrus, sondern den ganzen Jüngerkreis wendet, wie: „Solches thut zu meinem Gedächtniß“ [1]), „Nehmet hin den Heiligen Geist, wessen u. s. w.“, „Gehet hin und lehret alle u. s. w.“ [2]), um die Ausdehnung seiner Gaben auf alle zu beweisen, dann kommt er auf Paulus und führt mit großer Genauigkeit alle Stellen an, die sich auf seine Berufung [3]) und auf seine Wirksamkeit beziehen, wie er anerkannt worden sei von den Säulenaposteln, um als Heidenapostel zu gehen, sodann von seiner Reise nach Rom, seinem Wirken daselbst unter Juden und Heiden. Er führt einen altdeutschen Kirchengesang an, der melde, Petrus sei zuerst nach Rom, Paulus nach Griechenland gekommen, und ziemlich bewährte Heiligenlegenden berichteten sogar, daß Petrus den Paulus daselbst predigend gefunden habe, und es sei auffällig, daß weder Lucas noch Paulus etwas davon erwähnt hätten. Auch herrschten Differenzen in Bezug auf die Berichte über Petrus' Wirken unter den Juden, die einen sagten, sie hätten sich ihm angeschlossen, die andern, sie hätten sich ihm widersetzt. Wenn Petrus vor Paulus nach Rom gekommen sei, so habe Paulus vor ihm begonnen zu lehren und zu wirken, oder was Petrus vor ihm gethan, sei nicht der Rede werth gewesen; sicher würde sonst Paulus an die Galater und Corinther davon geschrieben haben.

Diese Auseinandersetzung habe er hier für nöthig erachtet, da Lälius behauptet habe, daß die Macht der Apostel eben von Petrus stamme. Dagegen sprächen die angeführten Aeußerungen Christi. Die Berufung des Paulus durch Christus: „Dieses ist mir ein auserwähltes Rüstzeug, daß er meinen Namen trage vor den Heiden und vor den Königen und vor den Kindern von Israel“ [4]) sei ebenso inhaltsschwer wie das Wort an Petrus: „Weide meine Lämmer“ [5]), sodaß es Ketzerei sei, den Primat des Petrus festzuhalten, trotz Hieronymus und Chrysostomus.

---

[1]) Luc. 22, 19.
[2]) Joh. 20, 22 fg. Matth. 28, 19 fg.
[3]) Gal. 2, 9. Act. 9, 15.
[4]) Act. 9, 15.
[5]) Joh. 21, 15.

Einen weitern Einwand erhebt Gregor gegen die Behauptung, daß das Evangelium des Marcus durch Petrus erst Bestätigung erhalten, nicht minder, daß das Evangelium, das Paulus gepredigt habe, erst Petrus' Genehmigung hätte erhalten müssen. Gegen das erste sprächen die Stellen, die bewiesen, wie jedes Evangelium von Gott gekommen sei, so das Schauen der vier Thiere, so die Einsetzung einiger zu Aposteln, anderer zu Propheten, anderer zu Evangelisten; gegen das zweite die Worte des Paulus: so im Anfange des Galaterbriefs, wo er sich einen Apostel nicht durch Menschen, sondern durch Jesum Christum nenne, ebenso sage er über sein Evangelium: hätte menschliches Ansehen dasselbe bestätigen können, so hätte es nur der Gesammtheit der Apostel zugestanden. Allein Christus habe Paulus berufen, und Lälius scheue sich nicht, Christi Ehre um Petrus willen zu verkümmern. Paulus spreche so oft von einer Einheit in der Liebe und im Glauben, durch die die Kirche sich erbauen solle. Hätte Petrus einen Vorrang, so müsse er ihn mit Johannes theilen, dem Jünger, den der Herr lieb hatte, während Petrus den Herrn nur vor andern liebte. Hier zeige sich eben, weshalb besonders der Herr im Fleische erschienen sei: alle Liebe habe etwas Fleischliches, müsse sich an etwas Leibliches ketten, und so habe der Herr die Liebe der Jünger, die sich zunächst an seine irdische Erscheinung gebunden, auf die himmlische Liebe hingeleitet. Daß Christus dem Johannes nicht den Vorrang gegeben habe, sei aus dem Grunde geschehen, daß nicht die Eifersucht der andern Jünger gegen ihn, den jüngsten, erregt würde. Die ganze Art und Weise des Lälius, die durch so viele Fälle, wo die Apostel gemeinsam gehandelt, widerlegt würde, sei im Grunde nur eine unwürdige Schmeichelei. Lälius erinnere an jene, von denen Paulus an Timotheus schreibe: „Denn es werden Menschen sein, die von sich selbst halten, geizig, ruhmredig, hoffärtig, Lästerer, den Aeltern ungehorsam, undankbar, ungeistlich.“ [1])

Des Hieronymus' Autorität, die Lälius für die Supremati des Petrus anführt, gibt Gregor nicht zu, seine Verdammung zu Constanz, seine Abendmahlslehre machten ihn in Gregor's Augen incompetent. Dennoch führt er mehrere Aeußerungen desselben an, aus deren einer

---

[1]) 2 Tim. 3, 2.

hervorgeht, daß dem Petrus nicht die Wahl des Herrn, sondern die Wahl der übrigen Apostel den Principat gegeben, während aus der andern sich erweist, daß die Versammlung der Apostel über Petrus, die allgemeine Kirche über der Curie stehe. — In eifernder Lebendigkeit, die vergißt, was schon gesagt ist, führt Gregor aufs neue die biblischen Beweise gegen des Lälius Behauptung an, die wir schon kennen, besonders bestreitet er die symbolische Bedeutung, die Lälius in Petri Fischzug lege, wonach der Herr verstanden hätte, daß Petrus hinausziehen solle ins Meer der Forschung, um die Tiefe Gottes zu erkennen. Allein das sei ja alles von Johannes im Evangelium uns überliefert, alle Jünger hätten die Erscheinung der Himmelfahrt, der Verklärung gesehen, und was Lälius dem Petrus besonders zuschreibe, theile er in der That mit andern, z. B. mit dem Weibe, das Christus als den Sohn Gottes bekannte, der in die Welt gekommen sei; ein Weib, das nicht einmal geistig ihn so begriffen, als sie ihn im Gemüthe verehrt und geliebt hätte, und was vor allem das Verhältniß des Paulus zu Petrus betreffe, besonders wenn man betrachte, was beide geleistet, so müsse Petrus in der That sehr zurücktreten.

Des Lälius sprachliche Ungenauigkeit, in der er Πετρος und πετρα verwechselt habe, wird für Gregor Gegenstand eines neuen Angriffs. Lälius habe jene berühmte Stelle: „Und auf diesen Felsen werde ich meine Kirche gründen“, erklärt, als stände da: „und auf Petrus werde ich meine Kirche gründen“, während er das vorhergehende „Du bist Petrus“ gleichsetzte, als stände geschrieben: „Du bist der Felsen.“ Dafür fände sich in keiner Handschrift ein Anhalt, und Augustin erkläre sich nachdrücklich gegen eine Veränderung der heiligen Schriftworte, besonders in diesem Falle. Er glaube nicht, daß solche Aenderungen in betrügerischer Absicht unternommen wären, aber entschieden läge den Vertheidigern der römischen Suprematie sehr viel daran, ihre Zwecke mit dem Schriftwort in Einklang zu bringen. Es sei gerade sehr viel darüber gestritten worden zwischen Rom, Alexandrien, Antiochien, namentlich aber Constantinopel, wer den Vorrang vor dem andern behaupten sollte, und Rom, der Stadt des Petrus, wäre eine solche Schriftstelle, in der Petrus zweifellos als Fundament der Kirche dargestellt würde, sehr zu statten gekommen. — Zum Schlusse führt Gregor noch die Auslegung des Augustin an, der seine erste

Einen weitern Einwand erhebt Gregor gegen die Behauptung, daß das Evangelium des Marcus durch Petrus erst Bestätigung erhalten, nicht minder, daß das Evangelium, das Paulus gepredigt habe, erst Petrus' Genehmigung hätte erhalten müssen. Gegen das erste sprächen die Stellen, die bewiesen, wie jedes Evangelium von Gott gekommen sei, so das Schauen der vier Thiere, so die Einsetzung einiger zu Aposteln, anderer zu Propheten, anderer zu Evangelisten; gegen das zweite die Worte des Paulus: so im Anfange des Galaterbriefs, wo er sich einen Apostel nicht durch Menschen, sondern durch Jesum Christum nenne, ebenso sage er über sein Evangelium: hätte menschliches Ansehen dasselbe bestätigen können, so hätte es nur der Gesammtheit der Apostel zugestanden. Allein Christus habe Paulus berufen, und Lälius scheue sich nicht, Christi Ehre um Petrus willen zu verkümmern. Paulus spreche so oft von einer Einheit in der Liebe und im Glauben, durch die die Kirche sich erbauen solle. Hätte Petrus einen Vorrang, so müsse er ihn mit Johannes theilen, den Jünger, den der Herr lieb hatte, während Petrus den Herrn nur vor andern liebte. Hier zeige sich eben, weshalb besonders der Herr im Fleische erschienen sei: alle Liebe habe etwas Fleischliches, müsse sich an etwas Leibliches ketten, und so habe der Herr die Liebe der Jünger, die sich zunächst an seine irdische Erscheinung gebunden, auf die himmlische Liebe hingeleitet. Daß Christus dem Johannes nicht den Vorrang gegeben habe, sei aus dem Grunde geschehen, daß nicht die Eifersucht der andern Jünger gegen ihn, den jüngsten, erregt würde. Die ganze Art und Weise des Lälius, die durch so viele Fälle, wo die Apostel gemeinsam gehandelt, widerlegt würde, sei im Grunde nur eine unwürdige Schmeichelei. Lälius erinnere an jene, von denen Paulus an Timotheus schreibe: „Denn es werden Menschen sein, die von sich selbst halten, geizig, ruhmredig, hoffärtig, Lästerer, den Aeltern ungehorsam, undankbar, ungeistlich." [1])

Des Hieronymus' Autorität, die Lälius für die Suprematie des Petrus anführt, gibt Gregor nicht zu, seine Verdammung zu Constanz, seine Abendmahlslehre machten ihn in Gregor's Augen incompetent. Dennoch führt er mehrere Aeußerungen desselben an, aus deren einer

[1]) 2 Tim. 3, 2.

hervorgeht, daß dem Petrus nicht die Wahl des Herrn, sondern die Wahl der übrigen Apostel den Principat gegeben, während aus der andern sich erweist, daß die Versammlung der Apostel über Petrus, die allgemeine Kirche über der Curie stehe. — In eifernder Lebendigkeit, die vergißt, was schon gesagt ist, führt Gregor aufs neue die biblischen Beweise gegen des Lälius Behauptung an, die wir schon kennen, besonders bestreitet er die symbolische Bedeutung, die Lälius in Petri Fischzug lege, wonach der Herr verstanden hätte, daß Petrus hinausziehen solle ins Meer der Forschung, um die Tiefe Gottes zu erkennen. Allein das sei ja alles von Johannes im Evangelium uns überliefert, alle Jünger hätten die Erscheinung der Himmelfahrt, der Verklärung gesehen, und was Lälius dem Petrus besonders zuschreibe, theile er in der That mit andern, z. B. mit dem Weibe, das Christus als den Sohn Gottes bekannte, der in die Welt gekommen sei; ein Weib, das nicht einmal geistig ihn so begriffen, als sie ihn im Gemüthe verehrt und geliebt hätte, und was vor allem das Verhältniß des Paulus zu Petrus betreffe, besonders wenn man betrachte, was beide geleistet, so müsse Petrus in der That sehr zurücktreten.

Des Lälius sprachliche Ungenauigkeit, in der er Πετρος und πετρα verwechselt habe, wird für Gregor Gegenstand eines neuen Angriffs. Lälius habe jene berühmte Stelle: „Und auf diesen Felsen werde ich meine Kirche gründen", erklärt, als stände da: „und auf Petrus werde ich meine Kirche gründen", während er das vorhergehende „Du bist Petrus" gleichsetzte, als stände geschrieben: „Du bist der Felsen." Dafür fände sich in keiner Handschrift ein Anhalt, und Augustin erkläre sich nachdrücklich gegen eine Veränderung der heiligen Schriftworte, besonders in diesem Falle. Er glaube nicht, daß solche Aenderungen in betrügerischer Absicht unternommen wären, aber entschieden läge den Vertheidigern der römischen Suprematie sehr viel daran, ihre Zwecke mit dem Schriftwort in Einklang zu bringen. Es sei gerade sehr viel darüber gestritten worden zwischen Rom, Alexandrien, Antiochien, namentlich aber Constantinopel, wer den Vorrang vor dem andern behaupten sollte, und Rom, der Stadt des Petrus, wäre eine solche Schriftstelle, in der Petrus zweifellos als Fundament der Kirche dargestellt würde, sehr zu statten gekommen. — Zum Schlusse führt Gregor noch die Auslegung des Augustin an, der seine erste

Erklärung widerrufend, daß das „πετρα“, der Fels, auf Petrus gehe, das Wort „auf diesen Felsen will ich meine Kirche gründen“ vielmehr auf den bezieht, den Petrus als den Sohn des lebendigen Gottes bekannt hat, auf Christus selbst.

Endlich meint Gregor, habe er noch lachen müssen über Lälius' Bemerkung, daß, während ein Streit nach weltlichen Gesetzen doch nach 30 Jahren verjähre, die unbestrittene Frage über den Principat des Petrus noch immer das Interesse in Anspruch nähme. Das sei keineswegs ausgemacht, apostolische Schriften erwähnten wol jede Bulle des Paulus, aber keine des Petrus; selbst in päpstlichen Bullen stehe Paulus dem Petrus voran. Uebrigens trete gar keine Verjährung ein, wenn jeder Rechtsweg abgeschnitten sei. Der Papst habe sich dem allgemeinen Concile widersetzt, doch seien nicht 30 Jahre verflossen seit der Baseler Synode, welche die Beschlüsse von Constanz wegen der obersten Gewalt des Concils erneuert habe; und wie das Gesetz des Justinian, das die Arianer, Macedonianer, Donatisten, Gazarer, Patarener verdamme, noch immer beobachtet werde, so sollten auch die von dem Baseler Concile erneuerten, von den Päpsten Eugen und Nikolaus bekräftigten Decrete bestehen, und der ein Ketzer sein, der sich nicht daran halte.

Die Ketzereien der Böhmen erwähne Lälius nur, seine eigenen zu bedecken, da er sich dem heiligen Concile widersetze, es seien nur giftige Schmähungen, daran Lälius „wie ein im Kothe sich wälzendes Schwein“ Behagen finde. Lälius freue sich der Verdammung des Wikleff und Huß durch das Constanzer Concil und wolle in niedriger Schmeichelei gegen Papst und Cardinäle dennoch die Beschlüsse derselben Synode nicht anerkennen. Er sei gelockt worden durch den Bischofstuhl von Feltre, und habe in diesem Zwecke ein Werk geliefert, das ihm nur Schande bringen würde.

Was übrigens die Form anlange, so möge Lälius dieselbe ihm nicht verdenken; auf einen groben Klotz gehöre ein grober Keil, und das Maß mit dem der eine messe, gelte auch für den andern.

Damit endet diese Apologie des Gregor, ein Zeugniß für die Schroffheit und Rücksichtslosigkeit, mit welcher die Ideen der Reformation schon damals Rom gegenüber geltend gemacht wurden. — Die Schrift hat ihre großen Fehler; hinsichtlich der Form ist sie vielleicht

die schwächste Heimburg's. Das überladene, mit Citaten geschmückte, künstlich antike Gewand, die allzu große Breite, die häufigen Wiederholungen, den Mangel an strenggeschiedener Ordnung wird niemand leugnen, aber wir müssen auf der andern Seite wieder staunen über den Freimuth, mit dem ein einzelner, doch immerhin bescheiden gestellter Mann den Papst zu bekämpfen wagte, über die Gelehrsamkeit auf theologischem Gebiete, die Belesenheit in Schrift und Kirchenvätern bei einem Juristen, die ihn zum vollbürtigen Streiter auch auf kirchlichem Boden stempeln. Er handhabt die einschlagenden Fragen mit einem Geschicke, einer Gründlichkeit, an der sich unsere polemische Literatur ein Muster nehmen könnte; freilich fehlt auch die seiner knorrigen Natur eigene Grobheit nicht, in der jedoch die Polemik unserer Tage keines Lehrmeisters bedarf.

Doch wir kehren zur Sache zurück. Ueber den eigenen Interessen versäumte Gregor nicht die seines Herrn.

Schon am 8. Januar war eine Bulle eingetroffen, in der der Papst Herzog Sigismund, den Bischof Georg von Trient, der sich immer offener für Sigismund erklärte, den indeß zurückgekehrten Lorenz Blumenau, die Räthe Parceval von Annenberg, Jakob Trapp, Oswald Wolkensteiner, die Bürger von Meran, Innsbruck, Hallein, Sterzing und Brixen, sowie die Chorherren Wolfgang Neidlinger, Michael von Natz, Stephan Stainhorn und andere als der Ketzerei verdächtig nach Rom citirt, sich wegen dieser angeschuldeten Ketzereien zu verantworten. Ermahnungen an den Bischof von Basel, an den Erzbischof von Salzburg waren erfolgt, jedweden Verkehr mit Sigismund abzubrechen. Aber alle diese Schritte blieben ohne Resultat. Keine Hand regte sich, keiner beachtete die päpstlichen Decrete. Aufs äußerste aufgebracht wiederholte der Papst in gereizterem Tone am 20. Januar 1461 seine Citation in der Bulle „contra Satanae.“ [1])

Der Herzog wird in derselben ein Söldling des Teufels ge-

---

[1]) Freher, t. II, p. 191 sq. Goldastii Monarch., II, p. 1679 sq. Durch einen Irrthum oder Druckfehler ist statt Millesimo quadragesimo primo blos millesimo quadragesimo zu lesen, was sich auch bei Freher findet; doch ist das Falsche der Angabe schon dadurch constatirt, daß als nähere Bestimmung Pontificatus nostri anno tertio hinzugefügt ist und dies nur vom Jahre 1461 gelten kann, da Pius II. im Jahre 1458 den päpstlichen Stuhl bestieg.

nannt, besonders, da er die wegen seiner Gewaltthat an dem Cardinal über ihn verhängten Censuren in hochfahrendem Uebermuthe nicht beachtet, überhaupt die päpstlichen Beschlüsse und apostolischen Decrete verlacht und sich dessen noch gerühmt habe. Als Gottesverächter wird er der Ketzerei angeklagt, deren er schon in frühern Klagen beschuldigt worden, die er durch seine schändlichen Thaten, ja durch sein offenes Bekenntniß genugsam gezeigt habe, und zwar der Ketzerei aller Ketzereien, des Unglaubens an dem Artikel: Ich glaube an eine heilige apostolische Kirche. Wegen dieses Ungehorsams, den er gegen die päpstlichen Censuren und Gesetze bewiesen, zu dem er auch andere verlockt, wird Sigismund aufgefordert, 60 Tage nach Anheftung dieser Bullen an den Kirchthüren Roms persönlich vor dem Papste zu erscheinen, sich vor ihm namentlich betreffs seines Glaubens an die Kirche zu rechtfertigen, widrigenfalls er als Ketzer gerichtet werden solle. Mit ihm werden die schon in der vorigen Citation Geladenen, der Bischof Georg von Trient, Parceval von Annenberg, Oswald Wolkensteiner, Lorenz Blumenau und Gregor von Heimburg, — die beiden letztern als erronei doctores bezeichnet, — vorgefordert, ebenso Sigismund's Unterthanen aus Meran, Innsbruck, Sterzing, Brixen u. s. w., die genannten Chorherren und die Sonnenburger Aebtissin Barbara. Sie alle sollen sich über ihre Rechtgläubigkeit, besonders in Hinsicht auf jenen Fundamentalartikel, ausweisen.

Aber damit ruhte Pius nicht. Ein am 22. Januar an den Pfarrer zu St.-Stephan von Constanz erlassenes Breve befahl, den Herzog und seine Anhänger allsonntäglich als Gebannte von der Kanzel zu verkündigen, besonders die erronei doctores Lorenz Blumenau und Gregor von Heimburg. — Ein am 25. Januar ausgestelltes Breve an den Erzbischof von Salzburg forderte diesen Metropoliten auf, Sorge zu tragen, daß seine Suffraganen für strenge Aufrechterhaltung des Interdicts sorgten, daß in den Diöcesen von Brixen, Trient, Chur kein Gottesdienst gehalten würde, und gebot auch ihm, den Namen des Herzogs und Gregor's von Heimburg, der ihn durch seine Appellation gegen die wider ihn verhängten Strafen und seine Apologie tödlich verletzt hatte, als Gebannte von der Kanzel ausrufen zu lassen. In einem Schreiben vom 29. Januar ermahnte er den Patriarchen

von Aquileja, die Erzbischöfe von Mainz und Prag, sowie den Bischof von Passau das Interdict ernsthaft zu handhaben und dem Volke die Ketzerei Herzog Sigismund's und seiner Genossen von der Kanzel zu verkündigen. Eine gleiche Ermahnung, jeden Verkehr mit Sigismund zu meiden, erging an die Bürger von Constanz und von Augsburg. Jeder Ort, der Sigismund und die Seinen aufnähme, solle mit dem Interdict belegt werden, eine Bulle in diesem Sinne ward auch am 1. Februar gegen Bischof Georg von Trient erlassen, „ob notoriam ejus adhaesionem, quam facto quotidie Sigismundo duci ostendit cum quo et idem sentire videtur".

Am 12. Februar ward die Citationsbulle contra Satanae an den Kirchthüren Roveredos angeschlagen. Der Papst hatte das Aeußerste gethan, was er thun konnte, aber wiederum zeigten sich seine Erwartungen getäuscht. — Der nürnberger Rath hatte schon unumwunden auf Pius' Schreiben vom 10. October 1460 geantwortet, daß ihn der Handel mit Sigismund nichts kümmere, und daß er den Umgang mit Gregor von Heimburg, diesem gelehrten Mann, keinem verbieten wollte. Die Fürsten, weltliche wie geistliche, die ohnehin weder den Papst, noch den Cardinal liebten, hatten es mit dem Interdict sehr leicht genommen; der Kaiser, auf den der Papst vor allen gerechnet, ward durch die Aufstände, die in seinem Erblande durch den Trotz der unzufriedenen Großen immer wieder emporflammten, an deren Spitze sich sogar des Kaisers ehrgeiziger Bruder Erzherzog Albrecht gestellt hatte, in anderweitigen Schritten gehemmt. Und so geschah es, daß er sich von Sigismund und seinen Genossen einen sehr kühnen Ton gefallen lassen mußte. — Der Bischof von Trient und die Mehrzahl des Capitels suchten zwar anfangs den Papst zu beschwichtigen, gütlich ihn zu einem milderen Verfahren zu bewegen, aber die Muthigern aus ihrer Mitte traten anders auf. Der Chorherr Stephan Stainhorn appellirte sowol gegen die Excommunication als gegen die Ladung. Ihm schlossen sich andere an. Zwei schrieben an den Cardinal, wie unrecht seine Beschuldigungen seien, nicht minder, welcher Unsinn es sei, ein ganzes Land zur Völkerwanderung nach Rom aufzufordern, worin eine Adresse von dem Rath und den Bürgern zu Brixen sie unterstützte. Der Herzog vor allen spottete des ganzen Treibens und ließ unbekümmert um den päpstlichen Zorn eine Ap-

Einen weitern Einwand erhebt Gregor gegen die Behauptung, daß das Evangelium des Marcus durch Petrus erst Bestätigung erhalten, nicht minder, daß das Evangelium, das Paulus gepredigt habe, erst Petrus' Genehmigung hätte erhalten müssen. Gegen das erste sprächen die Stellen, die bewiesen, wie jedes Evangelium von Gott gekommen sei, so das Schauen der vier Thiere, so die Einsetzung einiger zu Aposteln, anderer zu Propheten, anderer zu Evangelisten; gegen das zweite die Worte des Paulus: so im Anfange des Galaterbriefs, wo er sich einen Apostel nicht durch Menschen, sondern durch Jesum Christum nenne, ebenso sage er über sein Evangelium: hätte menschliches Ansehen dasselbe bestätigen können, so hätte es nur der Gesammtheit der Apostel zugestanden. Allein Christus habe Paulus berufen, und Lälius scheue sich nicht, Christi Ehre um Petrus willen zu verkümmern. Paulus spreche so oft von einer Einheit in der Liebe und im Glauben, durch die die Kirche sich erbauen solle. Hätte Petrus einen Vorrang, so müsse er ihn mit Johannes theilen, den Jünger, den der Herr lieb hatte, während Petrus den Herrn nur vor andern liebte. Hier zeige sich eben, weshalb besonders der Herr im Fleische erschienen sei: alle Liebe habe etwas Fleischliches, müsse sich an etwas Leibliches ketten, und so habe der Herr die Liebe der Jünger, die sich zunächst an seine irdische Erscheinung gebunden, auf die himmlische Liebe hingeleitet. Daß Christus dem Johannes nicht den Vorrang gegeben habe, sei aus dem Grunde geschehen, daß nicht die Eifersucht der andern Jünger gegen ihn, den jüngsten, erregt würde. Die ganze Art und Weise des Lälius, die durch so viele Fälle, wo die Apostel gemeinsam gehandelt, widerlegt würde, sei im Grunde nur eine unwürdige Schmeichelei. Lälius erinnere an jene, von denen Paulus an Timotheus schreibe: „Denn es werden Menschen sein, die von sich selbst halten, geizig, ruhmredig, hoffärtig, Lästerer, den Aeltern ungehorsam, undankbar, ungeistlich.“ [1])

Des Hieronymus' Autorität, die Lälius für die Suprematie des Petrus anführt, gibt Gregor nicht zu, seine Verdammung zu Constanz, seine Abendmahlslehre machten ihn in Gregor's Augen incompetent. Dennoch führt er mehrere Aeußerungen desselben an, aus deren einer

---

[1]) 2 Tim. 3, 2.

hervorgeht, daß dem Petrus nicht die Wahl des Herrn, sondern die Wahl der übrigen Apostel den Principat gegeben, während aus der andern sich erweist, daß die Versammlung der Apostel über Petrus, die allgemeine Kirche über der Curie stehe. — In eifernder Lebendigkeit, die vergißt, was schon gesagt ist, führt Gregor aufs neue die biblischen Beweise gegen des Lälius Behauptung an, die wir schon kennen, besonders bestreitet er die symbolische Bedeutung, die Lälius in Petri Fischzug lege, wonach der Herr verstanden hätte, daß Petrus hinausziehen solle ins Meer der Forschung, um die Tiefe Gottes zu erkennen. Allein das sei ja alles von Johannes im Evangelium uns überliefert, alle Jünger hätten die Erscheinung der Himmelfahrt, der Verklärung gesehen, und was Lälius dem Petrus besonders zuschreibe, theile er in der That mit andern, z. B. mit dem Weibe, das Christus als den Sohn Gottes bekannte, der in die Welt gekommen sei; ein Weib, das nicht einmal geistig ihn so begriffen, als sie ihn im Gemüthe verehrt und geliebt hätte, und was vor allem das Verhältniß des Paulus zu Petrus betreffe, besonders wenn man betrachte, was beide geleistet, so müsse Petrus in der That sehr zurücktreten.

Des Lälius sprachliche Ungenauigkeit, in der er Πετρος und πετρα verwechselt habe, wird für Gregor Gegenstand eines neuen Angriffs. Lälius habe jene berühmte Stelle: „Und auf diesen Felsen werde ich meine Kirche gründen", erklärt, als stände da: „und auf Petrus werde ich meine Kirche gründen", während er das vorhergehende „Du bist Petrus" gleichsetzte, als stände geschrieben: „Du bist der Felsen." Dafür fände sich in keiner Handschrift ein Anhalt, und Augustin erkläre sich nachdrücklich gegen eine Veränderung der heiligen Schriftworte, besonders in diesem Falle. Er glaube nicht, daß solche Aenderungen in betrügerischer Absicht unternommen wären, aber entschieden läge den Vertheidigern der römischen Suprematie sehr viel daran, ihre Zwecke mit dem Schriftwort in Einklang zu bringen. Es sei gerade sehr viel darüber gestritten worden zwischen Rom, Alexandrien, Antiochien, namentlich aber Constantinopel, wer den Vorrang vor dem andern behaupten sollte, und Rom, der Stadt des Petrus, wäre eine solche Schriftstelle, in der Petrus zweifellos als Fundament der Kirche dargestellt würde, sehr zu statten gekommen. — Zum Schlusse führt Gregor noch die Auslegung des Augustin an, der seine erste

Erklärung widerrufend, daß das „πετρα", der Fels, auf Petrus gehe, das Wort „auf diesen Felsen will ich meine Kirche gründen" vielmehr auf den bezieht, den Petrus als den Sohn des lebendigen Gottes bekannt hat, auf Christus selbst.

Endlich meint Gregor, habe er noch lachen müssen über Lälius' Bemerkung, daß, während ein Streit nach weltlichen Gesetzen doch nach 30 Jahren verjähre, die unbestrittene Frage über den Principat des Petrus noch immer das Interesse in Anspruch nähme. Das sei keineswegs ausgemacht, apostolische Schriften erwähnten wol jede Bulle des Paulus, aber keine des Petrus; selbst in päpstlichen Bullen stehe Paulus dem Petrus voran. Uebrigens trete gar keine Verjährung ein, wenn jeder Rechtsweg abgeschnitten sei. Der Papst habe sich dem allgemeinen Concile widersetzt, doch seien nicht 30 Jahre verflossen seit der Baseler Synode, welche die Beschlüsse von Constanz wegen der obersten Gewalt des Concils erneuert habe; und wie das Gesetz des Justinian, das die Arianer, Macedonianer, Donatisten, Gazarer, Patarener verdamme, noch immer beobachtet werde, so sollten auch die von dem Baseler Concile erneuerten, von den Päpsten Eugen und Nikolaus bekräftigten Decrete bestehen, und der ein Ketzer sein, der sich nicht daran halte.

Die Ketzereien der Böhmen erwähne Lälius nur, seine eigenen zu bedecken, da er sich dem heiligen Concile widersetze, es seien nur giftige Schmähungen, daran Lälius „wie ein im Kothe sich wälzendes Schwein" Behagen finde. Lälius freue sich der Verdammung des Wikleff und Huß durch das Constanzer Concil und wolle in niedriger Schmeichelei gegen Papst und Cardinäle dennoch die Beschlüsse derselben Synode nicht anerkennen. Er sei gelockt worden durch den Bischofsstuhl von Feltre, und habe in diesem Zwecke ein Werk geliefert, das ihm nur Schande bringen würde.

Was übrigens die Form anlange, so möge Lälius dieselbe ihm nicht verdenken; auf einen groben Klotz gehöre ein grober Keil, und das Maß mit dem der eine messe, gelte auch für den andern.

Damit endet diese Apologie des Gregor, ein Zeugniß für die Schroffheit und Rücksichtslosigkeit, mit welcher die Ideen der Reformation schon damals Rom gegenüber geltend gemacht wurden. — Die Schrift hat ihre großen Fehler; hinsichtlich der Form ist sie vielleicht

die schwächste Heimburg's. Das überladene, mit Citaten geschmückte, künstlich antike Gewand, die allzu große Breite, die häufigen Wiederholungen, den Mangel an strenggeschiedener Ordnung wird niemand leugnen, aber wir müssen auf der andern Seite wieder staunen über den Freimuth, mit dem ein einzelner, doch immerhin bescheiden gestellter Mann den Papst zu bekämpfen wagte, über die Gelehrsamkeit auf theologischem Gebiete, die Belesenheit in Schrift und Kirchenvätern bei einem Juristen, die ihn zum vollbürtigen Streiter auch auf kirchlichem Boden stempeln. Er handhabt die einschlagenden Fragen mit einem Geschicke, einer Gründlichkeit, an der sich unsere polemische Literatur ein Muster nehmen könnte; freilich fehlt auch die seiner knorrigen Natur eigene Grobheit nicht, in der jedoch die Polemik unserer Tage keines Lehrmeisters bedarf.

Doch wir kehren zur Sache zurück. Ueber den eigenen Interessen versäumte Gregor nicht die seines Herrn.

Schon am 8. Januar war eine Bulle eingetroffen, in der der Papst Herzog Sigismund, den Bischof Georg von Trient, der sich immer offener für Sigismund erklärte, den indeß zurückgekehrten Lorenz Blumenau, die Räthe Parceval von Annenberg, Jakob Trapp, Oswald Wolkensteiner, die Bürger von Meran, Innsbruck, Hallein, Sterzing und Brixen, sowie die Chorherren Wolfgang Neidlinger, Michael von Natz, Stephan Stainhorn und andere als der Ketzerei verdächtig nach Rom citirt, sich wegen dieser angeschuldeten Ketzereien zu verantworten. Ermahnungen an den Bischof von Basel, an den Erzbischof von Salzburg waren erfolgt, jedweden Verkehr mit Sigismund abzubrechen. Aber alle diese Schritte blieben ohne Resultat. Keine Hand regte sich, keiner beachtete die päpstlichen Decrete. Aufs äußerste aufgebracht wiederholte der Papst in gereizterem Tone am 20. Januar 1461 seine Citation in der Bulle „contra Satanae." [1])

Der Herzog wird in derselben ein Söldling des Teufels ge-

---

[1]) Freher, t. II, p. 191 sq. Goldastii Monarch., II, p. 1679 sq. Durch einen Irrthum oder Druckfehler ist statt Millesimo quadragesimo primo blos millesimo quadragesimo zu lesen, was sich auch bei Freher findet; doch ist das Falsche der Angabe schon dadurch constatirt, daß als nähere Bestimmung Pontificatus nostri anno tertio hinzugefügt ist und dies nur vom Jahre 1461 gelten kann, da Pius II. im Jahre 1458 den päpstlichen Stuhl bestieg.

nannt, besonders, da er die wegen seiner Gewaltthat an dem Cardinal über ihn verhängten Censuren in hochfahrendem Uebermuthe nicht beachtet, überhaupt die päpstlichen Beschlüsse und apostolischen Decrete verlacht und sich dessen noch gerühmt habe. Als Gottesverächter wird er der Ketzerei angeklagt, deren er schon in frühern Klagen beschuldigt worden, die er durch seine schändlichen Thaten, ja durch sein offenes Bekenntniß genugsam gezeigt habe, und zwar der Ketzerei aller Ketzereien, des Unglaubens an dem Artikel: Ich glaube an eine heilige apostolische Kirche. Wegen dieses Ungehorsams, den er gegen die päpstlichen Censuren und Gesetze bewiesen, zu dem er auch andere verlockt, wird Sigismund aufgefordert, 60 Tage nach Anheftung dieser Bullen an den Kirchthüren Roms persönlich vor dem Papste zu erscheinen, sich vor ihm namentlich betreffs seines Glaubens an die Kirche zu rechtfertigen, widrigenfalls er als Ketzer gerichtet werden solle. Mit ihm werden die schon in der vorigen Citation Geladenen, der Bischof Georg von Trient, Parceval von Annenberg, Oswald Wolkensteiner, Lorenz Blumenau und Gregor von Heimburg, — die beiden letztern als erronei doctores bezeichnet, — vorgefordert, ebenso Sigismund's Unterthanen aus Meran, Innsbruck, Sterzing, Brixen u. s. w., die genannten Chorherren und die Sonnenburger Aebtissin Barbara. Sie alle sollen sich über ihre Rechtgläubigkeit, besonders in Hinsicht auf jenen Fundamentalartikel, ausweisen.

Aber damit ruhte Pius nicht. Ein am 22. Januar an den Pfarrer zu St.-Stephan von Constanz erlassenes Breve befahl, den Herzog und seine Anhänger allsonntäglich als Gebannte von der Kanzel zu verkündigen, besonders die erronei doctores Lorenz Blumenau und Gregor von Heimburg. — Ein am 25. Januar ausgestelltes Breve an den Erzbischof von Salzburg forderte diesen Metropoliten auf, Sorge zu tragen, daß seine Suffraganen für strenge Aufrechterhaltung des Interdicts sorgten, daß in den Diöcesen von Brixen, Trient, Chur kein Gottesdienst gehalten würde, und gebot auch ihm, den Namen des Herzogs und Gregor's von Heimburg, der ihn durch seine Appellation gegen die wider ihn verhängten Strafen und seine Apologie tödlich verletzt hatte, als Gebannte von der Kanzel ausrufen zu lassen. In einem Schreiben vom 29. Januar ermahnte er den Patriarchen

von Aquileja, die Erzbischöfe von Mainz und Prag, sowie den Bischof von Passau das Interdict ernsthaft zu handhaben und dem Volke die Ketzerei Herzog Sigismund's und seiner Genossen von der Kanzel zu verkündigen. Eine gleiche Ermahnung, jeden Verkehr mit Sigismund zu meiden, erging an die Bürger von Constanz und von Augsburg. Jeder Ort, der Sigismund und die Seinen aufnähme, solle mit dem Interdict belegt werden, eine Bulle in diesem Sinne ward auch am 1. Februar gegen Bischof Georg von Trient erlassen, „ob notoriam ejus adhaesionem, quam facto quotidie Sigismundo duci ostendit cum quo et idem sentire videtur“.

Am 12. Februar ward die Citationsbulle contra Satanae an den Kirchthüren Roveredos angeschlagen. Der Papst hatte das Aeußerste gethan, was er thun konnte, aber wiederum zeigten sich seine Erwartungen getäuscht. — Der nürnberger Rath hatte schon unumwunden auf Pius' Schreiben vom 10. October 1460 geantwortet, daß ihn der Handel mit Sigismund nichts kümmere, und daß er den Umgang mit Gregor von Heimburg, diesem gelehrten Mann, keinem verbieten wollte. Die Fürsten, weltliche wie geistliche, die ohnehin weder den Papst, noch den Cardinal liebten, hatten es mit dem Interdict sehr leicht genommen; der Kaiser, auf den der Papst vor allen gerechnet, ward durch die Aufstände, die in seinem Erblande durch den Trotz der unzufriedenen Großen immer wieder emporflammten, an deren Spitze sich sogar des Kaisers ehrgeiziger Bruder Erzherzog Albrecht gestellt hatte, in anderweitigen Schritten gehemmt. Und so geschah es, daß er sich von Sigismund und seinen Genossen einen sehr kühnen Ton gefallen lassen mußte. — Der Bischof von Trient und die Mehrzahl des Capitels suchten zwar anfangs den Papst zu beschwichtigen, gütlich ihn zu einem milderen Verfahren zu bewegen, aber die Muthigern aus ihrer Mitte traten anders auf. Der Chorherr Stephan Stainhorn appellirte sowol gegen die Excommunication als gegen die Ladung. Ihm schlossen sich andere an. Zwei schrieben an den Cardinal, wie unrecht seine Beschuldigungen seien, nicht minder, welcher Unsinn es sei, ein ganzes Land zur Völkerwanderung nach Rom aufzufordern, worin eine Adresse von dem Rath und den Bürgern zu Brixen sie unterstützte. Der Herzog vor allen spottete des ganzen Treibens und ließ unbekümmert um den päpstlichen Zorn eine Ap-

pellation verfassen, die, voll beißendsten Spottes, die Thorheiten der Bulle contra Satanae geißelt und die, wenn sie auch seinen Namen nicht trägt [1]), Gregor von Heimburg sicherlich zum Verfasser hat. Das Datum fehlt. Indeß ist so viel klar, daß sie bald nach der Citationsbulle verfaßt wurde, und daß Jäger [2]) recht haben mag, wenn er sie auf den 16. März des Jahres 1461 ansetzt, obschon wir etwas Genaueres nicht anzugeben wissen.

Der Herzog beklagt sich in scharfen Ausdrücken, daß er mit kirchlichen Censuren heimgesucht worden sei, nachdem man ihm Gehör verweigert, seine Vertheidigung abgewiesen, seinen Rath ins Gefängniß geworfen habe. Der Papst habe ihn, wie seine Unterthanen, der Ketzerei für verdächtig erklärt. Doch sollte er, ehe er einen solchen Verdacht ausspreche, die Sache lieber von einem unverdächtigen Richter untersuchen lassen, als so ohne weiteres anderer guten Namen beflecken. Wenn der Papst ihn als Verächter der Kirche bestrafen und deshalb als Ketzer betrachten wolle, so solle er bedenken, daß sein Verhalten natürlich sei, wenn der Papst den Beschuldigten zu hören verschmähe. Adam und Cain wären gehört worden, der Sodomiter Sünde hätte Gott selbst kennen lernen wollen. Ihm und den Seinen wäre es nicht so geworden, sie hätten sich nicht vertheidigen können. Keine Gewaltthat, nicht ein Verhängen von Kirchenstrafen, sei das Verfahren des Papstes. — In Roveredo hätte man an der Kirchthüre gelesen, daß der Herzog mit allen seinen Unterthanen nach Rom berufen wäre, sich wegen seines Glaubens zu verantworten, und zwar persönlich. Das sei wirklich Wahnsinn, wenn man nicht in Alter, Geschlecht, Befinden, Wahnsinn und Vernunft einen Unterschied machen wollte, über 100000 Personen nach Rom lüde, ohne Brot, das sie äßen, ohne dafür zu sorgen, wer die Kinder säuge, die Kranken trüge, die Blinden führe, wer den Schwangern und Kreißenden beistehe. Dergleichen Befehle müssen nicht nur gerecht und ehrenwerth, sie müssen überhaupt nur ausführbar sein. So solle er und sein Volk das Vaterland unvertheidigt, die Häuser unbewohnt, die Burgen unbesetzt lassen. Der Papst wolle dieselben, nachdem ihre Besitzer sich entfernt, mit

---

[1]) Goldast., II, p. 1580 sq.

[2]) Archiv für Kunde österr. Geschichtsquellen, Bd. 7, S. 177.

Weib und Kind verbrennen. Alles, was die grausamsten Barbaren selbst ihnen nicht angethan, thue der geistliche Vater, der ihre Tapferkeit beneide; einmal weil sie sich in Christo gerühmt und dann, weil der Herzog angeblich ein Anhänger geheimer Sekten wäre, habe der Papst den Verdacht der Ketzerei gefaßt. Das erste entschuldige sich dadurch, daß jeder Christ Christi sich rühme, in ihm seinen Wandel heilige; in dem andern habe der Papst ihn mit Waffen angegriffen, gegen die er wehrlos sei. Der Papst führe an, daß er selbst auf dem Mantuaner Concile bestimmt habe, daß jeder, der sich vom Papste auf ein allgemeines Concil beriefe, als Ketzer in den Bann gethan werden solle: nach zwei Monaten habe sich der Herzog dessen schuldig gemacht. Nun lehre aber die Constanzer Synode, daß das Concil von Christo Gewalt habe über den Papst, das hätten die Päpste Eugen und Nikolaus anerkannt, die Baseler Väter diese Beschlüsse erneuert. Der Papst aber misbrauche sein Ansehen, diese höhere Macht des allgemeinen Concils, der er selbst gehorchen müsse, zu unterdrücken, damit es sich nicht versammle, während es jetzt in seinen Elementen über den ganzen Erdkreis zerstreut sei: nun sei das Letztere kein Hinderniß, an dasselbe zu appelliren, da ja die kirchliche Gewalt ihm immer innewohne. Es sollte von zehn zu zehn Jahren stets versammelt werden, der Termin sei schon abgelaufen, der Papst thue aber nichts, er scheine von der Gerechtigkeit seiner Sache wenig zu halten, da er es verhindert hätte, daß seine Richter zusammenträten.

Der Papst befehle dem Herzog und den Seinen, in Rom zu erscheinen, er, der das Gesandtenrecht so frevelhaft übertreten. Welche Sicherheit könnten sie von einem solchen Uebertreter des Völkerrechts erwarten; Erfahrungen hätten bei seinen Vorgängern gelehrt, daß man sich seinen Feinden nie anvertrauen dürfe, selbst beim Glauben an sicheres Geleit. Der Herzog und die Seinen würden selbst Schuld tragen an ihrem Unglück, ließen sie sich vom Papste täuschen.

Aber er komme auf die Ursache des Processes, der begonnen sei wegen des Zweifels an dem Artikel: „Ich glaube an eine heilige katholische und apostolische Kirche.“ Nun habe er — Sigismund — schon in frühester Jugend also gelernt: „Ich glaube an Gott den Vater, allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde, und an Jesus Christus seinen eingebornen Sohn, unsern Herrn, und an den

Heiligen Geist"; nicht aber an die Kirche, wie denn überhaupt das apostolische Symbol keinen Glauben an Menschenwerk lehre.

Dieses apostolische Symbol, womit die Christen die Reihen der Feinde durchbrachen, lehre wol den Glauben an einen Gott, an einen Erlöser und an einen Heiligen Geist, aber nur den Glauben, daß eine Kirche bestehe, nicht einen Glauben an diese Kirche (credère ecclesiam, non in ecclesiam). So habe er auch später, als er an das Nicänische Symbol getreten, dasselbe gefunden, einen Glauben an Gott den Vater, an den Herrn Jesus Christus, an den Heiligen Geist, aber nicht an eine Kirche, sondern nur an ein Bestehen dieser Kirche, da sie nur ein Geschaffenes sei. Aus seiner falschen Ansicht komme es, daß der Papst unbedingten Gehorsam für kirchliche Satzungen verlange. Denselben werde der Herzog wol leisten, nie sich aber zum Glauben an eine Kirche zwingen lassen, noch weniger aber zu dem Glauben, daß er und die Seinen rechtlich excommunicirt wären, sie, die nicht gehört worden, da sie doch dem Cardinal kein Unrecht angethan, nur seine Uebergriffe und Grausamkeiten vereitelt hätten. Daran hätte sie niemand hindern dürfen. Die Natur sei Richterin der Billigkeit und bestätige nimmermehr Unrecht und Gewaltthat. Das Recht, Unrecht zu vertreiben, sei tief eingewurzelt und nicht erdichtet. Bei allen Stämmen und Völkern bestehe es. Durch dasselbe würden jegliche Kriege gerechtfertigt, bisweilen geheiligt, und den Streitern ewige Belohnungen zugesprochen.

Des Herzogs Verbrechen sei, die Metzelei, die der Cardinal angeordnet, nicht geduldet, seine Bergwerke gegen des Cardinals Ansprüche behauptet zu haben; er habe nicht warten wollen bis die kaiserlichen Executionstruppen des Grafen von Posingen, die in Görz an der tyroler Grenze lagerten und dasselbe verwüsteten, von dem Cardinal, der den einjährigen Waffenstillstand verweigert hätte, in die Festungen Tyrols eingeführt worden seien; die Gefahr hätte sehr nahe gelegen, und ein verspätetes Erstauntsein hätte nichts genützt. Wie würde der Cardinal gelacht haben, wenn ihm dieser Plan gelungen und er Tyrol schlafend überrumpelt hätte!

So hätte der Herzog und seine Partei den Angriffen des Cardinals widerstanden und ohne Schwertstreich den Frieden erhalten. Ob sie Lob oder Tadel deshalb verdienten, wollten sie jedem billig

Denkenden überlassen. — Nun stehe in jener Citation: Daß Sigismund citirt worden sei, wegen des Glaubens, vor allem bezüglich des Dogmas von der Einheit der Kirche und was darüber die Aussprüche der heiligen Kirchenlehrer besagten, sich zu verantworten. Er habe schon geantwortet, daß er eine katholische und apostolische Kirche als bestehend anerkenne, aber nicht an dieselbe glaube, damit er die Ehre, die dem Schöpfer gebühre, nicht dem Geschöpfe zuwende. Was jenen Zusatz über die Aussprüche der heiligen Kirchenlehrer betreffe, so sei es lächerlich, darüber Kenntniß von einem weltlichen Fürsten zu verlangen. Ihm genüge, zu glauben was die Apostel geglaubt hätten, das Nicänische Symbol zu kennen, den Glauben der Kirche zu theilen, der Apostel Lehre aufzunehmen. Wie viele Heilige, die ihr Blut vergossen, seien im Himmel, ohne jene Lehren der Kirchenlehrer gekannt zu haben; in der Liebe zu Christus habe ihre ganze Kraft bestanden. — So preise der Prophet nicht die selig, welche die Urkunden Gottes durchstöberten, wodurch sie hochmüthig und streitsüchtig gemacht würden, sondern die, die von ganzer Seele Gott suchten. Und das vermöge ein reines Herz vor allem, ohne die Spitzfindigkeiten der Bücher und Schriften, die allen Verstand überstiegen. Sie sollten das Vaterland schützen, das thäten sie im guten Glauben an die apostolische Lehre, sonst überließen sie Glaubenssachen der Kirche und hofften auch so selig zu werden.

Aber nicht nur der Herzog selbst, auch seine Räthe und Unterthanen seien vorgeladen worden. Keiner hätte hier sich der Verachtung gegen Kirchenstrafen schuldig gemacht: der Cardinal aber hätte ihn und die Seinigen beschimpft und verleumdet, der Cardinal hätte eigentlich dafür büßen sollen, Strafe sollte den treffen, der seine Gewalt misbrauchend ohne weiteres kirchliche Censuren verhänge. Zudem sei es verboten mit dem Volke über den Glauben zu streiten. Was würde zudem ein Landmann sagen, wenn man ihn früge: „Was ist die Kirche? Wodurch wird sie aufrecht erhalten, falls der Papst irren sollte? Worin unterscheidet sich das wahre Haupt der Kirche vom irdisch sichtbaren? Welches Ansehen ist den heiligen Schriften von ihnen verliehen, welche Bezeugung hat es von ihnen empfangen?“ Man habe ja so lange die Schrift vor dem Volke als Geheimniß bewacht, daß die heftig getadelt worden seien, die die heilige Schrift nur aus

dem Lateinischen ins Deutsche übertragen hätten. Nun wolle der Cardinal gar die Bauern über die Ansichten der Kirchenlehrer befragen. Das solle er doch den Scholastikern überlassen. Bauern und Winzer hätten den Boden zu bebauen und zu pflegen, ihnen genüge das Glaubensbekenntniß. Ueber die unio mystica und über die Dreieinigkeit zieme es Laien nicht, zu verhandeln. Doch könne der Cardinal ja das Landvolk mit gelehrten Vorträgen heranbilden, wenn er die Zeit benutzen wollte, wo nichts zu thun wäre und der Ackerbau niemand abriefe; aber der heilige Gregor verböte in seinen Pastoralschriften dergleichen Geheimnisse, ohne Rücksicht auf Personen und Zeit, vorzutragen.

Wenn der Papst ihn, den Herzog, für weniger fest im Glauben halte und es ehrlich meine, so könnte er es von den Männern und Fürsten hören, mit welchen derselbe verkehre, ohne daß er auf ihn gleich zu schimpfen brauche; ebenso, wenn es sich über seiner Unterthanen Glauben handle, brauche er nicht erst eine solche Völkerwanderung zu veranstalten. Der Papst lade sie nur vor, um Gelegenheit zu finden, ihnen Gewalt anzuthun. Welcher Heide habe jemals eine solche Christenverfolgung verursacht und so viele Christenseelen mit einem Ausspruche verurtheilt, wie dieser Papst jetzt vorfordere, um Gelegenheit zu haben, sie zu verdammen. An seiner Art und Weise, die Gesandten zu behandeln, zeige sich, welcher Grausamkeit er fähig sei. Demnach würden denn weder der Herzog, noch seine weltlichen und geistlichen Unterthanen so wahnsinnig sein, bei einem Manne sich über ihren Glauben zu verantworten, der sie zu hören verweigert habe. Ihr Glaube stehe bei allen Fürsten fest, und niemand zweifle an ihrer Aufrichtigkeit. Die Geistlichkeit und ihre Heiligthümer würden geehrt, ihr weltliches Eigenthum geschützt; kein Bischof oder Prälat, der unter des Papstes weltlicher Macht stehe, erfreue sich der Freiheit, die man in Tyrol genösse. Das sei doch kein Zeichen von Ketzerei, sondern von guter Gesinnung.

So appellire er wegen der Beschimpfungen, Verleumdungen, der thörichten Citation und der beleidigenden Bedrohung in seinem und seiner Unterthanen Namen, geistlichen wie weltlichen, und bekenne sich frei zu dem Glauben, wie er im apostolischen und nicänischen Symbole ausgesprochen, wenn auch Papst und Cardinal anders

urtheilten; denn der Glaube sei ein Gemeingut aller, erstrecke sich auf Cleriker und Laien, kurz auf alle Christen.

Er mache nun verschiedene Stufen in seiner Appellation, zuerst verlange er zwischen sich und dem Cardinal einen unverdächtigen Schiedsrichter. Dazu seien mehrere Prälaten in Deutschland geeignet, die die Lage der brixener Kirche und des Cardinals wohl kennten: wer deren Urtheil verschmähen würde, gestehe damit ein, daß er seinem Rechte nicht traue; außerdem appellire er an ein künftiges Concil, dessen gesetzlicher Termin, nämlich das zehnte Jahr seit es zum letzten male gehalten, schon verflossen sei, und am Papste liege es allein, daß es bisjetzt nicht gehalten worden sei. Sodann appellire er an den künftigen Papst, wie schon in seiner frühern Appellation, die an den Kirchthüren von Florenz angeheftet, gestanden hätte, und die, wie der Papst ja selbst aussage, zu seinen Ohren gelangt sei.

Diese Appellation des Herzogs, der Ton, den Heimburg darin angeschlagen, der Widerstand, den der Papst bei Clerus und Laien, bei dem Capitel und den Bürgern von Brixen gefunden, war natürlich nicht geeignet, seinen und des Cardinals Zorn zu mäßigen. Nikolaus von Cusa rächte sich, indem er im groben Tone den Chorherren auf ihre Briefe antwortete. Das Cardinalscollegium ging mit dem Plane um, Gregor von Heimburg einfangen zu lassen, und der Papst, nachdem er nochmals auf 60 Tage den Termin des Erscheinens vor ihm hinausgeschoben, sprach, wie über alle Ketzer, so über Sigismund und seine Anhänger am Gründonnerstage den großen Fluch aus, unmittelbar vor dem Fluche über Seeräuber und Sarazenen. — Umsonst, auch dieser Fluch fruchtete nichts, die brixener Chorherren verweigerten dem vom Papste an des abwesenden Cardinals Stelle zur Verwaltung des Capitels eingesetzten Erzbischof von Salzburg den Gehorsam, als er sie in des Papstes Namen dazu aufforderte, und verlangten zuletzt ein Provinzialconcil zur Verhandlung der Stiftsangelegenheiten.

Auf Wunsch des Herzogs wurde der kühne Stephan Stainhorn nach Innsbruck gesandt, und das Resultat seiner Verhandlungen mit Sigismund war, daß er und der Chorherr Georg Golser als Gesandten des Stiftes zu dem Frankfurter Reichstag reisen sollten, der gerade seinen Anfang nahm und wozu der Herzog auch seinerseits

Gesandte zu schicken gesonnen war. Am 22. Mai reisten denn wirklich die beiderseitigen Gesandten dahin ab. — Gregor von Heimburg war zum Gesandten des Herzogs ernannt. — Allein wir müssen hier noch einmal zurückblicken und eine andere Seite der Thätigkeit Heimburg's ins Auge fassen, die uns sein Verhalten auf dem indeß von Frankfurt nach Mainz verlegten Tage deutlich begreifen lassen wird. —

IX.

Fortsetzung. — Heimburg's weitere Opposition gegen Rom auf den Tagen zu Nürnberg und Mainz. — Oratio invectiva in Cardinalem Nicolaum de Cusa. — Weitere Verhandlungen.

Die Partei des Concils hatte aufs neue noch einmal ihr Haupt erhoben in Diether von Isenburg, dem dermaligen Erzbischof von Mainz; war es auch kein Mann von geistiger Bedeutung, so fehlte ihm doch keineswegs die trotzige Keckheit, einen kühnen Schritt zu thun, ein freies Wort zu reden, freilich ohne den kräftigen Nachhalt der Seele, das Unternommene demgemäß auszuführen und zu vertreten.

Graf Diether von Isenburg hatte nicht ohne heftige Wahlkämpfe gegenüber seinem Nebenbuhler Adolf von Nassau den mainzer Kurhut errungen; wie seine Feinde behaupteten, durch Bestechung seiner Wähler, ohne daß jedoch er es eingestand, und irgend ein anderer ihn hätte überführen können. — Gleich zu Anfang traten Verhältnisse ein, die seine ohnehin nicht guten Beziehungen zu dem Papste trübten; er bat, da ihn Unwohlsein in Deutschland festhielte, den geschickten Gregor von Heimburg, in Mantua die Confirmation des Papstes für ihn einzuholen, den bischöflichen Huldigungseid zu leisten und die übliche Taxe dafür zu entrichten. — Der Papst, dem Erzbischof Diether an und für sich nicht freundlich gesinnt, weigerte sich in Mantua, auf dieses Ansuchen einzugehen, wenn nicht Heimburg in des Erzbischofs Namen sich verpflichtete, „daß selbiger hinfüro weder Nationalconvente noch Versammlungen derer Churfürsten ohne Päbstlichen Consens halten, sowohl die ihnen anitzo vor das Pallium

und sonst angeforderte Summe Geldes abtragen wollte". [1]) Diese Taxe aber war doppelt so hoch gestellt worden, als es der Brauch war. Gregor ging als gewissenhafter Vertreter auf keine von beiden Bedingungen ein, schlug die Erfüllung der ersten rundweg ab, und was die Taxforderung beträfe, wollte er nur die Summe entrichten, die bisher für das Pallium entrichtet worden sei, „welches den Pabst gar übel verdroß". [2])

Pius widersprach anfangs, suchte sowol das Recht der Forderung zu beweisen, als die Gefahr solcher Nationalconvente zu schildern, deren einer 1456 gegen den Kaiser, 1457 sogar gegen den Papst Beschwerde zu führen sich unterstanden hätte. — Lange wurde darüber hin und her geredet. Das Endresultat war, daß eine nochmalige Gesandtschaft des Kurfürsten an den Papst abgesandt wurde, die endlich die verlangten Taxgelder bezahlte, den Eid anstatt ihres Herrn leistete, aber mit der Bedingung, daß der Kurfürst binnen Jahresfrist sich persönlich dem Papste vorzustellen habe, um mit ihm über die Beschlüsse von Mantua sich zu besprechen. — Auf die Einschränkung, die ihm bezüglich der Abhaltung von Conventen gemacht wurde, wollte sich aber der Kurfürst durchaus nicht einlassen, was den Papst, da es ihm das wichtigste Zugeständniß war, um so mehr erbitterte, da nun fast alles, was er zu Mantua ersehnt und gehofft, vernichtet war. — Er wartete daher nur auf einen günstigen Augenblick seine Rache zu kühlen. Die Gelegenheit bot sich, da der Erzbischof außer Stande war, selbst die von ihm zugestandenen Bedingungen zu erfüllen. Die Unsicherheit der Wege und sein eigener körperlicher Zustand hinderten ihn versprochenermaßen binnen Jahresfrist nach Rom zu reisen, und die erhöhte Taxe aufzubringen war dem Erzstifte unmöglich; es war zu einer Anleihe bei römischen Wechslern gezwungen, in der sich der Erzbischof bei Strafe des Bannes bis zu einer gewissen Zeit zur Wiederzahlung verpflichten mußte. Die Zeit verstrich, das Stift konnte nicht bezahlen, und der Erzbischof wurde von der apostolischen Kammer excommunicirt und abgesetzt. So tief also war das Papstthum gesunken, daß es

---

[1]) Müller, Reichstagstheatrum, III. Vorst., Cap. XX.
[2]) Laur. Fries, Würzburger Bischöfe a. a. 1468.

um eines Mehr- oder Weniger seiner Einnahmen willen den Bannstrahl in die Hände von Wechslern gab und als Executionsmittel gebrauchen ließ. [1])

Der Kurfürst hatte in dieser verlegenen Situation wiederum an den kampfbereiten Dr. Heimburg sich gewandt, und dieser rieth ihm, wie es der Herzog Sigismund gethan, zu appelliren, aber angesichts einer solchen Entwürdigung des heiligen Stuhls nicht an den besser zu unterrichtenden Papst, sondern sogleich an das allgemeine Concil. Aber damit machte er das Maß der päpstlichen Erbitterung erst recht voll, er sündigte gegen das in Mantua gegebene Decret, das über jede Appellation der Art die Excommunication aussprach. Und noch schwieriger wurde die Sache, als Diether einen Fürsten- und Reichstag nach Bamberg und dann nach Nürnberg berief, um über den Papst Beschwerde zu führen und insgeheim Beziehungen mit Karl VII. von Frankreich, der auch gegen den Papst feindselig gestimmt war und wirklich am 10. Februar 1461 ebenfalls eine Appellation an ein zukünftiges Concil und gegen Pius II. ergehen ließ, anzuknüpfen. Zwar suchte sich Diether damit zu entschuldigen, daß er in dieser den Papst ja persönlich betreffenden Angelegenheit sich unmöglich an denselben wenden und ihn zu seinem eigenen Richter hätte machen können, aber er machte alles wieder schlimm durch das, was er hinzufügte: daß nämlich der Papst dem Concile unterworfen, das Decret gegen die Appellation an das allgemeine Concil der deutschen Nation wider ihren Willen aufgedrungen und wider alles Recht laufend sei, weshalb es für ihn keine Gültigkeit habe.

Die so von Diether angeordnete Versammlung von Fürsten rief, trotzdem der Kaiser in seinem und des Papstes Interesse mit allen Kräften sich dagegen stemmte, noch andere hervor; die bedeutendste war die zu Eger, bei denen auch Erzherzog Albrecht von Oesterreich, Markgraf Albrecht Achilles von Brandenburg, die Herzoge von Baiern und Sachsen, die Räthe der Erzbischöfe von Cöln, Mainz, Trier und Salzburg, viele andere geistliche und weltliche Fürsten, sowie

---

[1]) Deshalb sagt auch Pius II. in der Absetzungssentenz des Kurfürsten — non quomodo sese solveret et ad communionem fidelium rediret, sed quomodo magis et magis poenis sese immergeret, excogitavit.

die Gesandten vieler Reichsstädte erschienen. Es war einer der größten Tage, die diese Zeit gesehen. Unter den Gesandten befanden sich auch Gregor von Heimburg und Martin Mayer.

Mancherlei ward auf diesem Tage verhandelt, die Nachrichten aber, die uns darüber zuflossen, sind spärlich und unvollkommen. Zu diesem wenigen gehört ein Brief Gregor's von Heimburg vom 14. Februar an Herrn Calta von Kamennahora, einem böhmischen Baron, auf den wir weiter unten zurückkommen müssen, worin er meldet, daß ein großes Mistrauen gegen den Papst herrsche, daß viel gestritten worden sei, ob überhaupt und in welcher Weise der von den Geistlichen erhobene zehnte und von den Weltlichen erhobene zwanzigste Theil des Einkommens auf den Türkenzug verwendet werden sollte, und daß die Mehrzahl glaube, die ganze Forderung sei nur ein Vorwand, Geld zu ganz entgegengesetzten Zwecken zusammenzuscharren. — Wie früher schon kam auch diesmal der Streit zu keinem Ende und wurde auf einen spätern zu Nürnberg abzuhaltenden Reichstag verschoben. Sicher war Gregor auch auf diesem thätig.

Der erste, der dort seine Stimme erhob, war der Erzbischof Diether von Mainz, der auch auf dem Tage zu Eger schon sich geregt und sich überhaupt um die päpstlichen Censuren sehr wenig kümmerte. Er klagte, daß seine zur Bestätigung seiner Wahl abgeordneten Gesandten sich zur Zahlung eines dreifach höhern Annatenbetrags hätten verpflichten müssen, als üblich sei, daß sie einen Eid in seine Seele hätten schwören müssen, binnen Jahresfrist selbst nach Rom zu kommen und dem Papste sich vorzustellen, um Verhaltungsmaßregeln zu empfangen. Dieselben hätten nun vorzüglich darin bestanden, daß er sich den für den Türkenzug verlangten Zehnten und Dreißigsten nicht zu widersetzen, ferner sich des Ausschreibens von Reichstagen und Synoden in seiner Diöcese zu enthalten habe, ferner sich verbindlich machen solle, nie in die Zusammenberufung eines allgemeinen Concils zu willigen. Dieser Beschwerde folgten andere über das Benehmen des Cardinals Bessarion auf dem Wiener Tage, über die willkürliche Auferlegung von Abgaben von seiten der Curie, die sich in Erhebung des Zehnten und Dreißigsten genugsam zeige, über die Einmischung des Papstes in Reichsangelegenheiten und ungeziemende Behandlung der Reichsfürsten. — Die ganze Versammlung gerieth in Entrüstung und pro-

testirte sowol gegen den Zehnten, wie den Dreißigsten, forderte Zurücknahme des Decrets von Mantua gegen die Appellationen, und beschloß, sich dem freigesinnten König Karl VII. von Frankreich anzuschließen, dessen Gesinnung zu erforschen Gregor von Heimburg wirklich nach Frankreich geschickt wurde. [1]) Ueber den Erfolg dieser Sendung ist uns nichts Näheres bekannt. — Den 15. März gingen die Fürsten auseinander, nicht ohne sich zu einigem Handeln die Hand gereicht und sich das Wort gegeben zu haben, auf dem am Dreifaltigkeitssonntage, den 31. Mai, angesetzten Reichstage wiederum zu erscheinen. Die enggekettete Verbindung der Kurfürsten hätte den Kaiser wol besorgt machen können. Markgraf Albrecht nahm die Sache auch keineswegs leicht, ermahnte den Kaiser zu einem mehr patriotischen Handeln, zu freisinnigen Concessionen, und warnte ihn namentlich vor dem Böhmenkönig. Aber der Kaiser hatte dergleichen nicht im Sinne, starrköpfig hielt er sich nach wie vor an den Papst, bat ihn, keineswegs milder gegen Diether aufzutreten, und suchte mit der eigenthümlichen Pfiffigkeit seiner trägen Natur des Böhmen Macht möglichst dadurch zu lähmen, daß er seine Freunde ihm abspenstig machte und sich zu verbinden suchte. Der Papst bat ihn, ja auf dem Frankfurter Reichstage zu erscheinen, und beauftragte seine Legaten, Rudolph von Rüdesheim und Franz von Toledo, auch ihrerseits, und wäre es auch durch einige Concessionen, für den römischen Stuhl unter den Fürsten Propaganda zu machen.

Die Bürger von Frankfurt, von dem Kaiser dazu aufgefordert, verweigerten, als zur bestimmten Zeit die Fürsten vor Frankfurt erschienen, denselben den Eintritt in ihre Stadt, und hier half wieder der rücksichtslose, unbekümmerte Sinn Diether's, der schnell einen Convent nach Mainz berief und die nach Frankfurt gekommenen Fürsten dahin einlud. Sie kamen alle, theils allerdings, um Diether zu besänftigen, die meisten aber, um ihm beizustehen. Trotz der Bemühungen des Papstes und des Kaisers stand die Sache der Opposition kräftiger

[1]) Höfler, Kaiserl. Buch, S. 84. Und so das geschen wurde nit not sein, nach einen gemeinen concilium zu arbayten, das man sich ytzund zu thun understeet und Doctor Jorg Heimburg darumb zu dem konig von Frankreich geschickt ist.

die Gesandten vieler Reichsstädte erschienen. Es war einer der größten Tage, die diese Zeit gesehen. Unter den Gesandten befanden sich auch Gregor von Heimburg und Martin Mayer.

Mancherlei ward auf diesem Tage verhandelt, die Nachrichten aber, die uns darüber zuflossen, sind spärlich und unvollkommen. Zu diesem wenigen gehört ein Brief Gregor's von Heimburg vom 14. Februar an Herrn Calta von Kamennahora, einem böhmischen Baron, auf den wir weiter unten zurückkommen müssen, worin er meldet, daß ein großes Mistrauen gegen den Papst herrsche, daß viel gestritten worden sei, ob überhaupt und in welcher Weise der von den Geistlichen erhobene zehnte und von den Weltlichen erhobene zwanzigste Theil des Einkommens auf den Türkenzug verwendet werden sollte, und daß die Mehrzahl glaube, die ganze Forderung sei nur ein Vorwand, Geld zu ganz entgegengesetzten Zwecken zusammenzuscharren. — Wie früher schon kam auch diesmal der Streit zu keinem Ende und wurde auf einen spätern zu Nürnberg abzuhaltenden Reichstag verschoben. Sicher war Gregor auch auf diesem thätig.

Der erste, der dort seine Stimme erhob, war der Erzbischof Diether von Mainz, der auch auf dem Tage zu Eger schon sich geregt und sich überhaupt um die päpstlichen Censuren sehr wenig kümmerte. Er klagte, daß seine zur Bestätigung seiner Wahl abgeordneten Gesandten sich zur Zahlung eines dreifach höhern Annatenbetrags hätten verpflichten müssen, als üblich sei, daß sie einen Eid in seine Seele hätten schwören müssen, binnen Jahresfrist selbst nach Rom zu kommen und dem Papste sich vorzustellen, um Verhaltungsmaßregeln zu empfangen. Dieselben hätten nun vorzüglich darin bestanden, daß er sich den für den Türkenzug verlangten Zehnten und Dreißigsten nicht zu widersetzen, ferner sich des Ausschreibens von Reichstagen und Synoden in seiner Diöcese zu enthalten habe, ferner sich verbindlich machen solle, nie in die Zusammenberufung eines allgemeinen Concils zu willigen. Dieser Beschwerde folgten andere über das Benehmen des Cardinals Bessarion auf dem Wiener Tage, über die willkürliche Auferlegung von Abgaben von seiten der Curie, die sich in Erhebung des Zehnten und Dreißigsten genugsam zeige, über die Einmischung des Papstes in Reichsangelegenheiten und ungeziemende Behandlung der Reichsfürsten. — Die ganze Versammlung gerieth in Entrüstung und pro-

testirte sowol gegen den Zehnten, wie den Dreißigsten, forderte Zurücknahme des Decrets von Mantua gegen die Appellationen, und beschloß, sich dem freigesinnten König Karl VII. von Frankreich anzuschließen, dessen Gesinnung zu erforschen Gregor von Heimburg wirklich nach Frankreich geschickt wurde. [1]) Ueber den Erfolg dieser Sendung ist uns nichts Näheres bekannt. — Den 15. März gingen die Fürsten auseinander, nicht ohne sich zu einigem Handeln die Hand gereicht und sich das Wort gegeben zu haben, auf dem am Dreifaltigkeitssonntage, den 31. Mai, angesetzten Reichstage wiederum zu erscheinen. Die enggekettete Verbindung der Kurfürsten hätte den Kaiser wol besorgt machen können. Markgraf Albrecht nahm die Sache auch keineswegs leicht, ermahnte den Kaiser zu einem mehr patriotischen Handeln, zu freisinnigen Concessionen, und warnte ihn namentlich vor dem Böhmenkönig. Aber der Kaiser hatte dergleichen nicht im Sinne, starrköpfig hielt er sich nach wie vor an den Papst, bat ihn, keineswegs milder gegen Diether aufzutreten, und suchte mit der eigenthümlichen Pfiffigkeit seiner trägen Natur des Böhmen Macht möglichst dadurch zu lähmen, daß er seine Freunde ihm abspenstig machte und sich zu verbinden suchte. Der Papst bat ihn, ja auf dem Frankfurter Reichstage zu erscheinen, und beauftragte seine Legaten, Rudolph von Rüdesheim und Franz von Toledo, auch ihrerseits, und wäre es auch durch einige Concessionen, für den römischen Stuhl unter den Fürsten Propaganda zu machen.

Die Bürger von Frankfurt, von dem Kaiser dazu aufgefordert, verweigerten, als zur bestimmten Zeit die Fürsten vor Frankfurt erschienen, denselben den Eintritt in ihre Stadt, und hier half wieder der rücksichtslose, unbekümmerte Sinn Diether's, der schnell einen Convent nach Mainz berief und die nach Frankfurt gekommenen Fürsten dahin einlud. Sie kamen alle, theils allerdings, um Diether zu besänftigen, die meisten aber, um ihm beizustehen. Trotz der Bemühungen des Papstes und des Kaisers stand die Sache der Opposition kräftiger

---

[1]) Höfler, Kaiserl. Buch, S. 84. Und so das geschen wurde nit not sein, nach einen gemeinen concilium zu arbayten, das man sich ytzund zu thun understeet und Doctor Jorg Heimburg darumb zu dem konig von Frankreich geschickt ist.

als je, und die Concilpartei bewies eine Elasticität, die weder Friedrich noch Pius geahnt hatte.

Die Angelegenheiten, die zur Verhandlung kommen sollten, waren durchweg kirchliche: Annaten, der päpstliche Bann, Berufung an das Concil, Zehnten u. s. w. Unter den Fürsten, die sich Diether's vor allen annahmen, steht der Kurfürst von der Pfalz obenan. Diether's Wortführer war Gregor von Heimburg, der, wie wir schon erwähnt, als Gesandter Sigismund's mit den Gesandten des brixener Stifts angekommen war. Die päpstlichen Legaten widersetzten sich allerdings seiner Zulassung, da er, noch im Banne befindlich, als Gesandter eines gebannten Fürsten aufzutreten wage; allein weder Gregor noch Diether kehrten sich daran. Der Kurfürst ließ ihn frei reden, waren Sigismund wie Heimburg mit ihm doch im gleichen Falle und hatten wegen desselben Schrittes den Bann verwirkt. — Man sieht, wie ohnmächtig schon die kirchlichen Censuren geworden waren, daß ein in den Bann gethaner Fürst einen Convent berufen, ein in den Bann gethaner Anwalt als Gesandter eines gebannten Fürsten daselbst frei reden konnte, ohne daß einer der Fürsten es auffällig gefunden hätte. Der Protest der Päpstlichen also verhallte ungehört.

Gregor sprach frei und offen für Diether, und die Päpstlichen brachten es als Entgegnung nur zu dem elenden Wortspiele, daß sie ihn, anstatt Dr. Gregorius, Dr. Errorius nannten; wie denn auch die Bulle, die Diether's Absetzung verkündete, ihn so anführt. — Nach seinem Sachwalter nahm der Kurfürst selbst das Wort, vertheidigte sich, daß er das Taxgeld damals nicht habe aufbringen können u. s. w. Zugleich aber erklärte er sich gegen die ganze Zehntensammlung für den Türkenkrieg, die nur ein Mittel sei, den päpstlichen Beutel zu füllen und auf eine elende Betrügerei hinauslaufe, wiederholte, was Gregor schon darüber gesagt, und nannte dies offen die Ursache, weshalb sie beide gebannt seien. Darauf antwortete der päpstliche Legat in einer sehr gewandten und geistreichen Weise, schlug mit dialektischem Geschicke alle Einwände des Kurfürsten zurück, rechtfertigte die Forderungen des Papstes, da der Dreißigste für den Türkenzug nur in Italien erhoben worden sei, der Zehnte und Zwanzigste ebenso gut von den Deutschen selbst erhoben werden könne, ohne daß der Papst es hindern würde, suchte das Concil mit sophistischen

Redefiguren als ein Unding darzustellen, nur gemacht, um jedem Verbrechen Schutz zu gewähren, und brachte es doch schließlich dahin, daß die Fürsten, die bisher dem Kurfürsten angehangen, durch Heimburg's Rede ihm fast gewonnen waren, sich zurückzogen. Der Kurfürst war so eingeschüchtert, daß er seine Appellation widerrief. Das Absetzungsdecret, das besonders seinen Umgang mit dem Erzketzer Heimburg hervorhob, ward in aller Form an ihm vollstreckt und der „andächtige" Graf Adolf von Nassau zum Kurfürsten von Mainz ernannt und vom Kaiser bestätigt. — Allein Diether fügte sich dem nicht; es kam zu mancherlei Kämpfen, an denen viele Fürsten sich betheiligten, während Mainz dabei völlig ausgesogen wurde. Zum Schlusse mußte Diether weichen, aber durch eine wunderbare Fügung erhielt er 1475 doch den Kurhut von Mainz. Ein Wort des Papstes erfüllte sich; er hatte im Zorne ausgerufen: „Pio vivo numquam Dietherus ex autoritate primae sedis Moguntinae praesidebit ecclesiae." Nach seinem Tode aber geschah, was er bei seinen Lebzeiten zu hindern versucht hatte.

Da sich für die Reformpartei die Situation plötzlich so ungünstig gestaltet hatte, so war für die Angelegenheit Herzog Sigismund's und der Gesandten des brixener Stifts wenig zu hoffen. Die Legaten verweigerten denselben jedes Gehör, sagten, daß nach dem Vergehen des Herzogs eine besondere Ladung gar nicht nöthig gewesen, da er seine Strafe wohl verdient hätte, und als man doch von seiten der Fürsten auf eine genauere Erörterung drang, verließen sie aufgebracht die Sitzung. Der Convent löste sich misvergnügt auf, grollend zog Heimburg von dannen und goß seine Entrüstung in einem flammenden Manifeste [1]) an die deutsche Nation, über päpstliche Anmaßung und Ueberhebung, aus.

Wir kehren nach dieser Abschweifung an den Hof Herzog Sigismund's zurück. — Als er seine Sache so schmählich durch die Legaten unterdrückt sah, erfolgte auch von seiner Hand ein Manifest, worin er seine rechtliche Stellung als Voigt des Bisthums von Brixen

---

[1]) Mscr. im Brixener Archiv, Lad. 3, Nr. 8, S. 248: „Handlung zwischen dem Cardinal Cusanus und Herzog Sigismund von Oesterreich", dessen Benutzung uns unmöglich war.

darlegte und seine Handlungsweise dem Cardinal gegenüber rechtfertigte. Das brixener Stift war durch die Handlungsweise des Papstes aufs innerste empört, und ungestümer als vorher verlangte es vom Erzbischof von Salzburg die Einberufung einer Provinzialsynode. Endlich ward ein Vergleichstag nach Landshut berufen, auf dem abermals Gregor von Heimburg für den Herzog zu wirken suchte und die allgemeine Aufmerksamkeit erregte, die sich bald für, bald gegen ihn, kund that. Auch die Herzoge von Baiern waren anwesend. Es handelte sich um ein Schiedsgericht, das nach der Regel für einen Geistlichen aus zwei Geistlichen und einem Weltlichen bestand, für einen Weltlichen aus zwei Weltlichen und einem Geistlichen. Der Cardinal forderte aber ausschließlich Geistliche und verstieß so gegen das billige Gesetz. Gregor wie die Gesandten des Capitels waren unbeweglich, wie es auch ein Brief des Cardinals vom 23. August schmerzlich beklagt.

Der Cardinal hatte indeß auch für seine Sache zu wirken gesucht. In Briefen an seine Freunde ermahnte er sie nach vielen Klagen, wie um das Interdict sich keiner kümmere, wie das Stift sich geweigert habe, die Verwaltung seiner Diöcese an den Erzbischof von Salzburg zu übertragen, wahrscheinlich aus Furcht vor Sigismund, wie das Ansehen der Kirche ganz zu Grunde gehen werde u. s. w., sich enger als je an Rom anzuschließen, weil ihnen dadurch erst volle Freiheit erwachsen würde; aber er that noch mehr, nach mancher pseudonymen Schmähschrift erließ er am 13. August eine Invective gegen den Herzog und seine Anhänger, in der er den Sachverhalt in seinem Sinne darstellte. Am gleichen Tage jedoch veröffentlichte Gregor von Heimburg eine Anklage gegen ihn, datirt aus dem Feldlager Erzherzog Albrecht's, als derselbe Wien belagerte. — Der unruhige Mann hatte wieder seinen alten Herrn gesucht. Nachdem er so männlich gegen den Papst gestritten, drängte es ihn, auch gegen den Kaiser zu Felde zu ziehen, den Erzherzog Albrecht in Verbindung mit den aufständischen Großen Oesterreichs bekriegte und arg in die Enge getrieben, ein Ereigniß, auf welches wir weiter unten näher eingehen werden. — Diese Schrift, so scharf und zermalmend wie die Wurfgeschosse seines Herrn, ging jeden Punkt des vergangenen Handels durch und widerlegte die Behauptungen des

Cardinals, untermischt mit beißenden Anspielungen; sie ist mit den andern Schriftstücken des brixener Processes aufbewahrt unter dem Namen: „Invectiva Gregorii Heimburg utriusque juris doctoris, in R. Patrem D. Nicolaum de Cusa, Sanctae Romae Ecclesiae Tituli S. Petri ad vincula presbyterum Cardinalem et episcopum Brixinensem" [1]), sie ist datirt vom 13. August 1461 und zwar in foelicibus castris militaribus obsidionis Viennae Austriae apud Sanctum Marcum, quae via ducit ad Ungariam, also im Vollgefühle des Sieges seines Herrn.

„Krebs von Cues [2]), der du dich Cardinal von Brixen nennst, warum trittst du nicht offen auf den Kampfplatz? Der du dich Grieche und Lateiner zu sein rühmst, warum wagst du es nicht, öffentlich einen literarischen Kampf zu unternehmen? Warum schreibst du unter erdichtetem Namen, den du wie ein Töpfer gebildet, während du den deinigen verschweigst?" Dies ist der Anfang des Libells, in diesem Tone geht es weiter.

Cusa dürfe nicht behaupten, fährt er fort, daß Sigismund mit Unrecht an das Concil appellirt habe, und sich etwa darauf stützen, daß Athanasius vom Concil sich an den Papst gewendet; die Päpste seien im Laufe der Zeit sehr entartet. Papst und Kirche seien zwei sehr verschiedene Begriffe, und Papst Athanasius habe an sich selbst gezeigt, wie wenig er die Pforten der Hölle habe überwinden können, da er selbst hinein gekommen und seine Eingeweide ihm aus dem Bauche gefallen seien. [3]) Wie er sich außerdem wagen dürfe, Gregor von Heimburg einen Worthändler zu nennen, da er selbst mit seinem Geschwätze in ganz Deutschland schließlich 200000 Gulden ausgepreßt habe, begriffe er nicht. Er wolle von seiner Liebedienerei und seinen schmuzigen Händeln schweigen, nur an die Zeit erinnern, wo Cusa in Mainz Rechtsgelehrter gewesen, einen Erbschaftsproceß gegen Gregor ver-

---

[1]) Goldast. Monarch., II, p. 1626—31.

[2]) Eine Anspielung auf Nikolaus frühern Namen Chryffß, d. h. Krebs, welchen er mit dem seines Geburtsortes Cues an der Mosel vertauschte, was Gregor ihm boshaft genug aufsticht.

[3]) Hier zeigt sich eine Ungenauigkeit in Gregor's kirchenhistorischen Kenntnissen; denn das Gesagte gilt nicht von Athanasius, der außerdem nicht Papst war, sondern von dessen Gegner Arius.

loren, und nun voll Hasses gegen die ganze Rechtsgelehrsamkeit zur Theologie übergegangen sei, schließlich sich magischen Hirngespinsten und abergläubischen Träumereien überlassen habe. — Er geht nun auf den vorliegenden Proceß über. Cusa habe versucht, mit juristischen Kniffen das schändliche Verfahren gegen Laurentius Blumenau zu entschuldigen, weil er eine ketzerische Appellation zu verbreiten gekommen sei, ohne gehörig beglaubigt zu sein. Dergleichen Versuche möge er als juristischer Ueberläufer doch nicht versuchen, Laurentius sei gut beglaubigt gewesen und habe von der Appellation nur im Falle einer abschlägigen Antwort Gebrauch machen sollen, dergleichen freilich habe Cusa in seiner neubackenen Theologie vergessen. Seiner neuen Anschauung gemäß füge Cusa hinzu, daß Laurentius ein Ketzer sei, deshalb des freien Geleits nicht würdig; als ob dergleichen Beschuldigungen, die doch rein in der Willkür des Einzelnen beruhten, berechtigt seien und ein solches Verfahren nicht jedes öffentliche Vertrauen zerstören müsse. Was sei das für ein Grund, Laurentius festzuhalten, weil dessen Herr zufällig den Cardinal von Cusa gefangen genommen habe. Keiner würde sich nach diesem Ereigniß mehr zu einer Gesandtschaft nach Rom bewegen lassen. Der Cardinal behaupte ferner, der Herzog habe sein Unrecht eingestanden und Briefe darüber geschrieben, er schließe das besonders aus der Absendung des Parceval von Annenberg; doch dieser sei auf des Cardinals Wunsch gekommen und habe dem Cardinal auf seine thörichten Prahlereien hin, daß ihm Truppenmassen zu Gebote stünden [1]), womit er den Herzog ersticken könne, gerathen, schnell mit dem Herzog Frieden zu machen, vor der Hand wenigstens einen Waffenstillstand mit ihm abzuschließen, innerhalb dessen man sich vergleichen könne. Cusa habe dieses Anerbieten zurückgewiesen, und habe so folgerichtig die Waffen, die er gegen den Herzog geschmiedet, auf sich zurückgelenkt.

Daß der Herzog den Cardinal um Gnade gebeten habe, wie dieser behauptet habe, sei nicht wahr; ebenso wenig die Behauptung, daß die kaiserlichen Truppen nach der Execution, die sie an dem Grafen von Görz ausgeführt, wieder zurückgekehrt seien; im Gegentheil wären sie unter ihrem Führer, dem Ban von Witawitz, in

---

[1]) Die schon erwähnten kaiserlichen Executionstruppen.

Görz geblieben, hätten sich daselbst zerstreut, aber seien immer in Bereitschaft gewesen, schnell sich wieder vereinigen und mit allerlei Gesindel aus dem Gebirge verstärken zu können, sodaß des Herzogs Gebiet ernstlich gefährdet gewesen sei. Jene Lüge des Cardinals verstärke nur den Verdacht, daß Witawitz im Einverständnisse mit ihm gehandelt habe.

Albern sei die Beschuldigung gegen Parceval von Annenberg, daß er dem Herzog hinterbracht habe, der Cardinal wolle nach Rom zurückkehren, da dieser es selbst ausgesprochen; ebenso thöricht Cusa's Bemäntelung seiner Ränke, daß er nur halbjährigen Waffenstillstand in dem Streite bezüglich der Erzbergwerke gewünscht, während der Herzog jährigen verlangt habe. — Nun beschuldige er gar den Bischof von Trient, Herzog Sigismund, Wolfgang Neidlinger und Parceval des Verraths, da der Bischof von Trient ihm gerathen habe, zurückzukehren, wobei er dann gefangen genommen worden sei. Der Herzog habe auf das Schreiben des Papstes, worin er in des Cardinals Namen ewigen Frieden versprochen, geantwortet, er wolle das Seine thun, habe es auch redlich gehalten; jener magische Geisterseher habe sich jedoch, da er anderer Treue nach der seinen bemessen, auf sein Schloß Frauelsspurg (Raphaelsburg) zurückgezogen und daselbst mit Teufeln und Hexen Umgang gepflogen, während er den Papst zu dem feindseligen Verfahren gegen den Herzog angestachelt.

Er — Gregor — erwähne, daß Wolfgang Neidlinger gekommen sei mit Briefen des Bischofs von Trient und der eidlichen Versicherung Parceval's, daß der Cardinal auf sein Bitten hin ungestört nach Bruneck reisen könnte, dort solle der Streit beigelegt werden. Es sei gelungen, bis auf den Artikel über die Bergwerke, wo Parceval einjährigen Frieden gefordert habe, der Cardinal blos einen halbjährigen habe gestatten wollen; derselbe habe deshalb und besonders, da es dem Papste versprochen worden sei, dem Frieden getraut. Dies alles habe des Cardinals lügnerische Kehle entstellt. Wolfgang sei vom Capitel und Clerus von Brixen gesandt worden, um zum Frieden und zur Vernunft zu reden, damit nicht Herzog, wie Volk gegen den Cardinal aufgebracht würden, denn alle seien gegen ihn erzürnt. Der Cardinal habe sich verrathen geglaubt, da er doch selbst der Verräther sei, da er geheuchelt habe, mit dem Herzog in das alte Verhältniß treten

zu wollen, während er mit Posingen sich in ein Bündniß eingelassen. Der Clerus selbst habe sich gefreut, daß endlich die Gewaltthat ein Ende hätte, der Cardinal aber habe seine Härte nur noch verdoppelt und ihnen die Seelsorge entzogen, und hätte der Herzog nicht seine sträflichen Bemühungen gezüchtigt, da er ihn gefangen genommen, so würde das Volk ihn getödtet haben in seiner Wuth. So sei die Kirche von Brixen erhalten worden, während der Cardinal Gift speie und Lügen aussende, da er doch, hätte er den Frieden angenommen und wäre er dem Bündniß treu geblieben, mit dem Herzog auf bestem Fuße hätte leben können.

Gegen Gregor's Person ziehe der Cardinal mit den größten Schmähungen los, nenne ihn einen Lügner, da die Gesandten des Herzogs vor dem Papste nicht das zugestanden hätten, was Gregor von ihnen verheißen; doch ihn solle er nicht reizen: denn sei der Cardinal es nicht gewesen, der damals, als er in Bruneck belagert worden sei, behauptet habe, die gegen den Grafen von Görz gesandten kaiserlichen Truppen seien schon lange entfernt, während aus der Appellation des Herzogs hervorgehe, daß er — der Cardinal — sich gerüstet und mit fremdem Beistande, d. h. denselben kaiserlichen Truppen, geprahlt habe, die denn auch an die tyroler Grenze sich begeben hätten. Was er von Gregor erzähle, sei übrigens deshalb nicht einmal wahr, weil zu der Zeit, da es geschehen sein sollte, derselbe noch bei Erzherzog Albrecht verweilt hätte und erst später im Monat Juli in Innsbruck eingetroffen wäre.

Uebrigens sei der Cardinal so mild behandelt worden, er, den man als Kriegsgefangenen hätte ansehen dürfen; man habe Friede gemacht und darin dem Bischof, dem Capitel, dem ganzen Clerus von Brixen Ruhe und Sicherheit zugesagt; das alles wolle der Cardinal nicht einsehen. Er habe darauf den Frieden gebrochen und auf Calixtus' III. Bestimmung sich berufen, der für den Cardinal Schutz verlangt habe. Diese Bestimmung sei von Cusa fälschlich ausgebeutet worden, dennoch lege sie dem Herzog wesentlich nichts auf, als eben die Sicherheit der Person des Cardinals zu wahren, was der Herzog dadurch gethan habe, daß er ihn in Sicherheit gebracht. Der Herzog habe appellirt, ein Recht, das nach Calixtus' Tode Pius II. aufgehoben, demnach könne er wegen seiner Ermahnung

an den Cardinal, den päpstlichen Drohungen Einhalt zu thun, nicht für excommunicirt gelten. Clerus und Laien hätten übrigens nicht über den Herzog zu klagen, wol aber über den Cardinal, der sie bedrücke und beraube; zudem taugten die, welche wirklich über den Herzog klagten, selbst nicht viel.

Die andere Behauptung, daß der Papst das Interdict verhängen könne, auch wenn ein Volk nichts verbrochen, sei doch zu kühn und mache den Papst zum reißenden Wolfe. Im vorliegenden Falle habe der Papst aber das Interdict nicht aus seiner Machtvollkommenheit, sondern aus den falschen Vorspiegelungen erlassen, als ob der Herzog eine Schändung des Heiligthums verübt. Deshalb sei der Herzog dagegen aufgestanden, und der Cardinal habe den Papst mit Lügen umstrickt, daß er den Herzog nicht höre. Der Herzog habe nichts Schlimmes gethan, wol aber zeuge Clerus und Laien gegen den Cardinal. Als Friedensstörer habe er ja allein mit aufrührerischen Schmähschriften gegen den Herzog sich 200000 Gulden erworben. — Was weiter seine Bestreitung des Concils anlange, so sei sie nun erst vollends dürftig. Der Cardinal behaupte, es würde kein Glaube zur Herrschaft gelangt sein, wenn jeder Ketzer an das allgemeine Concil appelliren dürfe, da 400 Jahre lang (von dem Apostelconcil bis zum nicänischen) keines gehalten worden sei, und man doch eine Streitfrage nicht 400 Jahre ausdehnen könne. — Dagegen spreche, daß erstens der Cardinal 100 Jahre zu viel gerechnet, da zwischen jenen beiden Concilen nicht einmal 300 Jahre verflossen seien. Zudem zeige gerade jene concillose Zeit die größten Spaltungen und Ketzereien, und neuerdings habe die Constanzer Synode eine häufigere Abhaltung des Concils für segensreich befunden und dieselbe aller zehn Jahre angeordnet. Dieser Einwurf mit den 400 Jahren sei albern, ebenso der, daß dieses Appelliren an das Concil ein ewiges Aufschieben der Gerechtigkeit sei; eine Appellation schiebe allerdings die Strafe hinaus, das müsse aber so lange als möglich gestattet sein. Bei der päpstlichen Curie würden die Angelegenheiten doch auch lange genug hingeschleppt.

Nun wage der Schamlose gar zu leugnen, daß das Concil über dem Papste stehe, er, der doch früher ganz anders geurtheilt; dazu führe er Dinge an, wie, daß das Constanzer Concil den Papst

Johann XXII. seinen Herrn genannt habe, was eine Unterwerfung von seiten der Väter bedeutet habe; das sei Unsinn, darauf Gewicht zu legen, dergleichen Reden seien Höflichkeitsformen, wie sie sich noch öfters fänden und wie sie nur die thörichte Anmaßung einiger Päpste misbrauchen könne. Papst Johann gerade, den das Concil seinen Herrn genannt, habe das Concil später abgesetzt. So werde der Bischof vom Capitel, der Erzbischof von seinen Suffraganen gewählt und von der Provinzialsynode gerichtet, und wenn sie ihn auch „Herr“ nennten, so sei er es darum noch nicht. Den König von Frankreich richte das Parlament, den deutschen Kaiser der Pfalzgraf bei Rhein, und Kaiser und König würden „Herr“ genannt. Des Cardinals Ausführungen über das Concil seien sehr unklar und schwankend. Er gestehe zu, daß ihre Decrete von Christo eingegeben seien, und leugne, daß diese über denen des Papstes ständen; er gestehe auf der einen Seite zu, daß sie zur Aufhebung des Schisma vieles gethan, und bestreite auf der andern, daß das, was sie zur Herstellung der Einheit unternommen, gerechtfertigt sei. Soviel habe er aber zugestanden, daß das Concil Macht habe, gegen das Schisma einzuschreiten. Er solle nun nicht nach Krebsart wieder rückwärts schleichen, sondern bei der Stange bleiben. Er habe gesagt, daß wenn ein Concil zu einem solchen Zwecke versammelt worden sei, wie das Constanzer, so folge daraus nicht, daß das noch nicht versammelte Concil dieselbe Macht habe, und daß man vom Papste an dasselbe appelliren dürfe. Wie thöricht sei das! Es würde wol keinem einfallen, wenn ein Concil in der That versammelt wäre, an ein künftiges sich zu wenden. Jetzt sei es aber am Platze. Nach den Constanzer Decreten solle das Concil alle zehn Jahre gehalten werden; die Zeit sei verflossen. Das Ansehen der Kirche bestehe immer, sie sei zerstreut, oder versammelt, und wenn der Cardinal auch behaupte, daß der päpstliche Richterspruch durch dasselbe nicht umgestoßen werden könne, so könne man ihn doch genauer untersuchen und vor unverdächtigen Richtern entscheiden, ob der Herzog wirklich schuldig sei.

Das Decret des Pius gegen die Appellationen führe der Cardinal mit Unrecht an, der Herzog habe sich regen müssen gegen falsche Anklagen.

Aber er solle schweigen, wenn er nicht hören wolle, was er nicht gern höre; man wisse, wie er unter dem Vorwande frommer Zwecke 200000 Gulden aus Deutschland gesogen, statt auf dem Himmel sein Auge zu richten, auf den Geldbeutel gesehen habe. Sonne und Mond müßte er fürchten ob der Schandthaten, womit er sich Taufers, Rebenneck, Volturno und Jovedono erworben, Schandthaten wegen deren er auch aus Deutschland hätte fliehen müssen. Man verbiete, über Handlungen und Macht des Papstes zu reden, und doch wage die Curie zu untersuchen, ob der Papst Macht habe, für Bigamien, für Ehen auf beliebige Zeit Dispens zu ertheilen. Ja, sogar über Gottes Macht werde rücksichtslos verhandelt. Und wenn man die geheimen Triebfedern kenne, aus denen die Curie handle, die vielfachen Ungerechtigkeiten, die sie beginge, dann würde man sehen, wie es diesem juristischen Flüchtling, dieser theologischen Fehlgeburt von einem Cardinal nur darum zu thun sei, Deutschland das Mark aus den Knochen zu saugen; sei er ja zu dem Unsinn gekommen, Geldverweigerung für Ketzerei auszugeben, was ihm allerdings nur Gelächter eingebracht. Ebenso habe der Papst 1000 Gulden für seinen Schatz verlangt, bei Strafe, als Ketzer angesehen und behandelt zu werden, und dergleichen saubere Geschichten mehr. Zuletzt komme der Cardinal gar wieder auf den alten Satz zurück, daß an die Kirche geglaubt werden müsse, ein Artikel, wegen dessen der Herzog citirt worden sei. Dieser habe schon nachgewiesen, daß nur der Glaube, daß eine Kirche bestehe, der apostolische sei; aber der Cardinal bleibe in seinem Irrthume, nenne hartnäckig ihn, den Gregor, einen Ignoranten, wie er jeden der Ketzerei verdächtige. Er, der selbst noch nicht von der Ketzerei gereinigt sei, die ihm die Minoriten vorgeworfen, er solle sich vor Gregor in Acht nehmen, daß derselbe ihn nicht brandmarke.

Der Cardinal behaupte, jeder gute Christ müsse an eine heilige Kirche glauben, denn wer anders glaube, als die Kirche lehre, sei ein Ketzer; aber der Schwachkopf begreife nicht, daß ein Unterschied bestehe zwischen dem Glauben, daß eine Kirche bestehe (credere unam ecclesiam), dem Glauben mit der Kirche (credere cum ecclesia), wie die Kirche (sicut ecclesia) und dem Glauben an eine Kirche (in ecclesiam). Man glaube, daß eine Jungfrau Christum erzeugt, aber doch nie an dieselbe. — Wenn an alle Dinge geglaubt werden

solle, deren Existenz wir glauben, dann gäbe es unzählige Götter. Der Glaube sei ein Beistimmen, das sich gründe auf das Ansehen dessen, der etwas gesagt; in denselben sei ein Unterschied zwischen dem Glauben, daß etwas sei, sein werde und gewesen sei, und zwischen dem Glauben an etwas. So glaube jeder, daß Himmel und Erde, Sonne, Mond und Sterne von Gott geschaffen seien, aber man glaube nicht an dieselben. An Gott allein und die Güter, die zur Seligkeit gehörten, sei zu glauben, man solle ferner glauben an das, was die Kirche vorschreibe, doch nie an die Kirche selbst. Denn sie glaube wohl an Gott, aber nicht an sich selber, da sie ja nicht durch sich selbst, sondern vom Heiligen Geiste belebt werde, der durch den Mund der Propheten der Kirche verheißen worden sei und die Apostel gestärkt habe. Soweit solle der Glaube in Bezug auf die Kirche allein gehen, daß man derselben gehorche und mit ihr übereinstimme. Dasselbe sage der heilige Augustin: man solle in der Kirche an Gott glauben. Cusa habe sich also einer sehr beschämenden Unwissenheit schuldig gemacht. Zudem habe er im vorliegenden Falle den Papst getäuscht, habe ihn zu den Drohungen gegen den Herzog vermocht, ihn gegen die Beschwerden desselben verhärtet, ihn gegen denselben aufgehetzt. Elendes Mönchsgesindel habe des Cardinals Ansichten auszubreiten gesucht. Der Herzog habe nur darüber gelacht. — Cusa nenne jeden einen Ketzer, der seiner Frechheit entgegentrete. Das sei entweder Glaubenswahnsinn, oder eine unehrbietige Anschauung von der Autorität der Kirche. Cusa's Beweis sei der: „Christus ist das Haupt der Kirche. Wir alle glauben an Christus. Wer an das Haupt der Kirche also glaubt, glaubt also auch an die Kirche selbst, da das Haupt ein Theil des Leibes ist." Gleicherweise würde der Cardinal argumentiren: Christus ist wahrer Gott, Christus hat gelitten, ist gestorben, also ist Gott gestorben; und weiter, Gott ist der Inbegriff der Gottheit, so hat die Gottheit selbst gelitten. Dieser Cirkel löse sich durch Unterscheidung zweier Naturen, oder Substanzen in Christo, die nicht vermischt, in der Einheit der Person die sogenannte unio hypostatica bilden. — Nach kirchlicher Anschauungsweise gestalte es sich nun so: Christus ist vom Vater von Ewigkeit gezeugt, der Gottheit nach dem Vater gleich, Schöpfer aller Dinge. Als Mensch geboren von Maria, Sohn und Priester des höchsten Vaters. Jedoch nicht zwei,

sondern einer durch die persönliche Einigung (unio hypostatica). Deshalb glaube man nun an Jesum Christum. Cusa möge die göttliche Beschaffenheit von der menschlichen trennen, auf daß er erkenne, wie Christus Schöpfer aller Dinge und Haupt der Kirche sei, er möge sich hüten, weder in des Nestorius, noch des Eutyches Ketzerei zu verfallen.

Der Cardinal füge noch bei, wie in der päpstlichen Kapelle gesungen werde: Credo in ecclesiam, das sei kaum glaublich; wenn es geschehe, so habe die päpstliche Curie es so bestimmt. Cusa, der es mit Styl und Grammatik nie zu genau genommen, komme sogar auf den griechischen Gebrauch zu sprechen, den er wahrscheinlich zu Ferrara [1]) kennen gelernt und damit zeigen wolle, daß er griechisch verstehe; er werde noch den Glauben von Vater und Mutter beiseite werfen, nur um Gregor zu schlagen, den er in jedem Augenblicke begeifere und besudle.

Das Folgende sind Entgegnungen auf die Behauptungen der Schrift Cusa's, daß der Herzog des Unglaubens nach canonischem Rechte verdächtig sei, wofür der Cardinal ein Esel genannt wird; ferner, daß die Strafe des Papstes gerechtfertigt sei, was nur dann einträfe, wenn der Herzog wirklich das ihm vorgeworfene Verbrechen begangen habe; ferner, daß der Papst den Herzog, ohne ihn vorgeladen zu haben, richten könne, wie Paulus den Corinther aus der Gemeinde gestoßen, was durchaus nicht passe, da der Corinther kein Gehör gesucht; weiter, daß der Herzog um Gnade gebeten und seine Schuld gestanden habe, was nach des Herzogs und Laurentius Blumenau's Zeugniß nicht wahr sei.

Zuletzt bekämpft Gregor einestheils Cusa's Behauptung, als wenn die Kirche von Brixen in seinem weltlichen Besitzthume nicht zur Grafschaft Tyrol gehöre, weil das Schloß von Tyrol ein Lehn der Kirche von Chur sei, die Grafen von Tyrol aber nie Fürsten von Meran gewesen wären; Meran, sagt er, habe jedoch denselben stets gehorcht. Wie viele Fürsten hätten übrigens ihr Land ein Lehn der Kirche genannt, was demnach bloße Redensart sei. Zudem sei Meran weiter nichts als der frühere Name für Tyrol, das erst

---

[1]) Das Baseler Concil wurde bekanntlich unrechtmäßigerweise vom Papste nach Ferrara verlegt, angeblich der Griecheneinigung wegen; Heimburg war dabei.

Rhätien genannt worden sei und diesen Namen bis Theoderich den Großen behalten habe.

Sodann wendet sich Gregor gegen die Ansprüche, die der Cardinal auf das Innthal und die Bergwerke daselbst erhebe: Cusa habe danach gestrebt, habe im Vertrauen auf die im Gebiete des Grafen von Görz befindlichen Executionstruppen des Kaisers, jeden Frieden und Waffenstillstand verschmäht und sei schließlich zum Papste geflohen. Anstatt den Weg des Rechts zu betreten, den der Herzog ihm angeboten, habe der einstmalige Jurist vorgezogen, zu schimpfen, der Majestät eines Fürsten nahe zu treten, der fast dem Kaiser gleich stehe, habe ihn zum Diener machen gewollt, obschon er dem Erzbischof von Salzburg, seinem Metropoliten, gelobt, es so mit dem Herzog zu halten, wie seine Vorgänger in Brixen, die ihn als Herrn auch über die der Kirche zu Brixen gehörigen Ländereien angesehen hätten. Seine Art und Weise verdiene die Hölle, er gleiche den Titanen, die die Götter stürzen wollten, den Erbauern des babylonischen Thurmes.

Cusa sei rasend, daß er sich so frech gegen den Herzog betrage und lieber unter einem ungerechten Tyrannen als einem so gütigen Fürsten leben wolle. Er solle nur Bischof von Sutri und Amalfi sein, da würde er sehen, was er verloren. Das neue Kleid, die neue Würde, besonders der rothe Hut[1]) nehmen ihm alle Einsicht. Dereinst, als sein Schädel noch nicht roth gewesen, hätte Cusa sich vernünftiger betragen; seitdem habe er sich verschlechtert, und je mehr seine Frechheit zur Sünde gewachsen, habe er gesündigt, schwer und unheilbar. Nackt werde er dereinst gerichtet werden, damit der Schmuz seiner Seele zum Vorschein komme, und Rhadamantus und Minos würden die verdiente Strafe über ihn verhängen.

„Dies nimm dir zu Herzen", schließt Gregor, „du hast, in der Verachtung eines andern, dich selbst mit dem Scheine der Heiligkeit und Unschuld umgeben. Besinne dich, sei deiner Stellung eingedenk, dann wird mit Gottes Hülfe sich alles zum Besten kehren!"

„Gegeben im glücklichen Feldlager der Belagerung von Wien, bei Sanct Markus, wo der Weg nach Ungarn führt, am 13. August 1461."

---

[1]) Der Cardinalshut, zugleich Anspielung auf die rothe Farbe des gekochten Krebses.

Diese Schrift und vieles andere konnten nicht spurlos vorübergehen. Die Stimmung war an und für sich gegen den Cardinal, dessen Gelderpressungen alles Maß überstiegen, eingenommen, so sah man ruhig Bannfluch über Bannfluch über den mächtigen Sigismund hereinbrechen; das päpstliche Gebot fand keinen Arm, ihm zu dienen, zudem hatte Sigismund dafür gesorgt, daß etwaige entstellte Berichte über sein Thun, die der Cardinal dann später so reichlich ausstreute, im voraus zu Boden geschlagen wurden. Eine Rechtfertigungsschrift erschien, die möglicherweise von Gregor abgefaßt, leider aber verloren gegangen ist und die sein Betragen dem Cardinal gegenüber rechtfertigt, besonders werden in der Angelegenheit des Streites um die Salz- und Erzbergwerke des Cardinals Uebergriffe nachgewiesen, da sich die herzoglichen Regalien über ganz Tyrol erstreckten. Die Gefangennehmung des Cardinals wird als Nothwendigkeit hingestellt, seitdem dem Herzog das Schloß, worin derselbe sich befunden, übergeben worden, sei alles wieder friedlich; den Mannen des Herzogs seien die Schlüssel ausgehändigt worden, und der Cardinal sei dann im Vollgenusse seiner Freiheit geblieben u. s. w.

Diese Schrift wurde überall herumgesandt, besonders auch nach Augsburg, wo, wie der Herzog gehört hatte, ein Barfüßermönch gegen ihn gepredigt, und sie wirkte, daß fast ganz Deutschland auf seine Seite gegen Cusa trat. Dieser war des Streites endlich müde geworden, seine alte Hartnäckigkeit geschwunden. In einem Briefe vom 23. August klagt er, daß laut den Berichten des Bischofs von Eichstädt durch Gregor's Hartnäckigkeit der Tag von Landshut kein Resultat gebracht habe, ebenso, daß Capitel und Clerus von Brixen die Excommunicationen gar nicht anerkannt und ein Provinzialconcil in dieser Angelegenheit verlangt hätten. Uebrigens erklärt sich der Cardinal für Aufrechterhaltung der Censuren und bittet den Papst, daß ein zweiter Termin dem Papste zur Entscheidung gestellt werde. Zuletzt erklärt er sich für den Frieden, wenn auch nur auf eine für die Kirche ehrenwerthe Weise. Dann wolle er zu Gunsten des Prinzen Otto von Baiern dem Bisthum Brixen entsagen. — Er war nämlich in großer Geldverlegenheit. Die Schweizer, die er gegen den Herzog gedungen, ließen ihn im Stiche und traten, da ihnen der versprochene Sold nicht wurde, von dem Kampfe zurück, um mit

Sigismund wiederum gemeinsame Sache zu machen. Der Papst hatte noch die Fürsten gegen Sigismund aufzureizen gesucht, hatte den Erzbischof von Salzburg, den Patriarchen von Aquileja, die Erzbischöfe von Mainz und Prag und den Bischof von Passau hart getadelt, daß sie die Appellation des Herzogs nicht hintertrieben, hatte noch einmal den Erzbischof von Salzburg ermahnt, die Namen Sigismund's und seiner Anhänger als Gebannte von den Kanzeln zu verkünden, besonders da der Herzog allerdings mit allzu großer Härte gegen die Clarissernonnen von Brixen, die das Interdict aufrecht erhalten wollten, eingeschritten war und sogar gedröht hatte, sie in Säcke nähen und in der Eisack ertränken zu lassen. — Aber es fruchtete nichts, der neue Erzbischof von Salzburg, Burkhard, bat den Papst, ihn mit Aufrechterhaltung der Censuren gegen Sigismund zu verschonen, und schrieb in gleichem Sinne an den Cardinal, indem er ihm die Gefahr für die Kirche schilderte, die aus einem solchen Vorschreiten gegen den Herzog entstehen könnte. — Die Universität Heidelberg protestirte öffentlich gegen das Verfahren des Papstes.[1]) Die deutschen Fürsten gaben dem Herzog unzweideutige Beweise ihrer Anhänglichkeit und ihrer Misbilligung gegenüber der päpstlichen Excommunication. Das Volk wüthete gegen den Theil des Clerus, der das Interdict ausführen wollte, und stemmte sich gegen die kirchlichen Censuren. Der Kaiser, auf dem des Cardinals einzige Hoffnung beruhte, konnte sich selbst kaum halten, begnügte sich mit Beileidsbezeigungen, ermahnte den Cardinal keinerlei Aenderungen vorzunehmen, mit fremden Fürsten nicht in Unterhandlung zu treten, und — that nichts.

Trübe genug hatte für die päpstliche Partei das Jahr 1462 begonnen, noch einmal am 12. Februar versuchte Petrus, der Cardinal St.-Marci in Venedig, das Ansehen der Kirche herzustellen und Sigismund und seine Anhänger zur Verantwortung wegen des Vorwurfs der Ketzerei nach Rom zu citiren. — Am 15. März verfaßte das brixener Capitel einen Protest und appellirte an den besser zu

---

[1]) Instrumentum, quo Rector et doctores Universitatis Heidelbergensis et capitul. S. Spir. ibidem protestantus contra abusum censurarum papalium. Arch. Brix., Lad. 3, N. 10.

unterrichtenden Papst, da der Cardinal mit Gewalt jede Erörterung gehindert, und am 19. März erfolgte eine Provocation und Appellation gegen die Vorladung von seiten Herzog Sigismund's, die in den schärfsten Ausdrücken den Cardinal von Cusa der Friedensstörung und der Habgier beschuldigte. Das Schriftstück [1]), in dem wie in der Invectiva vom 13. August 1461 die Anspielung auf den eigentlichen Namen Cusa's „Krebs" sich findet und das den Cardinal als „Cancer Cusanus" auftreten läßt, ist wol schon dieser Eigenthümlichkeit wegen Heimburg zuzuschreiben, auch wenn ihn nicht der scharfe, heftige Ton, der diese Schrift gerade durchweht, verriethe.

Ihr Inhalt ist in kurzen Zügen folgender:

Der Papst habe bisjetzt nicht aufgehört, ihn — den Herzog — mit Schmähungen und Schimpfreden zu überhäufen, und — nicht genug, daß er seinem Gesandten das Gehör verweigert, daß er denselben eingekerkert, daß er ihn gegen alle Gerechtigkeit und Billigkeit excommunicirt habe, nicht genug, daß in Mainz die päpstlichen Legaten seine Gesandten, die Friedensvorschläge hätten machen und dem Cardinal Schadenersatz hätten anbieten wollen, zurückgewiesen, nicht genug, daß in Landshut, nach der billigen Observanz, daß der Weltliche als Richter zwei Weltliche und einen Geistlichen verlangen könne, während der Geistliche umgedreht zwei Geistliche und nur einen weltlichen Richter fordern dürfe, der Cardinal zweien Geistlichen die Entscheidung habe übertragen wollen und die heilige Ordnung so mit Füßen getreten habe, worin ihn der Papst unterstützt, — zöge dieser es nun vor, sein ganzes Gift noch einmal gegen den Herzog und die Seinen auszuspeien, und ein Cardinal Petrus wage es, dem Herzog Briefe zu schreiben, worin er ihn und seine Getreuen bei Strafe, als Ketzer behandelt zu werden, auffordere, in Rom innerhalb 50 Tagen persönlich zu erscheinen und sich zu verantworten über Dinge, die allein von den Verleumdungen des anmaßlichen Bischofs von Brixen herrühren könnten. Weil sie sich gegen die Räubereien und widerrechtlichen Grausamkeiten des Cardinals vertheidigt, seine Ränke vereitelt, sollen sie mit verbrecherischer Hand den Cardinal festgenommen und festgehalten haben; deshalb seien sie schon seit einem Jahre mit Ex-

[1]) Chmel, Materialien zur österreichischen Geschichte, Bd. II, S. 261—264.

communication und Interdict bestraft worden. Wohl aber verschweige der Papst, wie er, als Lorenz Blumenau zu ihm gekommen, ihn eines bessern zu belehren, denselben nicht vor sich gelassen und widerrechtlich eingekerkert habe, wie der Herzog oft den Weg des Rechtens angeboten, aber der Papst und die Seinen nur Schmähungen als Antwort gehabt hätten. Pius habe immer das alte Lied gegurgelt: der Cardinal sei gefangen genommen und die Besitzthümer der brixener Kirche seien geplündert worden. Das könne nur einen schwachen Glauben bei einem billigen Richter erwecken. Verleumdungen der ärgsten Art seien vorgebracht worden; und ohne daß der Papst eine Untersuchung darüber angestellt, wie es einem gerechten Richter zieme, habe er entschieden. — Der Papst habe mit den schärfsten Strafen den Herzog und die Seinen bedroht, falls sie nicht erschienen, oder doch über dieses ihr Nichterscheinen hinreichende Entschuldigungsgründe vorbrächten. Den Gesandten des Herzogs aber habe er nicht hören wollen, und auf die Verleumdungen einer Partei hin habe er voll Wuth, alles Recht, alle Billigkeit beiseite setzend, den Herzog excommunicirt und verflucht ganz nach Gutdünken. Was würde man von einem Richter halten, der, wenn ein schwer Verurtheilter Rechtsgelehrte fragen und sich vertheidigen wollte, ihn zurückjagte und ihm Gehör verweigerte, und wenn der Papst nun durchaus Sigismund als einen Erzketzer bezeichnen wolle, so möge er doch seine Citation des ganzen Landes unterlassen; und wenn er es thäte, so solle er es wenigstens nicht mit Schimpfworten und Schmähungen thun. Verbrechen würden nach den Umständen, nicht nach dem Belieben des Richters entschieden. — Wenn derjenige ein Ketzer genannt werden müsse, der seinen Irrthum in religiösen Dingen gegenüber dem Glauben zu vertheidigen suche, so doch nicht der, der einem ungerechten Richterspruche sich nach Kräften widersetze. — Die Alten hätten Ketzerei ein Abweichen von den Sitten und Gebräuchen anderer genannt; so nenne Cicero den Cato einen Ketzer, weil er den Schmuck in seinen Reden verschmäht habe. Der kirchliche Sprachgebrauch verstehe darunter nur ein Abweichen von der Kirchenlehre. Wenn also der Papst oder ein anderer Bischof oder Prälat danach sage: „Gib dies Schloß bis zu der und der Zeit dem Titius zurück, zahle in den päpstlichen Schatz 10000 Gulden, oder du bist ein

Ketzer", so sei das doch entschieden ein Unrecht, da hier nicht ein Widerspruch gegen irgendwelchen Glaubenssatz vorliege und der Vorwurf aus der Willkür des Richters hervorgehe. Der Papst mische alles durcheinander und nenne alles, was ihm misfalle, Ketzerei. Pius, wie vor ihm Nikolaus, behauptete nun, daß der, welcher sich auf eine Ladung hin zu kommen weigere, sich verdächtig mache; ein Grundsatz, den schon die alte Rechtspraxis aufstelle und der in Griechenland schon vor dem Zehn-Tafelgesetze der Römer bekannt gewesen sei. So habe Sokrates aus dem Schreiben seines Anklägers Melito gezeigt, daß derselbe Unrecht habe. Aber auf den vorliegenden Fall passe das nicht. Ein unverdächtiges Gericht hätten sie niemals verschmäht, den Weg Rechtens selber angetragen; der Papst und der Cardinal hätten sie zurückgewiesen. — Der, welcher beim Vorwurfe der Ketzerei schweige und sich nicht rühre, könne in um so größern Verdacht kommen, laute es weiter, nur aber dann nicht, wenn er, wegen einer ganz andern Angelegenheit geladen, nicht erschiene, und erst recht nicht, wenn er zurückgestoßen, ihm das Recht der Vertheidigung genommen, und sein Leben gefährdet sei. — Doch er komme auf die Citation des Cardinals von Sanct-Marcus zurück. Derselbe lade ihn und die Seinigen wegen ihrer Ketzerei vor, und da nun aus dem Vorgegangenen einleuchte, warum er und seine Unterthanen nicht sich den Händen dessen anvertrauen wollten, der das Völkerrecht so schmählich verletzt habe, so wolle er hier seinen und der Seinigen Glauben bekennen. Er halte sich zum apostolischen, nicänischen und athanasianischen Symbole und glaube, daß eine heilige, katholische Kirche bestehe; katholisch, weil sie an Christus mit Recht glaube; einig, weil sie für alle Welt bestimmt sei. Was die Macht des Papstes betreffe, so halte er den römischen Bischof für das Haupt der Kirche, für den Stellvertreter Christi, für den Nachfolger Petri, von Jesu unmittelbar mit der unfehlbaren Gewalt zu lösen und zu binden bekleidet, und auch Papst Pius habe diese Gewalt, obschon er vom Cardinal von Cusa sich mit Unrecht habe reizen lassen, gegen den Herzog und die Seinigen ein hartes Verfahren einzuschlagen. Sie glaubten weiterhin alles, was die heilige Mutter Kirche lehre und bestimme, aber deshalb achteten sie sich nicht für gebunden, weil der päpstliche Schlüssel irre. Denn Christus allein sei es, der da binde und löse.

Der Geistliche sei blos sein Diener, der den einen freispreche, dem andern seine Sünden behalte. Darum habe sich der Papst zu hüten, kein falscher Richter zu sein, der die Angeklagten nicht hören, ihre Vertheidigungsmittel beseitigen wolle, gegen den Gesandten das Völkerrecht verletze und das durch geheiligte Verträge aufgestellte sichere Geleit, durch den Cardinal verführt, mit Füßen getreten habe. Der Cardinal von Cusa werde antworten: Man habe dem Urtheile der Kirche, d. h. des höchsten Richters, zu gehorchen, sonst werde man von den Getreuen des Papstes verachtet. Der Herr habe den Aussätzigen, als er ihn geheilt, zu den Priestern gesendet, um ihn dem Volke zu zeigen; er habe den aufgeweckten Lazarus durch seine Jünger von seinen Binden lösen lassen. Der Papst, dem mehr Glauben als dem Herzog beizumessen sei, habe ihn der Sünde schuldig erachtet, demnach sei er auch bei Gott schuldig, dessen Stellvertreter ihn dafür erklärt, und so gelte er es vor der ganzen Kirche. — Allein er — Sigismund — habe ja die Gewalt der Schlüssel gar nicht geleugnet, nur die Unfehlbarkeit des augenblicklichen Papstes. Der Papst handle wie im Alten Testament die Bestimmungen über den Aussatz, wo der Priester den Aussätzigen nicht zu heilen vermocht, ihn aber wol für rein erklärt habe, und Hieronymus behaupte noch ausdrücklich, daß die Stelle: „Du bist Petrus, und ich will dir des Himmelreichs Schlüssel geben", nicht zum blinden Verdammen Schuldiger und Unschuldiger führen solle, da Gott nicht nach der Meinung der Priester, sondern nach dem vergangenen Leben des Einzelnen frage. Nach dem Leviticus mußten sich die Aussätzigen dem Priester zeigen, damit er sähe, wer geheilt sei und wer nicht, nicht damit er sie selbst heile oder ungeheilt belasse. Daraus gehe hervor, daß Gott nicht um des Priesters Urtheil sich kümmere, da es oft getrübt sei auf diese oder jene Weise. Gott richte immer nach der Wahrheit. Die Priester erließen und behielten demnach Sünden, je nachdem sie von Gott erlassen, oder behalten würden. Aber wie könne das hier gelten, wo der Papst ihnen selbst das Gehör verweigert habe? — Auf das, was der Papst ein Recht habe zu fragen, würden sie antworten, sie hielten sich dazu durch ihren Glauben für verpflichtet, nicht aber glaubten sie, daß es dem Papste freistehe, ungehört zu verdammen. Höre er nicht auf und unterlasse sein Commissar nicht seine Drohungen, so würden

sie folgendermaßen ihre Appellation fassen. Zuerst wegen jener Citation des Cardinals Sanct-Marci appellirten sie an den päpstlichen Stuhl, wiesen jedoch den gegenwärtigen Inhaber desselben zurück, wolle der jetzige Inhaber des apostolischen Stuhls ihre und ihrer Unterthanen und Anhänger Angelegenheit nicht einem unverdächtigen Manne übertragen; denn nichts könne ihnen erwünschter sein, als daß Licht in ihre und des Cardinals Sache käme. Uebrigens erböten sie sich fernerhin alle Wege des Rechtens einzuschlagen, zu denen sie sich schon in früheren Verhandlungen und Appellationen bereit erklärt; werde alles dies zurückgewiesen und würden nicht billigere, ja nur dieselben Bedingungen wie damals angeboten, so werde es klar sein, an wem es gelegen, daß die Sache nicht auf rechtlichem Wege beigelegt worden, und wegen des früheren, wie wegen des jetzigen appellirten und protestirten sie denn weiter, wie es Recht und Ordnung sei.

Es folgen die Namen Ulrich Seifried's, Johann Mügelbeck's von Landsberg, Georg Fuag's, Georg Payr's und Johann Murenstein's.

Endlich war die starre Seele des Papstes gebrochen. Schon am 12. März hatte er den Dogen von Venedig, Christophorus Maurus, zum Schiedsrichter erwählt und ihm die Vollmacht zur Unterhandlung gegeben, wobei natürlich auch die Bestimmung nicht fehlte, wie weit sie sich zu erstrecken habe. Schon früher hatte der Cardinal sich laut einem Briefe, den der Minorit Saviola am 21. Februar an Herzog Sigismund geschrieben hatte, bereit erklärt, sich dem schiedsrichterlichen Spruche zweier Diener Gottes zu unterwerfen und danach zu handeln.

Das brixener Stift war fest in seinen Ansichten stehen geblieben, hatte dem Dogen von Venedig seine Appellation geschickt und ihn gebeten, den falschen Vorspiegelungen des Cardinals nicht allzu sehr zu trauen, aber auf der andern Seite hatte es auch gesucht, dem Papste gegenüber seine Appellation zu rechtfertigen, hatte einen demüthigen Ton angeschlagen, und so die Möglichkeit einer Versöhnung offen gelassen. Zwar reizte sie des Cardinals Benehmen zu immer erneuten Klagen, dennoch aber war der Boden für die Unterhandlungen so ungünstig nicht, als am 10. Juli der Gesandte des Dogen, Paul Maurizeno, in Innsbruck eintraf. Von seiten des Cardinals waren Simon von Welen und Peter Erkelens, von seiten des

Papstes der uns schon bekannte Bischof Lälius von Feltre erschienen. Der Herzog wurde durch Gregor von Heimburg vertreten.

Maurizeno, ein besonnener und kluger Mann, verlangte von beiden Seiten Zugeständnisse, so vom Cardinal, daß wenn der Herzog sich zum Schadenersatze bereit zeige, die kirchlichen Censuren einstweilen suspendirt würden, vom Herzog, daß er die eingezogenen brixener Kirchengüter bis zur Entscheidung der Verwaltung Venedigs übergeben sollte. Gregor von Heimburg, des Herzogs Bevollmächtigter, stimmte dem bei und zeigte jetzt die aufrichtige Absicht, einen Frieden herbeizuführen. Maurizeno ging nach Brixen, unterhandelte mit den Chorherren, und am 25. Juli ward Brixen factisch an Venedig übergeben. Die Friedenshoffnungen gewannen mehr und mehr Anhalt, es galt nur noch, daß der Cardinal die ihm auferlegte Bedingung erfülle und für die Suspendirung der Kirchenstrafe Sorge trage. — Das Capitel wie Maurizeno fürchteten von Cusa's Inconsequenz, seiner Hartnäckigkeit, seinem reizbaren Sinne am meisten, und am 24. August ward deshalb vom brixener Stift eine Petition an ihn abgesandt, dem Friedenswerke ja nichts in den Weg zu legen, und darin nochmals um Suspension der Censuren gebeten. Der Papst war mit dem Ansuchen einverstanden, und am 27. September kündigte der päpstliche Bevollmächtigte Maurizeno an, daß der Papst die Kirchenstrafen aufheben wolle.

Groß war die Freude, die das Capitel darob empfand, alle waren des Streitens müde; der Herzog gab unzweideutige Beweise, wie sehr er sich sehne, die ganze Sache auszugleichen, und versuchte eine friedliche Aufhebung auch des Interdicts auszuwirken, als auf einmal die Friedensunterhandlungen sich zu zerschlagen drohten, indem der Cardinal auf einmal wieder in den alten Trotz zurückfiel, gegen die Suspension der Censuren protestirte, die Aufrechterhaltung des Interdicts verlangte und vor allen auf Entfernung Gregor's von Heimburg von den weitern Verhandlungen drang, dessen Invectiven er nicht vergessen konnte und dessen Name ihn immer aufs neue an die Kränkungen erinnerte, die er durch ihn erfahren hatte.

Der venetianische Gesandte war aufs äußerste bestürzt, daß das Friedenswerk, das so schön eingeleitet, auf dem Punkte war zu scheitern. Besonders schmerzten ihn auch die Angriffe auf Gregor

von Heimburg, mit dem er sich schon innig befreundet hatte. Er schrieb darüber nach Venedig: Der Cardinal scheine aufgereizt worden zu sein, da er Gregor von der Berathung ganz entfernt halten wolle, von dessen gutem Willen und friedlicher Gesinnung er sich überzeugt. Würde er Gregor's Umgang meiden, so könne leicht alles verdorben werden, da derselbe in ganz Deutschland als ein sehr gelehrter Mann gelte. Ebenso schrieb er an Lälius von Feltre, alle Hoffnung auf Vereinbarung beruhe auf Gregor, da dieser mit dem Herzog so offen und vertraut sprechen könne, worauf Lälius höhnisch erwiderte, er möchte doch gleich mit Gregor persönlich verkehren.

Das Resultat war, daß alles auf den alten Fuß zurückkehrte, und da trotzdem das allseitige Verlangen nach dem Frieden zu mächtig war, neue Unterhandlungen in Angriff genommen wurden. Venedig sollte diesmal selbst als neutrales Gebiet der Sitz derselben sein.

Am 2. November begannen die Unterhandlungen. Der Herzog hatte zu seinen Gesandten Jakob Trapp, Oswald Wolkensteiner, Benedict Wegmeister seinen Kammermeister, Lorenz Blumenau und Gregor von Heimburg abgeordnet. Heimburg trat wieder mächtig hervor in einer Rede, worin er das unredliche Verfahren des Papstes, sowie die aufrichtigen Bemühungen des Herzogs, den Frieden zu erhalten, dem venetianischen Senate darlegt. Ihm antwortete der von seiten des Cardinals erschienene Bischof von Feltre: er hielt sich nicht lange mit der Vertheidigung der Handlungsweise seines Herrn auf, sondern verlangte die Rückgabe der Kirche von Brixen, mit Schlössern, Städten, Landen, Gerichten, Privilegien und Unterthanen, wie es vor Ostern 1460 gewesen sei, ebenso verlangte er das Schloß Taufers zurück, außerdem sollten dem Cardinal 20000 Gulden Schadenersatz für die Verluste der Kirche, des Capitels, Anleihen und Kriegsschaden bezahlt werden. Endlich ward die Herausgabe der dem Cardinal in seiner Gefangenschaft abgenommenen Briefschaften und Aufhebung aller in Brixen vorgenommenen Neuerungen ausbedungen.

Statt dessen ließ der Herzog im ganzen 28000 Gulden bieten, die dem Gesandten des Cardinals nicht hinreichend erschienen, und, wie es hierin zu keiner Einigung kam, so ebenso wenig im Punkte der Landeshoheit und fürstlichen Macht des Bischofs. Der Herzog be-

harrte auf seiner Prärogative, wie auch die Gesandten des Cardinals zu beweisen suchten, daß seit 1212 die Grafen von Tyrol und Herzoge von Meran Vasallen des Bischofs von Brixen gewesen, der als Fürst die Diöcese regiert hätte. — Die Venetianer benahmen sich nicht ganz geschickt und sprachen mit allzu großer Ausschließlichkeit Sigismund das Recht zu, das er gefordert; darüber waren Cardinal und Papst empört, nannten die Venetianer unwissend, Sigismund, nach wie vor, einen Vasallen der Kirche. Die Gesandten gingen auseinander, der Bruch war ärger als vorher.

Betreten über seine Ungeschicklichkeit versuchte am 30. Januar des folgenden Jahres der Doge nochmals einen Frieden zu vermitteln und schrieb in diesem Sinne an den Herzog. Aber am 24. Februar sandte Pius II. schon einen erneuten Bannstrahl gegen Sigismund, der die venetianischen Vermittelungsversuche arglistig vereitelt habe. Ein neues Interdict, schwerer und ausgedehnter ward wieder über die tyrolischen Lande verhängt; die Städte Meran, Botzen, Neumarkt, Eggen, Mals, Nauders, Yncht, Feldkirch, Bregenz litten unter erneuten Verkehrsverboten. Die Kraft des Widerstandes war gebrochen, Cleriker und Laien verlangten nach dem Frieden. So petitionirten die Bürger von Brixen, Brauneck und Clausen beim Cardinal wie beim Papste, daß er dem Friedenswerke nicht länger entgegen sein möchte. Das Capitel beeiferte sich, seine Anhänglichkeit an Papst und Kirche darzuthun, und der Herzog folgte dem Vorschlage des Dogen von Venedig und ordnete den Burggrafen von Tyrol Christoph Botsch, Gregor von Heimburg und Lorenz Blumenau ab, um zwischen ihm und dem Capitel einer- und zwischen ihm und dem Cardinale andererseits zu vermitteln. Beinahe wären die Unterhandlungen aufs neue an dem trotzigen Sinne des Cardinals gescheitert, der auf die Zuschriften des Capitels sehr herausfordernd antwortete, sodaß der Doge zuletzt beim Kaiser eine Lösung versuchte. — Dieser schlug sich endlich ins Mittel, nachdem durch seine Nachlässigkeit der Handel so lange verschleppt worden war. Aussöhnende Schritte mit dem Papste hatte der Herzog schon gethan und Pius II. den Erzbischof von Lavant schon am 1. März mit der Absolution des Herzogs beauftragt. In Wienerisch-Neustadt begannen Ende April des Jahres 1464 die Unterhandlungen; die

Sache des Cardinals leitete Simon von Welen, die des Capitels die Chorherren Golser und Stainhorn. Lange zogen sich die Unterhandlungen hin, endlich ward am 24. August eine Ausgleichungsacte aufgesetzt, die zu Gunsten des Cardinals entschied. Der Cardinal solle in sein Bisthum wieder eingesetzt, das Schloß Taufers dem brixener Stift für 28000 Gulden in Form eines ewigen Kaufes einverleibt, die Briefe zurückgegeben, vertriebene Geistliche und Nonnen wieder eingesetzt, alle Streitigkeiten, Censuren u. s. w. getilgt, der Herzog fürder als Lehnsmann des Bischofs für die brixener Lande angesehen werden. Am 2. September wurden durch Rudolf von Lavant der Herzog und seine Anhänger absolvirt. Kaiser Friedrich leistete im Namen seines Vetters Sigismund knieend Abbitte.

Aber der Cardinal erlebte diesen Triumph nicht mehr, kränklich und verbittert war er im dreiundsechzigsten Lebensjahre am 11. August zu Todi in Umbrien, fern von der heimischen Erde gestorben. Drei Tage später, am 14. August, starb Papst Pius II.

Beides hochbegabte Männer, und dennoch ohne wahrhafte Bedeutung; glänzende Talente, aber ohne Charakter. Wie hätten sie eingreifen können in ihre Zeit? Wie wenig haben sie trotz ihrer einflußreichen Stellung geleistet? Unbeweint gingen sie zu Grabe, sie hatten keinen Freund gewonnen. Jene sittlichen Mächte fehlten ihnen, die allein die Herzen aneinander ketten, allein in ihren Wirkungen ein bleibendes Andenken zu sichern vermögen. Aeneas Sylvius, der gewandte Diplomat, brachte als Papst fast nichts zu Stande, sein Project eines Kreuzzugs scheiterte, seine hierarchischen Plane gewannen nur einen Scheinsieg; eine neue Zeit wehte bald die hohlen Denksteine nieder, die er sich erbaut. Nikolaus von Cusa erregte durch seine unpraktische Starrköpfigkeit, sein hartnäckiges Bemühen, Rom wieder zur Herrschaft zu bringen, aller Orten Widerstand und Haß, erreichte wenig von dem, was er erstrebt, und verlor im Ringen nach Kleinlichem das Große und, im Ringen nach äußerlichen persönlichen Erfolgen, die bedeutenden Ziele aus den Augen, in denen er sich selbst hätte adeln, sich selbst zum Miturheber einer neuen Epoche hätte machen können. In Zänkereien verbitterte er sich und andern das Leben; er ärgerte seine Gegner, ohne sie zu vernichten. Mismuth und Kränkung sind die Begleiter seines Alters und die Ursachen seines Todes.

Und Gregor von Heimburg? Er allein, der gewichtigste und bedeutendste Gegner des Papstes, war bei der Absolution der übrigen übergangen worden. Muthiger und überzeugungstreuer traf ihn der Haß seiner Gegner um so schwerer. Und als der Fürst, dem zu dienen er Besitz und Leben gern in die Schanze geschlagen hatte, dem Papste wieder in die Arme gesunken war, ohne sich verpflichtet zu fühlen, für seinen mannhaften Diener ein Wort der Fürbitte einzulegen, als von andern Leidensgenossen entblößt und nicht länger gestützt die Aufmerksamkeit der päpstlichen Partei sich allein auf ihn richtete, da gestaltete sich denn auch sein Schicksal düsterer und düsterer. Der neue Papst Paul II., ein rauher Fanatiker, war womöglich noch strenger als Pius II., den von äußersten Maßregeln doch immer das Andenken an die alten Zeiten, an die alte Freundschaft abgehalten hatte. Paul II. sah nur den Bekämpfer des Papstthums. Von allen Kanzeln als Geächteter verkündigt, durch neue Bannbriefe in Freiheit und Leben bedroht, sorgte er noch für Weib und Kind und folgte später dem Rufe König Georg's von Böhmen, in dem er mit richtigem Blicke schon früher den einzigen erkannt, der fähig war, neues Leben in die erstarrten Formen des römischen Reiches zu gießen und den Uebermuth der Curie zu brechen, ein Fürst, für den er schon früher thätig gewesen war, und der ihm denn, so lange er selbst lebte, ein sicheres Asyl gewährte. — Ueber die Art, wie er mit Georg von Böhmen in Beziehung trat, sowie seine weitern Schicksale wird das Folgende handeln.

X.

Heimburg's weitere Schicksale. Seine Beziehungen zu Georg von Böhmen.

Eine in vielfacher Beziehung neue Aera ist es, in die nach Beendigung des brixener Handels und nach Beendigung seines Dienstverhältnisses zu den österreichischen Erzherzogen, von denen Albrecht schon am 2. December 1463 mit Tode abgegangen war, das Leben Heimburg's tritt. — Mit zunehmenden Jahren trat bei ihm auch größere Ruhe ein. Die kühne, trotzige Herausforderung, mit der er in früherer Zeit seinen Feinden entgegengetreten, machte einem mehr gemessenen und überlegten Operiren Platz, statt der Invectiven und Confutationen verfaßt er Staatsschriften, und der Aerger und die Erbitterung seiner reizbaren Natur ergießt sich jetzt in vertrauten Correspondenzen zu Männern, denen er mehr oder weniger nahe stand. Von seinen Briefen haben wir aus der letzten Zeit seines Lebens eine ziemliche Anzahl. Zu selbständigem Handeln, zur Politik auf eigene Rechnung kommt er allerdings nicht mehr, die persönlichen Beziehungen zu den Ereignissen, in denen er sich bewegte, treten mehr und mehr zurück und seine ganze Thätigkeit schließt sich mit dem Augenblicke, da er in König Georg's Dienste trat, so ausschließlich an dessen Plane und Entschlüsse an, daß seine fernere Geschichte nicht ohne die des Böhmenkönigs betrachtet werden kann.

Es gilt deshalb vor allem einen Blick auf diesen merkwürdigsten Monarchen seiner Zeit zu werfen. Wir müssen dabei einige Jahre zurückgreifen, um dann den Faden der Darstellung wieder aufzunehmen, wo das Geschick Heimburg's sich mit dem Georg's verwebt.

Die Krone Böhmens, die durch des Ladislaus Tod erledigt und nach der Georg kühn genug war die Hand auszustrecken, war

ihm endlich durch die allgemeine Zustimmung des Volkes, das von Rokyzanas' gedankenvoller Beredsamkeit geleitet wurde, zugefallen. Jetzt galt es, den hohen Besitz festzuhalten, denn er blieb ihm nicht unangefochten. Viele Fürsten waren es, die größere oder geringere, mehr oder weniger rechtlich begründete Ansprüche auf des Ladislaus Erbe erhoben. — Der erste unter ihnen war kein Geringerer als der Kaiser selbst, mit ihm zugleich die Erzherzoge von Oesterreich, Albrecht und Sigismund, neben ihnen Herzog Wilhelm von Sachsen, der die ältere, König Kasimir von Polen, der die jüngere Schwester des Ladislaus zum Weibe hatte, und als der Gefährlichste vielleicht König Matthias Hunyady von Ungarn. Ein Glück für ihn war, daß bei dieser Menge von Bewerbern dieselben unter sich uneins wurden, ihre Kräfte zersplitterten und so sich gegenseitig im Schach hielten. Auch Gregor von Heimburg war damals in diese Verhältnisse hineingezogen worden und hatte als Rath Erzherzog Albrecht's mit den Räthen Herzog Wilhelm's von Sachsen verkehrt.[1]) Zu diesen bedrohlichen Nebenbuhlern kam für Georg noch der Widerstand, den er beim Papste wegen seiner religiösen Ueberzeugung finden mußte, da die Forderung des Kelches für die Gemeinde das Dogma, dem der römische Clerus seine übermächtige Stellung in der Kirche fast ausschließlich verdankte, in bedenklichster Weise zu erschüttern drohte; außerdem der wilde Haß seiner katholischen Unterthanen, der in Schlesien bedrohlich aufgährte und in dem üppig behaglichen Breslau, dem der fleischtödtende Geist des Utraquismus ein Greuel war, zur hartnäckigsten Opposition sich zuspitzte.

Wie nun verhielt sich der König diesen feindseligen Elementen gegenüber? Wich er ihnen, oder überwand er sie? — Seine Politik gehört vielleicht zu dem Lehrreichsten und Imposantesten zugleich, was das ganze Jahrhundert bietet; doppelt bedeutungsvoll, je ebenbürtiger meist die Mächte waren, die er zu bestreiten hatte.

Sein erstes Bestreben war, vor allem sich fest zu gründen in seiner großen Stellung, sein Ziel, sich dem Reiche unentbehrlich zu machen. Ueberaus klug und kühn sind die Züge, in denen er allen

---

[1]) Orig. arch. Dresd. 10529, II, 55—63, mitgetheilt im 20. Bande der Oesterreichischen Geschichtsquellen.

Verhältnissen Deutschlands seinen Namen aufschrieb und ihre letzte Entscheidung sich in die Hände spielte. — Die Kämpfe, die Fehden, die wir schon genugsam das Reich durchwüthen sahen, hatten auch jetzt nicht aufgehört. Ein Handel war kaum beendet, so zuckte ein neuer empor, oder nach kurzem Scheinfrieden brachen die alten Wunden wieder auf; der Stärkere schlug mit dem Schwerte darein, ohne sich viel um das Recht zu kümmern, der Schwächere schrie um Hülfe; aber in der phlegmatischen Seele des Kaisers fand der Ruf keinen Widerhall, und der Papst entsandte einen ohnmächtigen Bannstrahl gegen den Unterdrücker, wenn es in seinem Interesse lag, oder er erließ eine unwirksame Ermahnung an die Fürsten, dem Geschädigten beizustehen. Ein Reichstag nach dem andern ward berufen, auf denselben viel geredet, aber nichts entschieden; das Gebälke des Deutschen Reichs war längst aus seinen Fugen getrieben, der Einsturz stand bevor. Gerade jene Reichstage geben das traurigste Bild schwankender Charakterlosigkeit, wortklingelnder Streitsucht und des misgünstigen Egoismus, der selbst den größten und brennendsten Fragen gegenüber das jämmerlichste Privatinteresse nicht vergessen konnte. — Der Türkenzug, der mehr und mehr zur Nothwendigkeit geworden war, zu dem die Gesandten Ungarns, des östlichen Europa, immer ängstlicher und dringender mahnten, ward mit gewissenlosester Indifferenz behandelt; man ließ die barbarischen Horden einen Fuß breit nach dem andern erobern, ganze Landstriche verheeren, Deutschland und Italien selbst bedrohen, und Fürst und Städte konnten sich nicht einigen, ob man überhaupt etwas thun wollte, auf welche Weise und wie viel Truppen ausziehen sollten, und wie viel Geld geopfert werden müßte. Allen kostete es zu viel, allen war es zu beschwerlich, und des Kaisers matte Anstrengungen konnten diesen Widerstand auch nicht besiegen. — Des alten Pius Herz, der diesen Türkenzug sich zur Aufgabe seines Papstthums gestellt, brach aus Gram über das Mislingen seines Plans, gerade als er seinen gebrechlichen Körper auf das Schiff schleppen wollte, selbst eine Anzahl zusammengelaufenen Gesindels, das die Venetianer unter dem stolzen Titel eines Kreuzheeres ihm zugesandt, gegen die Türken anzuführen. Am bejammernswerthesten war die Lage des Kaisers. Die Oesterreicher waren, seitdem sie mit gewaffneter Hand den Ladislaus

Friedrich's Vormundschaft entrissen, nicht wieder zur Ruhe gekommen. Die Saat des Aufruhrs einmal ausgestreut, ging jeden Augenblick von neuem auf. Der Adel, an und für sich schon misvergnügt, war aufs höchste gereizt worden, als Friedrich das Krongut, womit sie sich unter Ladislaus' Regiment bereichert, wieder einzog. Sowol im offenen Kampfe, als im geheimen Wühlen untergrub er aufs neue den habsburgischen Thron. Die stolzen Eizingers, bald mit diesem, bald mit jenem verbunden, waren hier und dort, und Murren und Empörung waren die Spuren, die ihre Anwesenheit bezeichnete. Was die tieferen Gründe dieses Aufruhrs eigentlich waren, ist schwer zu sagen. Von beiden Seiten war gefehlt worden. Der Kaiser verschuldete das Meiste sowol durch sein unsicheres, inconsequentes Wesen, das bald die Zügel schlottern ließ, bald über die Gebühr sie anzog, als besonders durch seinen schmuzigen Geiz, der in der Folge auffällig zu Tage kam. Auf der andern Seite suchten die österreichischen Herren vielleicht mit mehr Gründen, als sie hatten, gegen den Kaiser aufzutreten; ihr trotziger, unbändiger Sinn fand Gefallen an der Freiheit, die die Böhmen und die Ungarn genossen, und begehrte ein Gleiches. Aber die Bewegung wäre vielleicht noch zu bändigen gewesen, hätte nicht ein ehrgeiziger und entschlossener Mann sich an die Spitze gestellt und mit kühnen, volltönenden Worten sich als Vertreter der Rechte der Oesterreicher proclamirt. Es war des Kaisers eigener Bruder, Erzherzog Albrecht. Schon frühere Erbstreitigkeiten um Oesterreich hatten ihn mit Friedrich entzweit. Er verlangte jetzt vom Kaiser, er solle den ungemäßigten Forderungen der Oesterreicher willfahren, und als derselbe nicht gehorchte, so belagerte er ihn an der Spitze der Aufwiegler in seiner eigenen Burg und kümmerte sich nicht um die Acht, die sein kaiserlicher Bruder über ihn ausgesprochen, nicht um Bann und Excommunication des Papstes. Sein Trotz war erst gebrochen, als er selbst eine Leiche war.

In dieser Zeit der Schlaffheit und der Unredlichkeit mußte eine Heldenseele doppelt stark ins Gewicht fallen, und so zeichnet sich denn auf dem trüben Hintergrunde der obwaltenden Lage die ehrliche, groß- und klugdenkende Persönlichkeit Georg's von Böhmen um so klarer und heller ab.

Mit richtigem Takte überflog sein Geist die Verhältnisse, sah die Lücken, in die er eintreten, die Vortheile, die er sich zubiegen konnte, und mit ruhigem und sicherm Gange schritt er dem Ziele zu, das er sich vor der Hand gesteckt, Schiedsrichter des römischen Reichs zu werden.

Fürs erste gründete er sich eine feste Bundesgenossenschaft. Nicht selbst von fürstlichem Stamme entsprossen, suchte er sich mit mächtigen Fürstenhäusern durch verwandtschaftliche Bande zu ketten. So hatte er schon 1458 seine Tochter Kunhuta (Katharina) mit König Matthias von Ungarn verlobt, mit dem sie im Jahre 1460 vermählt wurde, 1459 vermählte er seine Tochter Zedena an den Sohn Herzog Wilhelm's von Sachsen, Albrecht, und seine Tochter Ludmilla ward die Braut Herzog Ludwig's von Baiern. Nicht minder brachte er es dahin, daß seine Söhne Victorin und Heinrich durch wichtige Dienste, die beide dem Kaiser geleistet, in den Reichsfürstenstand erhoben wurden. So gelang es ihm, den Mangel seiner Geburt auszugleichen; so hatte er in verschiedenen mächtigen Dynastien Wurzel geschlagen und hatte eine Basis, auf der er operiren konnte.

Er erkannte das mächtigste Bedürfniß, das im Reiche bei dieser wilden innern Zerklüftung sich regte, es war das Bedürfniß der Ruhe. Die fast unmöglich gewordenen Zustände Deutschlands wiederherzustellen, in dem Auseinandergerissenen als bindendes Glied zu erscheinen, in dem wilden Streit der Bringer und Erhalter des Friedens zu werden, das schien ihm seine große Aufgabe zu sein. In seinem eigenen Lande fing er an. Die böhmische Nation, lange durch den Streit der Großen beängstigt und zerdrückt, athmete unter seinem milden Regimente zu neuem Leben auf: er hielt den übermüthigen Herrenstand mit gewaltiger Kraft zusammen, begünstigte die Städte, gab Handel und Gewerbe Schutz, sorgte für Acker- und Bergbau, bemühte sich für Sicherheit der Wege. Böhmen, das mußten selbst seine katholischen Unterthanen gestehen, genoß einen Wohlstand, wie nie. Aber auch nach außen richtete sich sein Blick. Daß Kaiser und Papst nicht seine Freunde waren, wußte er, aber ebenso auch, daß er es mit ihnen nicht verderben dürfe. So war er es, der obschon er dereinst, als Stimmen in Oesterreich nach einem andern Herrscher verlangten, die Ungestümen an Erzherzog Albrecht gewiesen hatte, jetzt für

den Kaiser eintrat, auf seinen Hülferuf erschien, einen Waffenstillstand bewirkte, schließlich die für Friedrich möglichst günstigen Friedensbedingungen dictirte und ihn aus der demüthigendsten Belagerung befreite. Und als der Kaiser durch erneute Unbill sein Volk von neuem gereizt, Geldsummen zur Löhnung der ihm gegen sein Volk dienenden Truppen von den Bürgern Wiens geleistet haben wollte und dann die böhmischen Brüderrotten, die ihm gegen die Aufwiegler geholfen und die ihren Sold verlangten, auf die Plünderung der Städte angewiesen hatte, da stand Georg ihm wieder zur Seite, sandte seinen Sohn Victorin ihm zu Hülfe, der sich dabei die ersten Sporen verdiente und dafür eben, wie auch sein jüngerer Bruder Heinrich, in den Reichsfürstenstand erhoben wurde.

Aber nicht nur den Kaiser zu demüthigen und sich zu verbinden, war sein Plan, auch in andere Verhältnisse griff er ein; er suchte den mächtigsten und geistvollsten Anhänger Friedrich's, Markgraf Albrecht Achilles von Brandenburg, mit seinem Schwiegersohne Ludwig von Baiern, mit dem er seit der donauwörther Sache zerfallen war, auszusöhnen und dadurch sich selbst mit Albrecht auf guten Fuß zu setzen; er vermittelte in einer Fehde zwischen Bischof Johann von Würzburg und den Herzogen zu Sachsen, zwischen dem Markgrafen und den Bischöfen von Bamberg und Würzburg, zwischen Ludwig von Baiern und dem Kaiser; er söhnte sich mit Kasimir von Polen aus, unterhielt freundliche Beziehungen zu Matthias von Ungarn, setzte sich mit Pius II. durch ein kluges Auftreten in ein gutes Einvernehmen; kurz, er war ein Mann, der als friedliebend und versöhnlich von allen gesucht wurde und auf den allmählich bei der Schwäche des Kaisers, der Streitsucht und dem Egoismus der andern die Hoffnung eines dauernden Friedens im Reiche sich gründen mußte.

Diese moralische Ueberzeugung, die jedermann von ihm hegte, ward nun für Georg die Staffel, auf der er weiter stieg. Schon früher war von einer Reichsreform die Rede gewesen, um eine endliche Lösung zu finden aus den grauenhaften Wirren, in die man unter Friedrich's Scepter gerathen. Ein Entwurf existirte schon, der unstreitig dem gewandten diplomatischen Geiste Martin Mayer's entsprungen war. Es kam nur darauf an, den rechten Fürsten zu finden, ihn ins Werk zu setzen. Wer konnte der nun anders sein, als der Mann

des Friedens, König Georg? Man sprach davon, ihm die Administration des Reiches in die Hände zu geben. Ludwig von Baiern glühte für diesen Plan, den man übrigens für so wenig verfänglich hielt, daß man ihn Kaiser und Papst mittheilen wollte. Aber in Georg's Seele reifte Größeres: sollte die Last der römischen Krone auf ihm ruhen, weshalb nicht auch ihr Glanz? Wenn er fähig war, die Ehre der Krone zu vertheidigen, warum konnte er sie nicht auch tragen? Sein kühnes Herz erzitterte nicht vor der Vorstellung, sich selbst auf dem deutschen Throne zu sehen. Mit rascher Entschlossenheit theilte er seinem Eidam Herzog Ludwig und dessen Rath Martin Mayer den Plan mit. Ein Instrument ward zwischen ihnen entworfen; es sollte an alle Fürsten herumgeschickt werden, dieselben zur kräftigen Beihülfe für Georg's Thronerhebung aufzufordern. Martin Mayer reiste nach Mailand, um zu erforschen, wie Franz Sforza, dessen Belehnung der Kaiser noch beanstandet hatte, über diese Sache dächte. Von da ging er im gleichen Zwecke an die kurfürstlichen Höfe von Mainz, Cöln, Trier und der Pfalz. In Sonderverträgen, die Mayer ermächtigt war abzuschließen, wurden den einzelnen Fürsten große Vortheile stipulirt:

Herzog Ludwig sollte oberster Hofmeister Georg's und sein Statthalter im Falle der Abwesenheit desselben werden; der Kurfürst von Mainz als Kanzler verbleiben und das Bewilligungsrecht der Steuern erhalten; der Pfalzgraf bekam die Stellung eines Reichshauptmanns mit 8000 Thalern Gehalt, dazu sollte er dasjenige Bisthum erhalten, wonach sein Herz begehrte, nicht minder den Rheinzoll, das Recht Pfandschaften einzulösen und seine Brüder bei Besetzungen von Pfründen und Bisthümern zu bedenken. Außerdem ward bestimmt, daß ein Concil in einer rheinischen Stadt gehalten, fürder Recht im Reiche gehandhabt, die ketzerischen Irrungen beigelegt werden sollten. Durch die Betonung des Reichsfriedens, den das neue Regiment in Kraft setzen wollte, hatte der ganze Schritt innere Nothwendigkeit und Rechtfertigung erhalten.

Im Geheimen ward dieser Plan dann mehr und mehr ausgeführt. Die Unternehmer waren ihrer Sache schon so sicher, daß sie von Friedrich nicht anders, als vom Herzog Friedrich von Oesterreich, „der sich nennt römischer Kaiser", redeten, und ein Brief

Georg's nannte alle Ansprüche desselben erloschen, „dieweil er römischer Kaiser gewesen sei".

Ein Fürstentag in Eger auf Lichtmeß 1461 angesetzt, angeblich nur, um die zwischen Markgraf Albrecht und Herzog Ludwig von Baiern obschwebende Spannung zu schlichten, hatte den Zweck gehabt, die Fürsten zuerst in Georg's Plane einzuweihen. Er war sehr zahlreich besucht gewesen, dennoch wissen wir von den Verhandlungen sehr wenig. Unter den Anwesenden befand sich auch Gregor von Heimburg; er gibt in dem schon erwähnten Briefe an den Herrn Johann Calta von Kamennahora [1]) über das zur Sprache Gekommene einen kurzen Bericht.

Das Erste betraf die schon früher erwähnten Beiträge der Weltlichen und Geistlichen zu dem Türkenkriege; das Zweite war die Frage, wenn es nun wirklich zum Kriege käme, wer solle dann der oberste Anführer sein? Viele stimmten für den König von Böhmen, der als Feldherr die andern überrage, hinreichende Heeresmacht, Ueberlegung und Tapferkeit besitze und bei allen im größten Ansehen stehe. Doch habe sich Georg mit seinen heimischen Angelegenheiten entschuldigt, indem sein Reich noch nicht völlig beruhigt sei. Sollte in seiner Heimat volle Sicherheit werden, so wolle er sich nicht lange besinnen, einen so fernen Kriegszug zu unternehmen, und, soviel an ihm läge, zum Wohle der Christenheit tapfer mitzufechten.

Drittens endlich solle nach Beendigung aller Kriege und innerer Fehden der ersehnte Landfriede im ganzen Reiche errichtet und einer der mächtigern Fürsten zu dessen Erhalter und Beschützer ernannt werden. Da wendeten sich nun aller Gedanken und Wünsche dem König von Böhmen zu, und zwar mit Recht, denn welcher Reichsfürst habe so viel Ansehn und Macht, daß er den Frieden erhalten und dies Ehrenamt würdig und rühmlich versehen könnte? Georg besitze Macht und Vermögen und ein gegen jeden Friedensstörer stets kampfbereites Heer, allbekannt sei auch seine Umsicht, seine Gewandtheit in Staatssachen. Er weigere sich auch dessen nicht: doch verlange er, daß ihm daneben auch die Verwaltung und oberste Gewalt im Reiche anvertraut werde. Nun seien viele, namentlich Ludwig von Baiern

---

[1]) Pessina de Czechorod, Mars Morav., p. 721.

und Ludwig von Hessen, der Bischof von Bamberg, die Gesandten des Erzbischofs von Mainz, des Pfalzgrafen, des Erzbischofs von Salzburg, des Grafen von Würtemberg und der Städte Nürnberg, Regensburg und Augsburg, die keinen Anstand nähmen, die Bedingung zuzugestehen, da der Kaiser, von innern Stürmen hin- und hergezogen, kaum im Stande sei, seinen Reichspflichten zu genügen. Anders jedoch urtheile der Kurfürst von Brandenburg, nebst einigen wenigen Fürsten, welche der Meinung seien, man dürfe der Majestät des Kaisers nicht in dem Maße zu nahe treten, daß man ihm als einen Unvermögenden einen Mitregierer oder gar einen Führer und Lenker bestelle. Die Zeit werde lehren, was man endlich beschließen werde, ihm scheine es wol, daß der Tag unverrichteter Sache auseinander gehen und die Mishelligkeiten zwischen dem Könige und dem Kurfürsten von Brandenburg in einen blutigen und schweren Krieg ausbrechen dürften.

Was Gregor hier muthmaßte, traf wirklich ein, die Brandenburger widersetzten sich dem Plane Georg's aufs entschiedenste. Markgraf Albrecht verrieth ihn dem Kaiser, er arbeitete dem ihm allein gewachsenen Manne mit allen Kräften entgegen. Auch der in Nürnberg anberaumte Kur- und Fürstentag brachte in dieser Sache keinen Fortschritt, und die Fürsten, wieder matt und schüchtern geworden, traten mit Ausnahme des Baiernherzogs fast alle zurück.

Man sieht indeß, welches Ansehen damals schon Georg überall genoß und wiederum auf der andern Seite, wie sehr ihn der Widerstand Markgraf Albrecht's in seinen Plänen durchkreuzt hatte. Man versteht, wie sehr ihm später daran gelegen war, die in Eger misglückte Versöhnung des Markgrafen mit Herzog Ludwig dennoch aufs neue zu versuchen, um diesen Mann auf jede Weise sich und seinem Interesse zu verbinden.

Daß Georg trotz dieses ersten Mislingens das Project nicht aufgegeben hat, ist offenbar und beweist das friedliche Verfahren, das er nach wie vor einhielt, das consequente Streben, durch dieses Versöhnen und Vermitteln mehr und mehr Anhang sich zu erwerben, die Herzen doch am Ende dem kühnen Gedanken geneigt zu machen. Bald trat der Plan wieder hervor, wenn auch in anderer, noch imponirenderer Gestalt. Er hätte ihn durchgeführt, vielleicht zum

größten Unglücke des Reiches, — denn wenn auch eine sichere Hand demselben so dringend noth that und Georg dieselbe besaß, ein Rassenkampf der slawischen und germanischen Elemente in ungeheuerster Erbitterung würde doch die früher oder später unausbleibliche Folge davon gewesen sein. Da aber trat Georg ein Factor entgegen, den er nicht mit der Leichtigkeit überwinden konnte, als die übrigen, ein Factor, vor dem er mit richtigem Blicke allein gezittert hatte; es war der Zwiespalt, in den er mit der römischen Kirche gerathen war, die unüberwindliche Abneigung, die der Papst vor seiner utraquistischen Gesinnung hegen mußte. Zwar war das Einvernehmen von vornherein ein gutes gewesen. Wenn auch die Legaten, Hieronymus Lando, Erzbischof von Creta, und Franz von Toledo, die katholischen Unterthanen des Königs mit Scrupeln erfüllt und gegen Georg aufgehetzt hatten, der Papst hatte ihn selbst freundlich behandelt und die widerspenstigen Schlesier besonders ermahnt, ihrem König zu gehorchen. — Aber der Papst verlangte einen Schritt von ihm, den er als Mann von Ehre und Gesinnung nicht leisten konnte; er verlangte Aufhebung der Compactaten, Rückkehr zur römischen Abendmahlslehre. Die Gesandtschaft, die Georg, um Obedienz zu leisten, nach Rom geschickt, bestehend aus Procopius von Rabstein, seinem Kanzler, Sdenko Kostka von Postupiz und Wenzel Koranda, wurde in diesem Sinne bearbeitet; habe doch der König geschworen, die Ketzerei zu vertilgen. Sie alle blieben standhaft: behaupteten, daß das heilige Concil von Basel die Compactaten bestätigt habe und diese so nicht als Ketzerei betrachtet werden könnten; des Königs Schwur werde durch ihre Aufrechterhaltung nicht alterirt. — Man sieht, wie nichtswürdig die Curie die Bedeutung der Concile todt zu schweigen suchte.

Ohne zu einem Resultate gekommen zu sein, kehrte die Gesandtschaft nach Prag zurück, und der Papst beauftragte König Georg's Procurator in Rom, Dr. Fantinus de Valle, einen geborenen Dalmatiner, den König ernstlich zu fragen, ob er die Compactaten und die Communion unter beiderlei Gestalt aufrecht erhalten wolle, oder nicht. — In großer Versammlung empfing Georg die Gesandten; Fantin begann den König mit hochfahrenden Worten zu ermahnen, seinen Irrthum aufzugeben und seine Pfaffen, besonders den schändlichen Rokyzana, wegzujagen. Aber Georg erklärte in seinem, seines

anwesenden Weibes und seiner Kinder Namen, bei den Compactaten, die ein heiliges Concil gegeben, das über dem Papste stehe, aushalten zu wollen. Er sei im Genusse des Abendmahls unter beiderlei Gestalt groß geworden und wolle, sowie die Seinen, darin sterben. Habe jemand diese Gesinnung bei ihm bezweifelt, so habe er schwer geirrt. Thränen der Rührung erstickten seine Stimme; allgemeines Schluchzen antwortete ihm. Darauf frug er die Umstehenden, wie sie es zu halten gedächten. Die Hussiten schwuren, mit Leib und Blut die Compactaten festzuhalten und bei ihrem König in Treue auszuharren. Sdenko von Sternberg erklärte im Namen der Katholiken, sie würden der Kirche gehorsamen, aber auch dem König unterthan sein, sofern er gegen das Wohl der Kirche nichts unternehme. Fantin versuchte nochmals den König von seiner „Ketzerei" abzubringen. Georg warf ihm endlich entgegen, der heilige Stuhl sei nicht der päpstliche in Rom, sondern die Versammlung aller Gläubigen. Das Ende war, daß er Fantin in seiner Eigenschaft als böhmischen Procurator ins Gefängniß werfen ließ, uneingedenk seines Charakters als päpstlichen Legaten. — Das war nun ein Act der Gewalt, den der Papst nicht vergeben konnte, ebenso wenig thaten es die Katholiken des eigenen böhmischen Landes. Sie verweigerten jetzt auf das entschiedenste die Anerkennung der Compactaten; der Papst beschützte, ja ermuthigte sie dazu in heftigen Bullen. Nur des Kaisers Abmahnung, der auf die Nothwendigkeit dieses Mannes im Falle eines Türkenkriegs hinwies, hielt ihn davon zurück, den Bann schon jetzt auf ihn zu schleudern. Georg war in einer gefährlichen Lage: als Gebannter mußte er sowol im eigenen Lande, als von außen Bekämpfung erwarten, der er doch vielleicht unterliegen würde. Aber sein Muth wuchs mit dem Gefährlichen seiner Lage. Eine neue großartige Operation rollte sich in seiner Seele auf: er hielt den Gedanken des Concils fest, aber er entkleidete ihn des religiösen Gehalts; er faßte den Gedanken, der übermächtigen Despotie des Papstes gegenüber ein Parlament der Fürsten zu gründen, die sich gegenseitig beistehen und vereint die Geschicke Europas in die Hand nehmen sollten; der Türkenkrieg mußte diesen Schritt rechtfertigen, und zuerst sollten die Könige von Frankreich, Polen und Ungarn ins Vertrauen gezogen werden. — Er sandte seinen Rath Anton Marini an

Ludwig's XI. Hof, der sich sehr willfährig zeigte, einen Bund mit Böhmen abschloß, aber dennoch durch fortwährendes Zögern, von dem französischen Clerus veranlaßt, das Zustandekommen des Fürstenparlaments vereitelte.

Doch schon bildete sich in Georg's Geiste ein neuer, noch kühnerer Gedanke, der vielleicht zum Theile Martin Mayer seine Anregung verdankt: er wollte zugleich sich in Böhmen, wie in Europa fester gründen, und in der Weise, daß er zu Gunsten seines ältesten Sohnes Victorin abdankte, seinen zweiten Sohn Heinrich zum Erzbischof von Prag ernannte, sich selbst aber die von den Türken zu gewinnende Krone des oströmischen Reiches aufs Haupt setzte und Constantinopel zu seinem Herrschersitz machte; dafür wollte er den Türkenkrieg führen, zu dem ihn nun ein doppeltes Interesse vermochte. Es war ein genialer Zug, von unermeßlicher Bedeutung, wenn er gelang. Das Schicksal des immer mehr bedrohten Abendlandes lag selbst in dieser vor der Hand nur illusorischen Stellung in Georg's Macht; er selbst gewann eine Krone, die, wenn auch noch eine bloße Erinnerung, ein Phantom, im Falle des Gelingens ihn zum Herrn Europas gemacht hätte. — Der erleuchtete Erzbischof von Gran, mit dem er in Tyrnau zusammengekommen, dem ein kräftiges Einschreiten gegen die Türken schwer am Herzen lag, war sein Vertrauter. Wer durfte ihm sein Beginnen verweigern, da er ja damit eine Schmach der Christenheit tilgte?

Aber der Papst erkannte die Gefahr, die seiner Größe durch des Böhmenkönigs Plane drohte; er ahnte die Wichtigkeit, die Georg durch Uebernahme der Feldherrnschaft im Türkenzuge erlangen würde, und so suchte er sie ihm aus den Händen zu spielen und einem andern zu übertragen. Niemand war dazu geeigneter als der, den schon seine geographische Lage zum ersten Vorkämpfer gegen die Osmanen machte, König Matthias von Ungarn; auf ihn richtete der Papst sein Augenwerk, er umspann ihn mit Schmeicheleien, mit Lobeserhebungen, und vernachlässigte selbst den Kaiser ihm gegenüber; ihm überließ er bei seinem Sterben alle für den Türkenkrieg gesammelten Subsidien, während er gegen Georg strenger und strenger geworden war. — Immer heftiger verlangte er Aufhebung der Abendmahlsfeier unter beiderlei Gestalt, er ließ sogar den Bann in Aussicht

stellen, und wiederum gelang es nur des Kaisers Zurede, daß sich Pius vor der Hand mit einer bloßen Ladung Georg's begnügte, in Rom zu erscheinen und sich wegen seiner Irrthümer zu verantworten. Dies war der letzte bedeutende Act in Pius' II. Leben; er starb, und Paul II. ging als neuer Papst aus dem Scrutinium hervor.

Dieser, ein Venetianer, ebenso stolz auf seine blendende Schönheit, wegen deren er sich „Formosus" genannt wissen wollte, als roh in seinen Entschlüssen, rücksichtslos in der Wahl seiner Mittel, nicht fein und hochdenkend wie Pius, aber energischer und praktischer; weniger gebildet, aber klarer und scharfsichtiger, faßte die Sache denn bald in anderer Weise an.

Gleich von Anfang herein hatte sich Georg dem eiteln Manne gegenüber schwer vergangen, da er einer der letzten war, die ihm zu seiner Stuhlbesteigung beglückwünschten, und obgleich der König sich entschuldigte, so nahm doch bald der anfangs freundliche Ton, den auch Paul II. gegen ihn angeschlagen, ab und machte ungestümern Forderungen Platz. Er sandte einen beschränkten Fanatiker, den Bischof Rudolf von Lavant, als Legaten an den kaiserlichen Hof und begann einen Factor gegen Georg spielen zu lassen, den Pius II. zu edel war, in vollem Umfange in Anwendung zu bringen: er suchte Georg's eigene Unterthanen gegen ihn aufzuwiegeln. Und trotzdem der König ein Beglücker Böhmens genannt werden mußte und als solcher gepriesen wurde, dennoch war der Boden für des Papstes Operationen nicht ungünstig.

Georg's Regiment und seine ganzen Tendenzen waren von denen, die bisher in Böhmen geherrscht, grundverschieden. Nicht von dem engherzigen Hausinteresse der Habsburger befangen, sondern rein von dem Gesichtspunkte geleitet, sein Land, sein Volk zu fördern und auf die möglichst hohe Stufe der Machtentwickelung zu bringen, war er dennoch mehr als frühere Herrscher darauf bedacht gewesen, die königliche Gewalt aus den Fesseln zu retten, in die sie die mächtige Feudalpartei des Landes geschlagen hatte.

Der Herrenstand hatte eine Prärogative der Krone nach der andern an sich gebracht, und Georg hatte sie wieder zurückerobert; das hatte natürlich die Herren erbittert, doppelt, da es einer aus ihrer eigenen Mitte war, der ihnen die Macht entwunden. Anderes

kam noch hinzu. — Der König hatte seine Stützen weniger in ihnen gesucht, als in dem niedern Adel und den Städten, dieselben offenbar ihnen gegenüber begünstigt und in die Höhe gebracht; er hatte zu seiner nächsten Umgebung und zu den wichtigsten Staatsämtern nur das Talent als Eingangspaß gelten lassen, unbekümmert weß Standes und weß Landes seine Räthe seien; auch daraus machte man ihm einen Vorwurf. Dazu kam noch das religiöse und sittliche Element. Dem lockern Leichtsinn des Adels wollte die strenge Reinheit des Lebens, die Georg in seinem Wandel darstellte und von seinem Hofe forderte, nicht gefallen; die schwärmerische innerliche Hingabe an ein neues, aus warm gehegten Idealen entsprossenes Glaubensbekenntniß, das mit dem veräußerlichten Augen- und Ohrenkitzel der römischen Kirche in steten Widerspruch treten mußte, war der katholischen Geistlichkeit des Landes ein Stein des Anstoßes, wurde dem Adel ein Vorwand, Georg um so heftiger anzugreifen. Beiden Theilen, denen materielles Leben über alles ging, war die römische Moral so bequem gewesen; Sünde und Absolution standen in einem so verträglichen Wechselverhältniß, daß der schmucklose Ernst des Utraquismus, der die Pflichten der Gläubigen mehrte, indem er ihre Rechte erhöhte, ihnen unbehaglich und entnüchternd erscheinen mußte. Er war die mahnende Gewissensstimme der Zeit. Besonders war Schlesien und dem üppigen Breslau die religiöse Anschauung des Königs ein Dorn im Auge, sie konnten es nicht überwinden, unter dem Scepter eines Ketzerkönigs zu stehen. — Ziemlich schnell hatte der Papst diese Lage der Dinge entdeckt, und richtig schloß er, daß wenn Georg zu vernichten sei, es in seinem eigenen Lande geschehen müsse.

In Schlesien trieb denn der Papst den Keil ein, der Georg's Königthum zersprengen sollte. Rudolf von Lavant war bald hier, bald dort, und warf die schändlichen Sentenzen in die Gemüther, daß einem Ketzer keine Eide zu halten seien. — Unterdessen hatten auch die Herren dem Papste Anlaß gegeben, gegen Georg aufzutreten; er bot sich in der Züchtigung des übermüthigen Hinko von Böttau durch Georg. — Hinko hatte sich an den Papst gewendet und dem König schon einen Proceß durch Pius' II. heraufbeschworen. Paul II. fuhr fort, für Hinko sich zu interessiren, und ging so weit, daß er Schutz

für denselben von seiten der böhmischen und mährischen Barone verlangte, also völligen Aufruhr predigte. Eine Vermittelung des Kaisers blieb erfolglos, und die Verhandlungen wurden vertagt. — Der an und für sich unbedeutende Handel aber zog ein anderes Ereigniß nach sich, was für Georg höchst bedeutungsvoll wurde; sein alter Freund Sdenko von Sternberg verwandelte sich plötzlich zu seinem gefährlichsten Gegner. An und für sich schon niemals mit Georg seelisch verwandt; obgleich ein liebenswürdiger, ritterlicher Herr, gewissenlos und ohne Grundsätze, bedurfte es nur äußerer Veranlassung Sdenko zu Georg's Feinde zu machen und ihn auf die Seite der päpstlichen Zeloten zu werfen, von wo aus er Georg mit allem Nachdruck bekämpfte. Er ward der Urheber jenes verhängnißvollen Herrenbundes, der in Verbindung mit den Katholiken stand, die gegen Rokyzana zum letzten male auf dem zu Lichtmeß 1465 gehaltenen Landtage zu Prag vergebens die Kraft ihrer Lungen und ihres Geistes verschwendet hatten. Wechselseitig arbeiteten beide an Georg's Vernichtung. Die Beschwerdeschrift [1]), die der Herrenbund eingereicht und die zum Theil gegründete, zum Theil ungegründete Klage führt über Störung des Religionsfriedens durch Rokyzana und Unterdrückung der Katholiken, über Steuererhöhung, über willkürliche Verfügungen über die Kräfte des Herrenstandes, über die Verwandlung freier Güter in Lehnsgüter, über unrechtmäßige Aufbewahrung der Reichskleinodien, über Schmälerung der Freiheiten des Landes, wurde in aller Form und mit eingehender Mäßigung beantwortet. Aber die Unterhandlungen, die auf einem Tage in Grünberg in Gang gesetzt wurden, halfen zu nichts. Die Erbitterung der Herren war gestiegen; man fabelte schon davon, daß sie den Plan gefaßt hätten, Georg zu vergiften, um Maximilian, des Kaisers Sohn, die böhmische Krone zu überlassen. — Factisch aber hatte der Herrenbund auf den König von Polen sein Auge gerichtet, um ihm den böhmischen Thron anzutragen; und eine Gesandtschaft war nach Rom gesandt worden, sich Kasimir zum König auszubitten und Hülfe gegen Georg zu erlangen. — Jetzt glaubte nun Paul II. den Zeitpunkt gekommen, alle Mächte, die ihm zu Gebote standen, gegen Georg wirken zu lassen; zuerst wiederholte

---

[1]) Palacky, Böhmische Geschichte, Bd. 4, 2. Abtheil., S. 345 fg.

er die schon von Pius II. erlassene Citation des Königs, und die dazu ernannte Commission, aus drei Cardinälen: Bessarion, Carvajal und Berard von Spoleto bestehend, lud Georg ein, binnen 180 Tagen vor ihnen zu Rom zu erscheinen und sich wegen seines Unglaubens zu verantworten. Zu gleicher Zeit sandte Paul Legaten mit Briefen an alle Fürsten Deutschlands, sie aufzufordern, Georg die Freundschaft aufzukündigen. Eine gleiche Bulle am 8. December 1465 in Böhmen, Schlesien und Mähren publicirt, entband Georg's Unterthanen ihres Eides.

Der Boden begann dem König unter den Füßen zu wanken: er wußte, daß diese Bulle bei den katholisch Gesinnten ihre Wirkung nicht verfehlen würde, besonders da Rudolf von Lavant dieselben noch mit allen Mitteln gegen ihn aufhetzte; nachgeben konnte er nicht; dann würde der utraquistische Theil des Landes sich gegen ihn erheben, wie er es stets gethan, wenn er dem römischen Stuhle eine Concession zu machen im Begriffe war, und auf die Hussiten mußte er sich doch am Ende stützen. Auch nach außen hatte er wenig zu hoffen. König Matthias war, nachdem er schon im Jahre 1464 seine Gemahlin verloren, gegen seinen Schwiegervater kälter und kälter geworden. Eine Vereinbarung, die Georg durch die Vermittelung von Matthias' edeln und weisen Rath, den Erzbischof von Gran, Johann Witez, mit dem König von Ungarn angestrebt, hatte keinen Erfolg. Der herzlose, selbstsüchtige Matthias verpflichtete sich vielmehr insgeheim schon dem Papste zur Bekämpfung des ketzerischen Georg, was der Legat Paul's den katholisch gesinnten Unterthanen des Königs frohlockend mittheilte. Von den deutschen Fürsten konnte Georg nur auf die sächsischen Herzoge mit Bestimmtheit rechnen; von den übrigen war allein Markgraf Albrecht ehrenhaft genug, ihm nicht sein Wort zu brechen. Herzog Ludwig von Baiern war ängstlich geworden, dennoch bemühte er sich für Georg und suchte eine Aussöhnung mit Rom ins Werk zu setzen. Auch lieh er ihm seinen Rath Dr. Martin Mayer, der eine Verantwortung für Georg ausarbeitete, die am 21. October 1465 nach Rom abging. In derselben bat der König, ordentlich verhört, vor ein Gericht in seinem Lande, oder wenigstens in dessen Nähe gestellt zu werden, da er als König nicht nach Rom kommen und von Cardinälen sich richten lassen könne, zudem ihm auch sein körperlicher

Zustand, wie die Lage seines Landes an einer solchen Reise hinderten. Daß der Utraquismus keine Ketzerei genannt werden könne, dessen sei er sich bewußt und glaube, daß ihm sonst kein Irrthum nachgewiesen werden möge. An die deutschen Fürsten gingen Briefe gleichen Inhalts ab.

Seine Forderungen gingen vor der Hand nicht weiter, als den Status quo der Zustände zu erhalten; die Bestätigung der Compactaten ließ er im Augenblicke ganz fallen.

Indeß der Papst wurde grimmiger und ungeduldiger, wol gestachelt durch den Gesandten des Herrenbundes, Johann Dobrohost. Eine Bulle vom 6. Februar 1466 enthielt seinen tiefgenährten Groll.

Der Rückblick auf des Königs kühnen Plan, sich selbst zum Kaiser von Constantinopel wählen zu lassen, um einem seiner Söhne den böhmischen Thron zuzuwenden, dem andern die Würde eines Erzbischofs, reizt ihn aufs höchste; selbst die Aussicht, daß dann der König dem römischen Ritus beitreten wolle, kann seinen Zorn nicht hemmen, er sieht die Absicht, den Compactaten Bestätigung zu erschleichen, um offenbar damit einen Uebergang zum griechischen Bekenntniß zu gewinnen. Er wolle lieber die Herrschaft der Türken in Constantinopel als die Georg's. Und dann sei Georg's Bereitwilligkeit gegen die Türken zu kämpfen geradezu lächerlich, er selbst schon wegen seiner Corpulenz zum Felde untauglich, ohne Macht, alle seine Unterthanen ins Feld zu rufen, da die katholischen Barone seinem Rufe nicht Folge leisten würden. Noch sei die katholische Kirche so tief nicht gesunken, daß sie bei Ketzern Hülfe suchen müßte.

Indessen — trotz allem, was der Papst versucht und geredet — der Erfolg entsprach seinen Erwartungen durchaus nicht. Die katholischen Unterthanen begaben sich mit Ausnahme der Stadt Pilsen noch nicht des Gehorsams gegen Georg. Besonders wirkte die verständige Zurede des Bischofs Protas von Olmütz, der ihnen nachwies, wie im Falle eines Aufstandes sie nichts gegen Georg vermöchten, und Böhmen nur im festen Zusammenhalten sein Bestehen wahren könne. So viel auch dagegen gestritten wurde, seine Gesinnungen behielten die Oberhand. — Ein Aufstand in Pilsen vermochte der Sache des Königs auch im Ganzen wenig zu schaden, und der Herrenbund, mit dem Georg nochmals eine billige Unterhandlung gesucht, hatte von Rom

durch seinen Gesandten eine so wenig freundliche Antwort erhalten, die Hülfe, die er erbeten, direct abgeschlagen bekommen, daß er, wenn auch nicht sich auflöste, doch zu einem Waffenstillstand geneigt war, den Bischof Protas von Olmütz vermittelte, und in den der König auf langes Bitten auch die Pilsener einschloß. — Der Sturm war wenigstens vor der Hand beschworen, und der König schrieb einen sehr beruhigten Brief an seinen Sohn Victorin. Auch die deutschen Fürsten achteten der päpstlichen Decrete im wesentlichen wenig. Albrecht von Sachsen trug Georg seine Hülfe an, und auch die katholisch Gesinnten, sowie der mährische Adel ließen es an Ergebenheitsbeweisen nicht fehlen. Jetzt galt es nun, die Zeit der Ruhe zu benutzen, vor Freund und Feind sich zu rechtfertigen, dem Papste das Unrecht seines Vorschreitens kund zu thun; es bedurfte einer gewandten und energischen Feder, Georg's Sache zu führen. Ludwig von Baiern hatte sich, als die Zustände in Böhmen immer ernster und trüber sich gestalteten und Georg nicht geschmeidiger wurde, von demselben mehr zurückgezogen; auch Martin Mayer, sein Rath, zeigte nicht mehr die alte Anhänglichkeit gegen ihn, und der König konnte nicht mehr auf seine Dienste rechnen. Einen andern, der ihm in Gewandtheit des Styls und Leichtigkeit in diplomatischen Angelegenheiten ebenbürtig war, fand er so leicht nicht, und es war deshalb ein um so größeres Glück für ihn, als sein Schwiegersohn Albrecht von Sachsen ihm **Gregor von Heimburg** zuführte und dieser seine Kräfte Georg zur Verfügung stellte.

Es war nicht das erste mal, daß beide Männer sich fanden, schon früher hatten sie sich kennen und achten gelernt. Von Anfang herein hatte des Königs Politik Gregor's Aufmerksamkeit erregt; er fand in diesem kräftigen, kühnen Geiste eine innere Verwandtschaft mit sich selbst. War er auch nicht Hussit und ist während seines Lebens an Georg's Hofe nicht nachzuweisen, daß er das utraquistische Bekenntniß annahm; über Kirche und Papst dachte er nicht anders als der König, wie auch dieser einen sympathischen Zug für alle Elemente der Opposition in sich trug.

Wir wissen, wie der Jammer des Reiches Gregor von Heimburg nicht minder durch die Seele schnitt, als der Verfall der Kirche. Das Ziel, das er in Erzherzog Albrecht's Dienste verfolgte, das

ihn schon 1458 nach Ladislaus' Tode antrieb, die Ansprüche dieses ehrgeizigen Prinzen auf Wien und Oesterreich, — um das der Kaiser, Albrecht und Herzog Sigismund von Tyrol sich stritten, — so nachdrücklich zu vertheidigen [1]), die Misverständnisse, die zwischen seinem Herrn und den Gebrüdern Eizinger eingerissen, auszugleichen [2]), seinem Herrn einen freundlichen Empfang bei den Wienern zu verschaffen [3]), es war entschieden der Gedanke, dem Kaiser die Zügel des Reiches aus den unwürdigen Händen zu reißen und sie dem energischeren Erzherzog zu überlassen. Damals stand auch, wie schon erwähnt, Georg auf seiten des Erzherzogs und hatte die nach einer Besserung der Verhältnisse Sehnsüchtigen an ihn gewiesen. Aber der Erzherzog war weder geistig noch sittlich bedeutend genug, die Aufgabe zu erfüllen, der ihn Gregor gewachsen geglaubt, er hatte keinen Impuls, als die habsburgischen Triebfedern des Ehrgeizes und der Habsucht. Die Ideale, die Männer wie Heimburg hegten, bedurften eines andern Trägers, um verwirklicht zu werden, und als daher Martin Mayer den großen Gedanken der Reichsreform entworfen, König Georg mit kühnen Händen ihn ergriffen hatte, als der Tag zu Eger die verhängnißvolle Frage behandelte, ob es nicht für des Reiches Wohlfahrt besser sei, Krone und Verwaltung des Reiches Friedrich zu entziehen und Georg anzuvertrauen, — der nicht auf Rang, Geburt und politische Traditionen sehe, sondern allein auf seine geistige Kraft, auf die Liebe seines beglückten Volkes, die Segnungen des Friedens, die er ihm geschaffen, sich stützte; der, nicht auf das Wohl seines Hauses allein, sondern das des Landes bedacht, unbekümmert um den Zorn des Papstes, die Feindschaft vieler Fürsten, sogar eines Theils seiner Unterthanen, seiner religiösen Ueberzeugung treugeblieben sei, — da erkannte er, dies sei der Mann, von dem eine Lösung der verworrenen Verhältnisse des Reiches zu hoffen sei, dies sei der

---

[1]) Copeybuch der gemainen Stadt Wien, fontes Rerum Austriacarum, Bd. 7, S. 83 u. 88, zwei Vorträge, der eine am 11., der andere am 24. Februar 1458: vor den Fürsichtigen, Ersamen und weisen, N. den Burgermaister, Rat genant und gemain getan durch Doctor Greiörgen (der niemand anders als Gregor von Heimburg sein kann).

[2]) Ebendas. S. 98.

[3]) Ebendas. S. 134.

Mann der Zukunft, und frei ertönt sein männliches Wort, der Kaiser sei nicht fähig, sein Amt zu verwalten, es bedürfe dazu eines tüchtigen Mannes, den man in König Georg besitze, eine Ansicht, die er auch in dem angeführten Briefe an Herrn Johann Calta von Kamennahora ausspricht.

In der darauf folgenden Zeit wissen wir von keinem Schritte, den Heimburg in Georg's Interesse weiter gethan hätte. Wir erinnern uns, wie er in den Dienst des Erzbischofs Diether von Mainz getreten und für denselben auf dem Mainzer Convent, freilich ohne Glück, wenn auch nicht durch seine Schuld, das Wort geführt hatte; wir wissen, wie der Streit, den Sigismund von Tyrol mit dem Cardinal von Cusa geführt, ihn bis zum Jahre 1464 an den innsbrucker Hof fesselte, wozu auch, wie es scheint, fortdauernde Dienstverhältnisse bei Erzherzog Albrecht und König Matthias von Ungarn kamen.[1]) Wir wissen, wie endlich Sigismund Abbitte that, mit seinen Anhängern vom Banne absolvirt wurde, Gregor allein excommunicirt blieb und unter Paul II. es mit dem Banne noch strenger genommen wurde als bisher. Niemand nahm sich seiner an und er hatte sich deshalb genöthigt gesehen, in seine Heimat Würzburg zurückzukehren, nachdem er an Weib und Kind sein liegend Gut und seine Kostbarkeiten, per donationem inter vivos vermacht hatte. Was er in Würzburg that, ist uns nicht bekannt; sein Leben floß wol in stiller Zurückgezogenheit dahin; gewiß aber beobachtete er nach wie vor die großen Strömungen seiner Zeit, in die er sich bald wieder mit alter Kühnheit hineinwarf. An vielseitige Geschäftigkeit gewöhnt, hatte er auch sich der würzburgischen Angelegenheiten in dieser Zeit angenommen. Schon im Jahre 1460 hatte er einen Uebergriff des Markgrafen Albrecht abgewiesen, als derselbe, die Lehnbriefe, die er bezüglich des Burggrafthums von St.-Kilian in Empfang zu nehmen hatte, weg-

---

[1]) Der etwas unklare Ausdruck, duorum annorum et sex mensium stipendium mihi debet pro sola corona regni Boemiae, in einem Briefe an den Erzbischof von Gran vom 3. Juli 1466, Düx, Nikolaus von Cusa, Bd. I, S. 499, scheint darauf hinzuführen. Dennoch ist es wol glaublicher, daß eine Dienstleistung der Art ins Jahr 1458 fällt, als durch Ladislaus' Tod die böhmische Krone erledigt war. Genaueres zu berichten ist mir unmöglich, da alle näheren Nachrichten fehlen.

werfend nur durch seinen Rath Dr. Peter Knorr abholen lassen wollte, statt selbst zu kommen, wie es die Sitte heischte.[1])

Eine andere Angelegenheit seiner Heimat brachte ihn sogar im Jahre 1464 in unmittelbaren Verkehr mit Rom, der insofern Bedeutung für ihn gewann, als er dadurch Gelegenheit fand, in den Gang der Politik wieder einzugreifen und über denselben an den maßgebenden Orten sich auszusprechen. Der Anlaß war dieser:

Die Benedictinermönche von St.-Burkhard hatten den Wunsch ausgesprochen, daß ihr Kloster zu einem Chorherrenstifte umgewandelt werde, und den in Würzburg anwesenden Doctor Heimburg gebeten, die nöthigen Schritte dafür in Rom zu thun. Heimburg hatte denn wirklich auch über diesen Punkt mit dem Papste und Cardinal Carvajal correspondirt und der Wunsch der Mönche war erfüllt worden. Indeß, unbekannt aus welchen Gründen, einige Aebte hatten diese neue Regel gemisbilligt und wieder aufgehoben und schienen Rom von der Zweckmäßigkeit dieser Maßregel überzeugt zu haben; nicht so die Mönche selbst und den Bischof von Würzburg, der Heimburg nochmals bat sich an die Curie zu wenden. Er that es und drang in einem Briefe an Johann Carvajal, aus Würzburg vom 8. September 1465 datirt, auf Restituirung des Klosters zum Chorherrenstift. Aber da er sich einmal an den Cardinal gewandt, erwachte die alte Neigung für politische Angelegenheiten in ihm wieder, — vielleicht auch, daß er von seinen Freunden dazu veranlaßt wurde, vielleicht daß ihn die schwierige Verwickelung der Lage Georg's dazu bestimmte, der von dem neugebildeten Herrenbunde arg bedroht, von Matthias von Ungarn und fast allen deutschen Fürsten infolge des heftigen Vorschreitens des Papstes verlassen, gerade die von Dr. Mayer abgefaßte Antwort auf die Citationsbulle vom 2. August 1465 an den Papst und die Fürsten abgesandt hatte; — genug, er spricht sich in einer Nachschrift über die Gefährlichkeit des von Rom gegen König Georg von Böhmen eingeleiteten Verfahrens aus. Diese Nachschrift, die von dem ganzen Briefe allein noch erhalten ist, ist das erste Zeichen von Heimburg's neubeginnender politischer Thätigkeit, und wenn auch vielleicht Georg davon nichts wußte, ist sie doch der Weg, auf dem Heimburg zu

[1]) Geschichtschreiber würzburger Bischöfe ad a. 1468.

engerer Verbindung mit dem König gelangte. Wir wollen daher diese Nachschrift, ein wahres Meisterstück diplomatischer Gewandtheit, kurz betrachten.[1])

In Bezugnahme auf die Vollmacht, die der Papst an den Legaten Rudolf von Lavant ertheilt, sei die Lage der Dinge für Rom äußerst gefährlich. Nach dem Tode des Ladislaus, über den sich viele um der Erbschaft willen heimlich gefreut, habe Georg von Podiebrad's Wahl zum König nur Spott erregt. Der Kaiser habe ihn damals zuerst anerkannt, sodann der Markgraf von Brandenburg, durch dessen Vermittelung sogar das verwandtschaftliche Band Sachsens und Böhmens sich geknüpft hätte. Der Pfalzgraf habe sich ihm nicht wieder angeschlossen, ebenso habe der Bischof von Würzburg die alten Bündnisse, die nach Sigismund eingeschlafen, wieder erneuert, nicht minder Erzherzog Albrecht von Oesterreich mit ihm brüderlich sich vereinigt, ebenso der König von Polen. Alle Könige bäten um seine Freundschaft und seine Hülfe; niemand glaube sich ohne seinen Schutz sicher. Den der König begünstige, werde allen seinen Nachbarn gefährlich. Neulich erst habe Herzog Otto von Baiern, ein schwacher, armer, wenn auch tapferer Fürst, den König, der einige Länder von ihm gefordert, die des Herzogs Großvater von Böhmen losgerissen, als Lehnsherr über die besagten und noch mehr Länder anerkannt, und verehre ihn jetzt als seinen Beschützer. Daraus nun ergebe sich Folgendes: Der Kaiser, der einsehe, daß er selbst übersehen werde, jener Mann aber an Bedeutung gewinne, habe gehofft, sich dieses Fürsten sowol zur Eroberung Oesterreichs, als auch zur Kriegführung gegen jeglichen Feind zu bedienen, gleich dem Kaiser Sigismund, der Böhmen zerstückelt, und dann mit der wilden Kraft desselben seine Feinde in Schrecken erhalten habe. Kaiser Friedrich, ohne daß er geglaubt, die Kräfte des Königs so zu stärken, habe ihm die Gunst des Papstes Pius verschafft, die erste Bedingung, ihm Ansehen bei den Fürsten zu gewinnen. Der König habe sein Gedeihen in der Zwietracht der übrigen Fürsten gesehen und habe so durch geheime Umtriebe die Erzherzoge von Oesterreich zum Bruderkriege entflammt, worauf der

---

[1]) Ms. Prag. Domcap. G. XIX, Fol. 168, abgedruckt im 20. Bande der Oesterreichischen Geschichtsquellen, S. 366 fg.

Kaiser Georg nothgedrungen zu Hülfe gerufen hätte. Die Böhmen seien begierig gewesen nach den Reichthümern Oesterreichs. Nach Albrecht's Tode sei ein böhmischer Heerführer dem anderen gefolgt, und des Kaisers Anhänger hätten endlich gerathen, die Waffen zu ergreifen, damit nicht die Böhmen zu fortwährendem Raube gereizt würden. Der Kaiser habe ihnen keinen Sold zahlen wollen und heimlich dafür gesorgt, daß der Böhmenkönig durch Kirchenstrafen so lange beunruhigt werde, als er den Kaiser vor den Angriffen der Böhmen beschützte, er habe ihn in der Hoffnung hinhalten wollen, daß er durch kaiserliche Fürsprache und Vorspiegelungen über Wiederherstellung von Bräuchen und Observanzen der römischen Kirche, sowie durch das Versprechen, alle Reichthümer Deutschlands zu einem Türkenkriege zusammenzubringen, die Gunst des apostolischen Stuhles erlangen könne. Das alles aber sei dem König schon bekannt geworden, der in seiner berühmten Schlauheit sich aufs Beste vorgesehen und mit List gegen die Verschlagenheit gestritten habe. Lavant, ein frommer, gutmüthiger Mann aber weniger durch Geist gesegnet, sei minder klug zu Werke gegangen. — Bis dahin sei die Sache ohne Gefahr. Jetzt müsse er das Gefahrvolle und Mitleiderweckende berühren. Schlesien nämlich sei wirklich bedauernswerth, da dessen größter Theil gegen den König so erzürnt sei, daß es leicht gegen denselben rebelliren könne. Der König nun sei mächtig genug es von Grund aus zu vernichten; da es aber ein Fürstenthum des Reiches sei, da Breslau die zweite Stadt Böhmens genannt werde, so wolle der König lieber durch Milde sich auszeichnen, als der Grausamkeit sich beschuldigen lassen; und er habe hier seine Milde bewährt. Er, Gregor könne eidlich versichern mehrere Fürsten und Magnaten, gründlichste Feinde des Königs — obschon sie es lieber verheimlichen möchten — zu kennen, Fürsten, die der König oft schon angegriffen, die aber dennoch weder Hülfe von den Schlesiern erbeten, noch freiwillig angebotene hätten annehmen wollen, aus reinem Mitleide, daß der König nicht alle Macht Böhmens gegen Schlesien kehre. Um so mehr kräftigte sich also die Macht des Königs, wenn er von Außen angegriffen würde und auch gegen Schlesien werde sie sich wenden, wenn es demselben einfiele, Böhmen zu bekriegen. Deshalb sei sein Rath, wenn man Mitleid und Erbarmen hätte, die fanatischen Schlesier, die sich vielleicht zum Kriege er-

böten, davon abzuhalten, daß sie nicht blindlings dem sichern Tode in die Arme stürzten. Justinus, Kaiser Justinian's Vater, habe auch, als er gesehen, daß er nur mit großen Verlusten gegen Theoderich, der so wohl unterstützt gewesen sei, werde kämpfen können, den Krieg verschoben, bis Theoderich gestorben. Unter dessen Nachfolger habe er mit Belisar und Narses die Gothen aus Rom und Italien vertrieben. Wenn König Georg nicht mehr wäre, so würde es keinen geben, der den Kaiser und so viele Fürsten durch seine Schlauheit in dieser Weise gefesselt hielte und ihre Räthe sich zu Freunden zu machen verstände. Wer dieses Königs Freundschaft zu erlangen wüßte, den könne man einen klugen Mann nennen; der Beifall des klügsten Königs müsse ihn dazu machen. Mehr zu billigen sei es, wenn irgend ein kluger römischer Diplomat zu Wien, Padua, Nürnberg und Breslau die Klage gegen Georg erneuern würde, nicht gerade über den Abendmahlsritus, sondern über viele Dinge, über die er während des Processes aufgeklärt werden könne. Viele schrieen: „Vor allem müßte man doch Eide halten, was denn sonst noch bestehen würde u. s. w." Darüber könne man zu gelegner Zeit verhandeln. Die Hussiten hätten noch viele Artikel, die Rokyzana schlau verberge, die, wenn sie zur Erörterung kämen, es dahin bringen würden, daß die Fürsten den König verließen, oder die Böhmen unter sich uneins würden. Sonst möchte Leichtgläubigkeit, Wohlwollen und Wankelmuth darüber richten, wie ein König, dessen Gesandter vom Papste ehrenvoll aufgenommen worden sei, als Ketzer angeklagt werden könne, oder wie man mit einer Strafe beginne, da der König doch nichts besonderes begangen, und Glauben, Ritus und Lebensweise desselben geblieben seien, wie ehedem. Er für sein Theil hätte gewünscht daß Lavant über diesen Punkt nichts gesagt, die Curie darüber nicht geschrieben hätte, sondern, der Proceß wegen aller dieser Irrthümer gemacht werde und das gewöhnliche Recht Anwendung erlitte.

Wie sehr verändert tritt uns hier Gregor entgegen; an Stelle der rauhen, wuchtigen Derbheit, die sonst ihn kennzeichnet, begegnen wir dem glatten höflichen Styl des Diplomaten. — Das kurze Schriftstück ist, wie gesagt, auf das Geschickteste angelegt. Die große Gefahr, die aus dem energischen Verfahren Roms dem König erwachsen

konnte, wohl ahnend, heuchelt Gregor Kälte gegen ihn, schildert ihn nur als mächtig, als über alle Maßen schlau, bedauert seine Feinde, und räth nur aus Mitleid der Curie, ihn nicht zu reizen, fortzufahren gegen Georg zu procediren und seine Sache zu untersuchen, — was dem Könige ziemlich gleichgültig war, — die Straffentenz aber aufzuschieben, da die Veröffentlichung derselben, den Anhängern der Kirche in böhmischen Landen den sichern Untergang bringen würde. Er klagt den Kaiser an, daß er Georg nur angeschwärzt habe, zugleich lüftet er Georg's heimliche Pläne, den Bruderzwist in Oesterreich zu erhalten, — da er wohl wußte, daß Rom nichts lieber sah, als diese Schwächung Deutschlands in sich selbst. — Kurz er suchte auf jede Weise, durch jedes Mittel das Vorschreiten Roms, unter dem Vorwande eines wohlmeinenden Rathes, zu hindern, nur um für Georg Zeit zu gewinnen, sein Spiel zu ordnen. Das ist die Bedeutung dieses Briefes, der uns in seiner Form und Haltung befremden könnte, wenn wir nicht den höhern Plan kennen, dem er dient.

Carvajal antwortete am 31. December [1]) höflich und rücksichtsvoll, obschon Gregor im Bann war. Allerdings forderte er von dem König, wenn er sich mit der Kirche versöhnen wolle, Buße und Zerknirschung, Ableugnung seines Irrthums und Bitte um Gnade; daneben entsinnt er sich artig des früheren freundlichen Verhältnisses mit Gregor, das er jetzt nicht aufgehoben glaube und das ihn nur dazu vermöge, Gregor recht innig zu ermahnen, seines Heiles zu gedenken. Zugleich gedenkt er der frohen Mittagsmahle in Nürnberg, kommt auf die Benedictiner von St.-Burkhard zu sprechen, in welcher Sache er dem Papste, der die Umwandelung des Ordens in Chorherren zurückgenommen und denselben auf seine alte Regel zurückgeführt hatte, vollkommen beistimmt; er fügt hinzu, daß dem Legaten Rudolf von Lavant diese Umwandelung obliege, und daß man etwaige Schwierigkeiten am besten mit demselben erörterte. [2])

---

[1]) Die Antwort Ms. Prag. Domcap. G. XIX, Fol. 169—171 Fontes Rerum Austriacarum, Bd. XX, S. 377.

[2]) Aus dieser Antwort sehen wir, worin der erste Theil von Heimburg's Briefen bestanden hat.

Auf die Nachschrift Heimburg's gibt er zur Antwort, daß der Rath, den derselbe gegeben, die Processe und Klagen gegen König Georg zu erneuern, nicht mehr am Platze sein dürfte. Georg habe den Papst versichert, römischen Glauben und römische Bräuche annehmen zu wollen, habe seinen Irrthum in die Hände der päpstlichen Legaten abgeschworen, habe versprochen, dem Papste selbst Obedienz leisten zu wollen; darauf hin habe der Papst die Breslauer den König Gehorsam leisten lassen. Die Breslauer hätten es gern gethan, wenn Georg eben zur römischen Kirche sich fürder halten wolle; nur sei ein dreijähriger Termin gesetzt, innerhalb dessen Georg keinerlei Jurisdictionen gegen die Breslauer ausüben dürfe. Nachher sei aber Georg seinen Schwüren nicht nachgekommen, habe keinerlei Obedienz geleistet und die Irrthümer in Böhmen nicht ausgerottet. Der selige Pius habe schon gegen ihn einschreiten wollen ob dieser Treulosigkeit, es jedoch auf Bitten des Kaisers, auf neue Versprechungen Georg's hin unterlassen; da sei er gestorben. Endlich habe Georg Gesandte abgeschickt, den Reichskanzler Procopius und andere, die den Schein des Kirchlichen an sich getragen, aber keine Religion in sich gehabt hätten. Die Gesandten seien gekommen, nicht um Versprechungen zu gewähren, sondern um Bestätigung der Compactaten zu erbitten; der Papst habe sie angehört, wie sie Verbriefung ihrer Irrthümer sich ausgebeten, habe sie widerlegt, nach heiligen Zeugnissen bewiesen, wie das Abendmahl unter beiderlei Gestalt nicht nothwendig sei zur Seligkeit der Seelen, und ihnen eingeschärft, daß wenn Georg in seinen Irrthümern verharre und die abweichenden Böhmen nicht zur römischen Kirche zurückführen wolle, man gegen ihn einschreiten und ihn des Reiches verlustig erklären müsse. — Auf Bitten der Gesandten habe der Papst Fantinus de Valle an Georg geschickt; dieser aber habe gegen dessen Vorbringen in großer Versammlung protestirt, ausgesprochen, daß er im hussitischen Glauben sterben wolle, den römischen Stuhl und die Curie geschmäht, und Fantinus, den Gesandten des Papstes, ins Gefängniß geworfen. Pius habe ihn damals als Ketzer des Reiches verlustig erklären wollen, aber der Tod habe ihn, wie gesagt, darüber ereilt. Paul II. habe nun in milder Gesinnung, in Rücksicht auf die Bitten des Kaisers, in Anbetracht der Vorstellungen des Bischofs von Breslau, daß Georg Hoffnung

auf Besserung gebe, einstweilen nichts gethan. Georg indeß sei aufs rücksichtsloseste gegen die treuen Anhänger des römischen Stuhles aufgetreten, habe die Besitzungen eines katholischen Barons weggenommen[1]) und habe weder auf des Kaisers noch auf des Papstes Bitten das Besitzthum zurückgegeben. Als aber der Papst gesehen, daß Aufschub dem Glauben Gefahr bringe und Georg Zeit lasse, seine Ketzereien immer weiter auszubreiten, so erklärte er seiner Pflicht gemäß Georg des böhmischen Reiches verlustig; er sei nicht werth gewesen, erwählt zu werden, wie seine Anhänger nicht das Recht und die Pflicht gehabt hätten, ihm zu dienen.

Gregor habe selbst gesagt, man solle gegen Georg nur weiter procediren, da er so schlau sei, durch List und Macht sich viele Fürsten, Geistliche und Weltliche verbündet, viele durch Gewalt zur Huldigung und zum Vasallenthum gepreßt habe, sodaß keiner in seinem Besitze sicher sei, dem Georg nicht wohl wolle; er habe weiter gesagt, daß die Fürsten Gewaltmaßregeln gegen ihn nicht brauchen, den päpstlichen Mandaten nicht gehorchen würden, um Georg nicht zu beleidigen, der sie durch Bündniß und Furcht gefesselt hielte; deshalb gerade müsse der apostolische Stuhl um so schneller und kräftiger einschreiten. Denn wenn Georg mit List und Macht die Fürsten dazu bringe, sich mit ihm zu verbinden, seine Herrschaft anzuerkennen, so brächte er sie vielleicht gar zur Anerkennung und Nachahmung seiner Ketzereien. So sei die Gefahr für den apostolischen Stuhl größer, wenn er die Sache hingehen lasse, als wenn er Georg als Ketzer offen enthülle. Denn dann wisse der Papst, daß alle Fürsten des Verkehrs mit ihm sich enthalten und die Bündnisse, die verwandtschaftlichen Bande lösen würden; Gottes Kraft würde dem apostolischen Stuhle beistehen, die flammende Ketzerei erlöschen, die Herzen der Fürsten erleuchten. Einem Ketzer Eide zu brechen sei nichts Neues und einem Ketzer nichts zu gewähren, sei das Verdienstlichste. Das, was man ihm abschlage, das weihe man Gott. Und selbst wenn der Papst wüßte, daß die Fürsten seinen Executionsmandaten nicht gehorchen würden, so brauche er darum doch nicht den Ketzer zu dulden. Der Papst habe z. B. den Breslauern kein unüberlegtes

---

[1]) Hinko von Böttau.

Anfeinden gerathen, sondern nur, den Ketzer zu vermeiden und seine Ränke zunichte zu machen. Die böhmische Ketzerei sei von zwei Generalconcilien verdammt, durch erleuchtete Männer widerlegt, durch den Papst für nichtig erklärt worden, so könne also von einem Gehör nicht mehr die Rede sein, da Georg bei seiner Ketzerei bestehe. Der Papst habe in seiner Milde einen Termin gestellt und Männern wie Heimburg komme es zu, zu predigen und zu ermahnen, in Anbetracht der Gefahr des Glaubens und der Ehre der Nation, daß die Fürsten sich nicht täuschen ließen und wohl bedächten, welches Unheil den treffe, der mit Ketzern Gemeinschaft habe. Man möge nur an den Grafen Cilly denken. Uebrigens habe der Kaiser oft heimlich für Georg gebetet. Den Rath, nach Regensburg einen Gesandten zu schicken, weise er zurück; wenn Georg so furchtbar sei in ganz Deutschland, so wäre ein Legat gar nicht sicher. Deshalb müsse der Spruch schleunigst gefällt werden. —

Die kluge Operation Heimburg's und die Gesinnung, die in derselben herrschte, waren Georg sicher nicht unbekannt gewesen; jetzt ward ihm der Mann eine erfreuliche Stütze. Wie er ihn an seinen Hof zog, und zu welcher Zeit, läßt sich nicht bestimmt sagen; gewiß ist, daß die Herzoge von Sachsen die Vermittler waren und daß es im Anfange des Jahres 1466 geschah.[1]) Es scheint, als wenn die Herzoge von Sachsen Heimburg kurz vorher in eigenen Angelegenheiten verwendet hätten, und er auf einen Tag in Meißen, Anfang Juni 1466, bei ihnen erschienen sei, auch theilgenommen habe an den Versöhnungsversuchen, die die Herzoge in Betreff Georg's gemacht. Von da aus sandten sie ihn, vielleicht auf Georg's Bitten, nach Prag und der König, der mehr als je eines gewandten Mannes bedurfte, machte ihn zu seinem Rathe, übertrug ihn die wichtigsten politischen Geschäfte, namentlich den schweren Kampf mit Rom, in dem er ihn als tüchtigen Streiter schon lange kennen gelernt hatte. — Das Verhältniß, in das beide traten, muß ein sehr inniges und vertrautes gewesen sein, ob-

---

[1]) Wenigstens besagt das eine Aeußerung in einem Briefe von Ostern 1468 an den Erzbischof von Gran geschrieben, wo er von seinem Aufenthalte bei Georg sagt: Jam annis fere duobus elapsis, quibus apud Serenissimum Dominum meum Boemiae regem persevero.

schon wir nicht wissen, ob Gregor böhmisch sprach. Daß Gregor im Bann war, kümmerte den König, der das gleiche Schicksal voraussah, wenig. Die hussitischen Ansichten Georg's waren für Gregor auch kein Hinderniß, und so wurden beide Leidensgenossen, mehr Freunde, als Herr und Diener.

Mit großem Eifer nahm sich Gregor bald der Angelegenheiten Georg's an. Nach der von Mayer abgefaßten Denkschrift an den Papst hatte Georg eine Anzahl Briefe an König Ludwig XI. von Frankreich, Kasimir von Polen, Matthias von Ungarn, Christian I. von Dänemark, die Kurfürsten und Fürsten des Reiches, die Herzoge von Venedig und Mailand abgesandt, worin er bewies, daß ein treues Festhalten an den Compactaten unmöglich als Ketzerei betrachtet werden könne, daß er darum keineswegs den Katholicismus unterdrückt, sondern in allen Dingen Vorschub geleistet habe. Diesen conciliatorischen Operationen, die wir schon in dem Briefe an Carvajal kennen, schloß sich auch Gregor an; er erkannte, daß Georg vor allem eine Freundschaft wiederherzustellen suchen müsse, die mit Matthias von Ungarn.

Sein politischer Gedanke war der, Ungarn und Böhmen zu einer Allianz zu bringen; als Grundlage diente ihm die Gefahr der Türkeninvasionen, die immer drohender sich erhob und besonders über Ungarn und Venedigs ausgebreitete Besitzungen seine Schatten warf. Dieser Türkenzug war nun ein Ausgangspunkt für Heimburg, wie er schon im Jahre 1459 demselben nicht abhold gewesen war und nur gegen ihn geredet hatte, als er sah, daß der Papst es nicht ehrlich meine, die Sammlungen zu eigennützigen Zwecken verwenden, die deutschen Fürsten von der Anführung zurückdrängen, ihnen die Gefahr, sich selbst den Ruhm zuweisen wollte. Wie damals war dieser Türkenzug ihm willkommen, er bildete ein würdiges Ziel, dem sich die Kräfte Deutschlands, die im nutzlosen, verzehrenden Kampfe sich selbst zerfleischten, zuwenden, darin zu einer Gesammtmacht sich scharen, in sich selbst einig werden sollten, und ein Zweites ergab sich dann: das einzige Land, das ruhig geblieben trotz der Kämpfe, die es früher gerade durchgemacht, war Böhmen gewesen, seitdem Georg's kräftige Hand das Scepter führte. Gab ihm das nicht im Kampfe ein mächtiges Uebergewicht, war er, der so unbeschränkt die Kraft seines Landes gegen

den Feind wenden konnte, nicht der geeignetste Mann zur Führung? Wie mußte sich nun seine Bedeutung steigern, wenn eine solche Macht wie Ungarn ihm sich verband, das durch seine Lage schon zu einer hervorragenden Rolle in diesem Kriege veranlaßt war; wenn die beiden slawischen Bruderlande zusammenhielten, als die festen Stützen gegen die drohende Gefahr, wenn das zerfahrene und zerrissene Deutschland, das unter des Habsburgers Friedrich Hand auseinander bröckelte, gezwungen war, an Georg sich festzuhalten, bei ihm Schutz, Friede, Kraft zu suchen, die die lange Regierung des Kaisers nie hatte gewähren können? Mußte denn nicht schließlich, — wenn es sich herausgestellt, daß Georg von Podiebrad in Deutschland der einzige gewesen sei, der als Damm gegen die heranbrausenden Barbarenströme sich bewährt, — jener Gedanke, der im Jahre 1461 in des Königs ehrgeiziger Seele aufgetaucht, den Gregor auf dem Tage zu Eger mit kühner Zunge ausgesprochen, der mitten in den Anfeindungen, die der König vom Papste zu erdulden hatte, offen und geheim gehegt worden war, zur That werden und durch den Drang der Umstände, durch Acclamation der Fürsten und Völker unterstützt, Georg die deutsche Kaiserkrone, als reife Frucht in den Schos fallen? So war Gregor's kühne Combination und gewiß war ihm auch jener Gedanke nicht fremd, den Georg im Jahre 1465 ausgesprochen, den Ludwig, Herzog von Baiern, in Rom, obgleich umsonst, befürwortete, der, eines constantinopolitanischen Kaiserthums in der Person Georg's. Hatte Georg diese Krone, so fehlte ihm auch nicht die Macht des Abendlandes; das eine hätte ja nothwendig zum andern geführt und sicherlich mit dem entwickelten Plane ganz übereingestimmt: dann hätte der Kaiser des neuen Rom dem des alten ebenbürtig gegenübergestanden.

In diesem Sinn schrieb denn Heimburg am 3. Juli 1466 [1]) an den erleuchteten Rath des Königs Matthias, Johann Witez, einen Mann, der an Gesinnung und Geistesbildung Gregor nahe

---

1) Reverendissimo in Christo patri et domino Joanni Archiepiscopo Strigonensi, domino sibi colendissimo Sternberg, p. 300 u. 301 bei Düx, Nikolaus von Cusa, Bd. I, S. 499 fg., als Beilage IV abgedruckt. Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen, Bd. 12, S. 328 fg.

verwandt, fern von Bigotterie, den Gedanken eines Zusammengehens Ungarns und Böhmens getheilt zu haben scheint. Heimburg mußte ihn schon länger kennen; vielleicht hatte er ihn zuerst gesehen, als er mit König Ladislaus nach Ungarn gegangen war.

In ausführlicher Weise berichtet er, daß er mit des Königs Schwiegersohn, Herzog Albrecht von Sachsen, von Meißen zurückgekehrt, trotz eines Fiebers, das ihn während dreier Tage gequält, die Anerbietungen[1]), die der König dem Papste gemacht und die dieser so rücksichtslos abgewiesen hatte, redigirt, manches andere corrigirt und dictirt und so vor allen Dingen die falsche Meinung zu zerstreuen gesucht habe, die der Papst über den König gehegt hätte, als ob er nur durch Begünstigung der communio sub utraque zu seiner Stellung gekommen sei. Er wisse nicht, welcher Kraft es bedurft hätte, das aus allen Fugen gerüttelte Reich wieder zur Einheit zurückzuführen. Er wolle ihm davon eine gedrängte Schilderung geben und unterwerfe sich dabei ganz dem Urtheil des Erzbischofs. Er wolle zeigen woher es komme, daß der Papst mit solcher Schroffheit die demüthigen Anträge des Böhmenkönigs zurückweise, und gehe deshalb auf die Zeit zurück, wo das Heil des Papstes ganz in der Hand des Kaisers gelegen, in der er vieles mit angesehen, vieles erlebt, in vieles thätig mit eingegriffen habe. Er berichtet nun mit einer etwas zu weitläufigen Abschweifung, die nur in dem bei jeder zufälligen Erinnerung aufflammenden Hasse gegen Papst und Kaiser ihre Entschuldigung findet, wie nach Sigismund's Tode Felix sowol, wie Eugen ihre Legaten an die in Frankfurt tagenden Kurfürsten gesandt, wie die Fürsten ihre Neutralität erklärt, ganz Deutschland, auch der neugewählte Kaiser, beigestimmt und den Vertrag auch treulich gehalten hätten. Darauf sei Friedrich erwählt und von dem Papste durch Versprechungen großer Vortheile gewonnen worden, sich der Politik und Haltung der Kurfürsten nicht anzuschließen, die er vorher für die

---

[1]) Wir wissen nicht genau, welche Schriftstücke damit gemeint seien. Nach Pessina de Czechorod, Mars Morav., p. 747 u. 748, hatte Georg zwei Briefe versöhnlichen Inhalts an den Papst geschrieben. Vielleicht ist es die Erwiederung an den Papst von Martin Mayer vom 21. October 1465, vielleicht die Mission Dr. Bernbeck's, den Ludwig von Baiern in Georg's Angelegenheiten an den Papst geschickt.

Obedienzerklärung gegen seine Person zu gewinnen gestrebt hatte, was ihm jedoch, namentlich durch die Bemühungen der Kurfürsten von Köln und Trier nicht gelungen sei. So habe er also seine Absichten auf Friedrich gerichtet und ihn umgarnt; der Kurfürst von Mainz, von Geldgier verleitet, der von Brandenburg und Sachsen hätten sich ihm angeschlossen. Darauf habe der Kaiser gegen Zahlung von 221000 Gulden die Obedienz geleistet; 121000 seien sogleich bezahlt worden, für die übrigen 100000 habe sich der Papst, im Namen des römischen Stuhls und seiner Nachfolger durch seine und der Cardinäle Unterschrift verbürgt. Ebenso habe der Kaiser schriftlich die Anerkennung der allgemeinen Concilien, und ihrer Abhaltung von 10 zu 10 Jahren in einem besonderen Dokument vom Papste erhalten, und so sei doch der Schein gerettet worden, als wenn Friedrich seiner und der Nation Ehre bedacht hätte, sollte er dereinst zur Rechenschaft gezogen werden. Diejenigen, durch deren Hände der schmuzige Handel gegangen, seien Johann Carvajal und Thomas von Sarzana, nachmaliger Papst Nikolaus, gewesen. Nikolaus habe von dem Rest der an den Kaiser zu zahlenden Summe seine Quote richtig abgetragen, Calixtus aber nichts gegeben, blos Aeneas Sylvius zum Cardinal gemacht, der dann später als Papst, unter dem Scheine des Türkenkrieges, Juden, Laien und Cleriker zu brandschatzen versucht hätte, um das Gewonnene mit dem Kaiser zu theilen. Der gegenwärtige Papst schulde nun noch die letzte Quote von 25000 Dukaten, die er zu zahlen sich weigere und der Kaiser nicht zu fordern wage, da der Handel doch zu schmuzig sei. Dafür erweise der Papst dem Kaiser jede mögliche Gefälligkeit auf Kosten anderer; so wolle der Kaiser die Könige von Ungarn und Böhmen, durch des Papstes Ausspruch, gern als seine Vasallen ansehen und suche so den König von Böhmen durch päpstliche Censuren zu fesseln, um ihn zu zwingen, vom Kaiser Gnade zu erbitten und zugleich ihn von den Angriffen seines Bruders zu befreien, während er ruhig in seinem Garten auf dem Polster liege. Auch hierin sei der Cardinal Carvajal wieder Rädelsführer gewesen, und der Papst lasse ihn gewähren; er dictire jene grausamen Bullen gegen Georg, nur um ihn zur Unbedachtsamkeit zu reizen. Doch sei zu hoffen, der König werde sich fernerhin mäßigen, und der Papst werde

vor dem König von Ungarn mehr Respect haben, als vor denen von Frankreich, England, Schottland; die Venetianer müßten sich vor allem auf ihn stützen und fürchten, daß die Türken schließlich mit den Königen von Böhmen und Ungarn ein Bündniß schlössen, um dann sich mit ganzer Macht gegen den Papst und Venedig zu kehren. Spreche der König von Ungarn gegen den Papst und Venedig ein ernstes Wort, so werde man sehen, daß die Axt an die Wurzel gelegt sei. Sehr gern möchte er persönlich darüber mit dem Erzbischof verhandeln, nun müsse er sich begnügen es brieflich zu thun, und der kriegerische König von Ungarn werde seine Vorsicht im Friedenskleide nicht zu hoch anschlagen.

Schließlich bittet Gregor noch, den König zu benachrichtigen, daß er ihm für zwei Jahre sechs Monate noch den Gehalt schuldig sei „pro sola corona regni Boemiae". [1])

Ob eine Antwort von seiten des Erzbischofs erfolgte oder nicht, ist ungewiß, ebenso, ob in der nächsten Zeit ein Briefwechsel zwischen Johann Witez und Gregor stattgefunden habe, wie wir es im folgenden Jahre finden. Allein die Operation, die Heimburg damals entwickelte, in die auch dieses Schreiben gehört, scheint eine ziemlich glückliche gewesen zu sein. Nicht nur die sächsischen Herzoge, sondern auch die übrigen Fürsten, an die sich Georg mittelbar oder unmittelbar gewandt, hatten eine Bittschrift an Rom, worin sie für Georg einen Reichstag und Gehör erbaten, abgeschickt und seine Verdienste um den Frieden und die Ruhe, die durch ihn in Böhmen herrschte, besonders hervorgehoben. Ebenso reichten auch die böhmischen und mährischen Herren, sowie die Fürsten Schlesiens ein Bittgesuch ein.

Indeß schienen diese Bittschriften in Ton und Haltung nicht energisch genug zu sein und verfehlten deshalb ihren Eindruck. So faßte denn Gregor den Plan, anstatt einer Appellation an das allgemeine Concil, wie es die Königin gewünscht hatte, eine Nullitätsklage voranzuschicken, die am 28. Juli 1466 in Form eines Manifestes

---

[1]) Diese Stelle ist mir dunkel, beweist jedoch, daß Heimburg wahrscheinlich nach Erzherzog Albrecht's Tode und als er Sigismund's Dienste verlassen hatte, in ungarische Dienste getreten war.

erschien und an allen Höfen herumgesandt wurde, in der Absicht, daß die Fürsten dieselbe in Rom befürworteten.

Er spricht über sein Vorhaben in einem Briefe an den König vom 18. Juli, da Georg gerade zur Bekämpfung der separatistischen Brüdergemeinden, Zebraken und anderer, die in den Bergen und Wäldern auf der ungarischen Grenze lebten, in Mähren sich aufhielt und zeigt darin ebenso viel Klugheit als treue Hingebung seines ehrlichen Charakters. Er fordert den König, da derselbe mit ihm darin übereinstimme, Klage zu führen über die Schritte des Papstes, auf, den Entwurf seiner Schrift durchzusehen. Uebrigens würde es damit noch seine Schwierigkeiten haben, da man an die verschiedenen Fürsten auch in verschiedenem Tone schreiben müsse, nicht allein wegen der Verschiedenheit der Fürsten selbst, sondern auch um den Papst, an den dies alles durch die Fürsten gelangen solle, um so mehr zu rühren. Die Art, wie neulich der Herzog Ludwig dem Papste geschrieben [1]), sei zu dürftig gewesen, wenn man auch die redliche Absicht des Fürsten nicht verkennen dürfe. Wenn dergleichen Interpellationen wirksamer werden sollten, so müsse man Formulare verfertigen und durch einen gewandten Mann den Fürsten mittheilen, besonders auch die Furcht in ihnen wirken lassen, daß, wenn sie sich nicht vorsähen, Aergerniß für sie aus den Bannstrahlen des Papstes entstehen würde. Und weil jeder Nachtheil, den man durch Nachlässigkeit erleidet, schimpflich sei, so möge des Königs Klugheit darüber entscheiden, ob er länger solche Beschimpfungen seiner selbst ertragen dürfe. Er, Gregor, habe sich die Sache folgendermaßen ausgedacht. Der Papst habe die Angelegenheit drei Cardinälen übertragen, daran habe ihn niemand hindern können, aber das sei ihm vorzuwerfen, daß er auf das bloße Nachreden eines Procurators hin die königliche Majestät beschimpft habe. Daraus ziehe er nun den ersten Schluß. Der Papst habe sicher erwartet, daß auf seine Aeußerungen und Anklagen hin alle Welt während des halbjährigen Termins, der Georg durch die Richter bestimmt worden sei, Feuer fangen werde. Ihm habe dabei einer

---

[1]) Er scheint vielleicht, durch Martin Mayer, die Adresse der Fürsten an den Papst geschickt zu haben. Pessina de Czechorod, Mars Morav., p. 749.

geholfen, der über Georg allerlei schändliche Dinge erzählt[1]), und so habe er gehofft, Seine Majestät mit einem Schlage zu Boden zu schmettern, allerdings aber dabei nicht gewünscht, daß Seine Majestät innerhalb dieses anberaumten halben Jahres gegen diese schmachvolle Citation protestiren werde. So habe er jene Briefe ausgespieen, womit er alles Recht des Königs vernichtet zu haben meine, und jetzt sei Zeit auf Zeit verflossen und der Papst habe sich getäuscht, da keiner vom König sich abgewendet habe. Das seien Punkte, die einen wol zu dem Glauben verleiten könnten, daß es gut gewesen sei, bisjetzt geschwiegen zu haben, da der Papst doch die hohle Prahlerei jener Lügner einsähe, die gemeint hätten, sein Bannstrahl müsse alle Böhmen entzünden; es wäre auch ganz gut, wenn der Papst blos Bannstrahle entsende, aber er werde auch seine Schmähungen überall ausbreiten und der König habe für seinen guten Ruf zu stehen, denselben überall im Reiche zu erhalten und angethane Beleidigungen angemessen zurückzuweisen. Er übergehe nicht, daß der Kaiser, der den Böhmenkönig allein gefürchtet hätte, vielleicht ruhig in dem Zustande sich verhalten würde, in dem er sich befände, da er wohl wüßte, daß gegen Georg's Stellung keine solchen Machinationen gelingen könnten, wie hier schon lange versucht worden seien. Hoffentlich werde Seiner Majestät alles zusagen. Den Plan der Königin, daß er eine Appellation wegen angethaner Beschimpfung verfassen sollte, billige er nicht, das hieße von dem einmal angenommenen Programme abweichen, würde wol auch weniger, wie z. B. eine Nullitätsklage, den Fürsten angenehm sein.

Hierauf bittet er noch um Urlaub seiner Angelegenheiten wegen. Er habe im Mai nur wenig besorgen können, da ihn die Herzoge von Sachsen gebraucht; Anfang Juni sei er auf die Ladung der Herzoge nach Prag gekommen und habe bis Mitte Juli daselbst zugebracht. Die in Rom wüßten wohl, welch ein Hinderniß er ihren Ränken sei. Lavant hätte es ja dem Papste augenblicklich gemeldet, als er vier Tage in Meißen verweilt, da er gefürchtet habe, daß er, — Gregor, — Schutz gegen seine Umtriebe finden möchte, und würde ihn vielleicht aufs neue angreifen. Wenn deshalb Seine

[1]) Anton von Eugubio.

Majestät noch länger bliebe, würde er gern, seine Vermögensverhältnisse zu ordnen, nach Hause gehen, da bald vielleicht die Gegner ihn überraschten. Wenn der König ein wachsames Auge haben wolle, so wäre er jetzt nicht nöthig; aber was seine Vermögensverhältnisse anlange, so wäre, wenn sie zerrüttet wären, die Heilung der Wunde weniger leicht, als ihr vorzubeugen. Das wolle Seine Majestät beachten, übrigens die Zeit benutzen und nicht in träger Sorglosigkeit verstreichen lassen.

Eine Nachschrift bringt noch folgende Notiz, daß er mit einem Venetianer über eine Verständigung Venedigs und der Krone von Böhmen unterhandelt habe. Ob das die Venetianer thäten, damit ihnen der Herzog von Mailand nicht zuvorkäme, oder aus sonst geheimen Gründen wisse er nicht, und frage auch nicht danach. Nur eines sei zu bedenken, daß Paul II. ein Venetianer sei und von Venedig vielleicht leichter, als vom Kaiser und Carvajal zu bestimmen wäre.

Zehn Tage nach diesem Briefe erschien das Schriftstück[1]), das Gregor in jenem Briefe angekündigt hatte, von ihm verfaßt und von Glatz aus datirt. Es wurden, wie gesagt, besondere Formeln der Fürsprache für den Bischof Protas von Olmütz, für die mährischen Städte, die bairischen Fürsten, die schlesischen Fürsten und Städte beigefügt und in verschiedenen Fassungen vertheilt. Uns hat nur die vorgelegen, die an den König Matthias von Ungarn gesandt wurde. Ihr Inhalt ist etwa folgender:

Durch des Königs Geduld werde die Bosheit seiner Feinde um so größer und suche ohne Sinn und Vernunft die Ordnung der Dinge umzustoßen und sich zur Herrschaft zu bringen. Gott sei sein Zeuge, daß er, — Georg, — den böhmischen Thron aus bloßem Erbarmen angenommen. Er hätte, da der Erbe des Reichs noch unter seiner Vormundschaft gestanden, die Regierung des Landes übernommen, da dasselbe von Räubereien und Schandthaten gestrotzt und man in der gänzlichen Auflösung jeder Ordnung nach einem Fürsten geschrieen

---

[1]) Nach Eschenloer, Geschichten der Stadt Breslau, Bd. I, S. 316 fg., „getichtet durch M. Heimburg in Latein sehr schöne". Lateinisch: Gelasius Dobner, Monumenta historica Boemiae, tom. II, p. 418 sq.

hätte. Er sei dann mit den Getreuen der Hofleute und des Volkes vor Prag gezogen; auch andere befreundete Städte hätten sich seiner Regierung unterworfen, und sie hätten die Raubschlösser angegriffen, hätten dieselben erobert und zerstört. Das eroberte Gut habe er dem Staate zugewendet; in Bezug auf die Sacramente und den Abendmahlsritus nichts geändert, als das, was durch die Compactaten ihnen zugestanden. So sei Böhmen, Mähren und Schlesien nach langen Kämpfen zum Frieden gelangt. Er habe den Frieden nach Volkeswunsch erhalten sollen, habe die Unruhestörer entfernt und sogar unter den Nachbarstaaten Eintracht gestiftet, Handel, Ackerbau und Gewerbe seien wieder erblüht, die Erzgruben wieder bearbeitet worden. Recht und Gerechtigkeit, die so lange mit Füßen getreten, sodaß Böhmen ausgesehen habe, wie Rom unter Lentulus, Catilina und Cethegus, seien wieder gepflegt worden, wenn auch noch immer ungehorsame Geister im Lande herumschweiften. Nun werde zwar der als groß gepriesen, der sich für unüberwindlich halte, aber größer sei doch der, der, wenn ihm das Glück nicht mehr blühe, demüthig sich bescheide. Darüber klage er auch nicht, sondern nur, daß die Aufwiegler den päpstlichen Stuhl zu benutzen wüßten, ihren Ungehorsam zu bedecken, und ihm und seinen Genossen vorwürfen, die Einigkeit der Kirche gestört zu haben. Es wundere ihn nur die Leichtgläubigkeit des Papstes, und auf diese müsse er jetzt zurückkommen.

Paul II. habe sich vorschnell von einem gewissen Antonius von Eugubio, Fiscal und Procurator des Glaubens, bewegen lassen, im Jahre 1465 den Cardinälen von Nicäa, Sanct-Angelo und Spoleto Auftrag zu geben, gegen Georg als einen rückfälligen Ketzer zu procediren. Diese Cardinäle hätten ihn vorgeladen mit den Worten: „Wir laden den genannten Georgen von Podiebrat, daß er über 180 Tage gestehe, zu antworten dem Procuratori des Glaubens über das Wiedereinfallen in Ketzerei." Sei es nun nicht schändlich, einen gekrönten und gesalbten, vom Papst und Kaiser anerkannten, noch nicht abgesetzten König mit bloßem Vornamen und nach seiner Besitzung zu nennen? Diese Citation sei deshalb hochverrätherisch gewesen; Georg könne ihr ohne Verletzung seiner Majestät auch nicht gehorchen, da er nicht als König, sondern als Einwohner des Reichs geladen werde, und es würde in seinem Gehorsam, in der Will-

fährigkeit, sich über Rückfall in Ketzerei zu verantworten, das Zugeständniß, daß er wirklich ein Ketzer sei, liegen, wovon er sich doch ganz frei fühle. Und was noch ärger sei, der Papst habe nicht einmal das Ende der 180 Tage abgewartet, die er ihm zur Frist gestellt, schon am 8. December habe er eine Bulle gesandt, worin er alle Unterthanen Georg's ihres Eides entbunden, und die Entrichtung der Zinsen und Gefälle verboten hätte. Dies sei ohne ihn zu laden, ohne ihn zu hören wider ihn geschehen gegen göttliches und natürliches Recht, gegen Vernunft und Schrift. Er habe darauf demüthig Seine Heiligkeit gebeten, einem schändlichen Gerüchte, das über ihn ausgesprengt sei, nicht zu glauben, ihn darauf hin nicht zu verurtheilen, sondern lieber die Sache genau zu erforschen. Nur allzu viel Ruhestörer und Friedenshasser gebe es, die ihre Bosheit, ihren Ungehorsam mit dem Gehorsam gegen den päpstlichen Stuhl umhüllten. Wenn er in Worten und Werken den päpstlichen Stuhl oder den christlichen Glauben beleidigt, oder in einem Punkte geirrt habe, so möge der heilige Vater es ihm kund thun, damit er sich rechtfertigen und vielleicht eines Bessern belehrt werden könne. Seine Heiligkeit möge Tag und Ort bestimmen, wo über seine und seiner Angeber Schuld und Unschuld in Gegenwart angesehener Männer entschieden werden solle. Zugleich möge der Zustand des ganzen Reichs geprüft, und was von dem römischen Ritus Abweichendes gefunden werde, wieder zur Einheit zurückgeführt, ebenso wie alle übrigen Streitigkeiten beigelegt werden, wobei man des Rathes der Reichsfürsten wol bedürfen würde. — Sehr tief schmerze es ihn nun, daß diese Bitte von Seiner Heiligkeit abgeschlagen worden, da der Papst doch den geringsten Unterthanen selbst anhören müsse; zudem solle der Papst diejenigen berücksichtigen, für die Christus gestorben, die Kraft bedenken, die durch seine Härte der Christenheit gegen die Türken verloren ginge, gegen die böhmische Ritter und Ungarn unter Matthias und seinem Vater oft siegreich vereint gekämpft. Matthias sei Zeuge, wie die Böhmen und Matthias' Vater keiner Gefahr im Kriege gegen die Türken sich entzogen, obschon ihre Truppen größtentheils nur Söldner gewesen seien. Was würde nun erst der Zuzug einer geschickten Ritterschaft vermögen? Er hätte dies dem Matthias allein mittheilen wollen, damit er nicht ruhmredig erscheine. Wie kränke es ihn also, daß der Papst

seine Bitte abgewiesen, ihm, der sich des Papstes Urtheil unterworfen, wie Kaiser Theodosius, der dem heiligen Ambrosius nach dem Blutbad von Thessalonien sein Haupt angeboten. Bisher habe er das alles geduldig ertragen, im schuldigen Gehorsam gegen den römischen Stuhl, gegen welchen, wie gegen Paul, er nie ein übles Wort geredet. Auch seien seine Unterthanen ihm treu geblieben, und die Widersetzlichen, die ihren Ungehorsam mit kirchlicher Gesinnung hätten bemänteln wollen, seien theils bestraft worden, theils hoffe er von ihnen Rückkehr zu ihrer Pflicht. Ihr Geschrei habe er wie das der Frösche verachtet, wie der Streiter Christi ja durch böse und gute Gerichte hindurchginge, durch Lob nicht übermüthig, durch Schelten nicht kleinmüthig werde, im Reichthum nicht sich aufbläht, in Armuth nicht zu Grunde gehe, Freudiges und Trauriges mit Gleichmuth ertrage, bei Tag nicht von der Sonne, bei Nacht nicht vom Monde belästigt werde. Da aber seine Feinde immer noch ihn verleumdeten und päpstliche Briefe sie unterstützten, die gegen ihn, den man nicht gehört habe, ausgesendet seien, so wolle er nicht leichtsinnig erscheinen und es nicht vernachlässigen, seine Ehre und seine Unschuld zu vertheidigen, so wolle er seinen Feinden, durch die der Papst sich zu seinem Verfahren habe bestimmen lassen, in einer Weise antworten, daß sie erführen, wie er ungeladen, unverhört, unschuldig verdammt worden sei. Ueber den Punkt des Rückfalls in die Ketzerei wolle er jetzt schweigen, ebenso die schändlichen Worte des Antonius von Eugubio, dessen Verleumderzunge ihn allerdings nicht erschüttern könne, übergehen, wol aber auf das Wort seiner Richter zurückkommen. Dasselbe laute: „Wir laden Georg von Podiebrat, daß er am 180ten Tage erscheinen soll, dem Procurator gegenüber von wegen seines Glaubens sich zu verantworten.“ Klar sei es, daß die Richter ihn nicht für einen König hielten, und daß, wäre er erschienen, er stillschweigend diese Ansicht bejaht hätte. Nun könnten die Cardinäle sich allerdings damit entschuldigen, daß sie dem päpstlichen Befehle gefolgt seien, in dem er nicht „der König von Böhmen“, sondern „Georg von Podiebrad“ genannt sei. Aber des Papstes Worte, die übrigens gestopft wären von unbegründeten Verleumdungen und haltlosen Schmähungen, lauteten nun: „Uns behagt und wir befehlen den Cardinälen von Nicäa, Sanct Angelo und Spo-

leto u. s. w." Darin liege nur, daß gegen ihn ein Proceß anhängig gemacht worden sei und er darum nicht wie ein Privatmann gerichtet werden solle. Ebenso besage die ausgedehntere Signatur des Vicekanzlers nicht, daß ihm die königliche Ehre genommen sei, es müßte denn in den Worten „es behagt" oder „macht die Sache anhängig, wie verlangt worden ist" befohlen sein, ihn wie eine Privatperson zu behandeln; demnach könne man es nur verachten, wenn jener schamlose Verleumder Eugubio Dinge aussage, die vom Papste zu glauben ein Unrecht sei. Wie dem auch sei, so wäre er doch durch das Verfahren der Cardinäle der königlichen Ehre sonder Gehör und Ladung entsetzt. Ihm sei es gleich, wer die Schuld trage, wenn nur Matthias an seine Unschuld glaube. — Das Alles habe nun am 2. August 1465 stattgefunden. Darauf habe der Papst am 8. December vor Ablauf der gesetzmäßigen Frist von 180 Tagen seine Unterthanen ihres Eides entbunden, und, wie der Papst selbst gesagt, deshalb, damit nicht während der Frist die Sache zur gründlichen Ausgleichung kommen könne, keine Versöhnung mehr möglich sei und da, nach dem Zeugniß der Gesetzgeber, man besser einem Uebel vorbeuge, als es hernach heile. Demnach also sei es erlaubt, jemand um seiner Macht willen ungeladen und ungehört zu verdammen? Selbst dem Brudermörder Cain und den Sodomiten sei es nicht so ergangen. Die Gesetzgebung habe Witwen und Waisen mit Vormündern bedacht, habe Gerichte, Sentenzen, Währungen, Appellationen bei Entwendung ihres Gutes eingesetzt, um ihre Rechte unversehrt zu erhalten und nicht den Schaden erst nachher zu heilen, welcher Worte der Gesetzgeber sich natürlich in dem Sinne bedient, das Recht zur Geltung zu bringen. Aber der Papst habe seine Strafen beschleunigt, daß später nicht etwa die Execution verhindert werde, und wenn man den Zustand der Angelegenheiten und Geschäfte betrachte, werde er sehen, ob es segensreich gewesen sei, anstatt einer Vereinbarung gleich mit Strafbriefen einzuschreiten.

Der Papst habe ihn denn wirklich in einem Breve verdammt, und das gute Gewissen sei es, was ihn zur Antwort treibe.

Zuerst klage ihn der Papst an, daß er offenbarer, oft verurtheilter Ketzerei anzuhangen bekannt habe, ebenso bis ans Ende in derselben mit Weib und Kind verharren wolle, was, — wie aus

andern Briefen hervorgehe, — er in Prag ausgesagt haben solle, sodann, daß er das Völkerrecht in Fantin gebrochen und die Communion unter beiderlei Gestalt für nothwendig zur Seligkeit erklärt habe. Das Alles aber sei falsch und dem Papste vorgelogen; er sei fern von jener Raserei, und er hätte die trotzigen Böhmen so vortrefflich zu zügeln gewußt, daß er den umliegenden Fürsten als Beispiel gedient habe. Aber das Alles komme von des Papstes Leichtgläubigkeit.

Nichts sei ungereimter, als auf solche vage Reden den Vorwurf der Ketzerei gründen zu wollen. Die Berichte hätten sich alle widersprochen. Wenn nach der Rechtsordnung gegen ihn verfahren worden wäre, nun so könnte man auch gegen ihn procediren, nicht aber auf solche Gerüchte hin, in denen kein notorischer Fall constatirt worden sei. Man hätte die Klage vernünftig fassen müssen, untersuchen, woraus jenes Gerücht über die Rechtsverletzung des Gesandten in Fantin entstanden sei. Was das Abendmahl anbeträfe, so müsse eben jedem bekannt sein, daß nach dem Baseler Concil den Böhmen gestattet worden sei, wenn sie in ein gewisses Alter gekommen, das Abendmahl unter beiderlei Gestalt zu nehmen, sodaß in Brot und Wein der ganze Christus, in jedem Elemente Leib und Blut zu finden sei, und das solle nicht blos eine That der Duldung sein, sondern kraft des Ansehens Christi und der Kirche, seiner Braut, bestehen. Dies besagten übrigens die Urkunden, und er, sein Vater und Großvater hätten das Abendmahl bereits dergestalt genommen. Als er nun zum König von Böhmen erwählt worden, habe er wie andere Fürsten seinen Procurator in Rom haben wollen und dazu Fantin erwählt und erhalten; er habe allen Fleiß darauf verwendet, das unruhige, zerklüftete Böhmen zum Frieden, zum Gehorsam gegen Rom zurückzubringen. In dieser Angelegenheit wären viele Gesandte hin- und hergeschickt worden. Nun sei Fantin plötzlich im Cardinalsmantel als Legat zu ihm gekommen und habe die Compactaten verdammt, überhaupt seine Befugnisse als Procurator überschritten. Fantin habe auf dem Tage zu Prag versprochen, sich über diese Ausschreitung in seinen Pflichten zu verantworten. Er selbst habe wol gesagt, daß er in dem Abendmahl unter beiderlei Gestalt geboren und erzogen sei und nach den Compactaten darin bleiben wolle. Das heiße nicht

Ketzerei bekennen und bezeugen, denn er habe davon nicht die ewige Seligkeit abhängig gemacht, sondern Fragen der Art den Bestimmungen der Kirche überlassen. Fantin habe er allerdings ins Gefängniß führen lassen, ihn jedoch auf Bitte Herzog Ludwig's von Baiern bald wieder befreit und sein Vergehen verziehen; doch werde derselbe gesehen haben, welchen Segen es ihm gebracht, aus des Königs Diensten in die des Papstes gegangen zu sein.

Der Papst habe nun einen Tag zur Verhandlung zu bestimmen verweigert, blos weil es sich nicht zieme, eine einmal verdammte Ketzerei wieder zu Worte kommen zu lassen. Wenn der Papst dazu die Gründe angäbe, so würde Georg nichts dagegen haben; als ein christlicher König verwerfe auch er die Ketzerei. Zur Verhandlung über die hussitische Ketzerei habe er den Tag auch nicht gewünscht, weil das nur neue Zwietracht bringen würde, sondern sein Gedanke sei, es sollte unter päpstlicher Autorität ein Tag durch Legaten des Papstes, des Kaisers und der Kurfürsten beschickt werden, um auf gütlichem Wege eine Einigung der Kirche zu vermitteln. Niemand möge es abschrecken, daß die Legaten in dieser Hinsicht früher nichts ausgerichtet hätten, der Zustand des Reichs ohne Haupt sei damals zu beklagenswerth gewesen. Viele Irrthümer von damals müßten sie eingestehen, so: daß das Brot im Abendmahl bleibe und in das Wesen dessen, der davon genossen, übergehe, ebenso bezüglich der Ornamente in der Messe, der Anbetung der Heiligen u. s. w. Außer diesen geringfügigen Dingen bestehe nur wenig Unterschied noch mit andern christlichen Ländern, daraus könne man sehen, wie sich Böhmen in 30 bis 40 Jahren gebessert habe. Er frage deshalb König Matthias, ob er in seiner Bitte nicht recht gehabt hätte? —

Schließlich heiße ihn noch der Papst am Schlusse seines Breves, seinen Richtern sich fügen, so solle er also doch ungehört, ungeladen vor die treten, die ihn wie einen Abgesetzten betrachteten, und ihm eine Frist von sechs Monaten gesetzt, innerhalb welcher der Papst seinen Unterthanen den Gehorsam gegen ihn verboten. Würden jene Richter wol die That ihres Herrn, die gegen natürliches und göttliches Recht in gleicher Weise verstoße, mit der der Papst so eilig gegen ihn eingeschritten, mildern. Denn was heiße das anders, als: Gib dein Königreich und deine Macht hin, wirf Schild und Harnisch

ab, gehe nackt in ein Metzgerhaus und laß dich schlachten. Was ginge anders daraus hervor, als daß die Cardinäle jene Bulle des Papstes bestätigten, wonach ihm — dem König — der Gehorsam verweigert, die Abgaben nicht mehr entrichtet werden sollten. Worüber sollten sonst die Richter noch erkennen? der Papst habe ihnen selbst die Macht genommen, da er im voraus bestimmt, was die Richter zu bestimmen hätten. Darum solle der Papst alle Breves und Processe, die seine königliche Ehre berührten und aus falschen Verleumdungen hervorgegangen seien, aufheben und, um an geeigneter Stelle von seiner Unschuld sich zu überzeugen, streng die Sache durchforschen und sich darüber genau unterrichten. Dann wäre es den päpstlichen Legaten und den Gesandten Seiner Durchlaucht sowie den übrigen Fürsten gar leicht, das Unebene auszugleichen, alles übrige in die rechte Ordnung zu bringen und glücklich zu Ende zu führen. Am Schlusse bittet der König noch einmal, daß Matthias sich bemühen solle, den Papst zur Audienz an einem geeigneten Orte zu bewegen. In dem Falle hoffe er so zu antworten, wie es Gott und den Menschen angenehm sei.

Dieses Manifest, allgemein wegen seiner geschickten Fassung bewundert [1]), wurde mit den von Heimburg den verschiedenen Verhältnissen angepaßten Modificationen der Fassung an alle Höfe gesandt und mit warmen Briefen von den betreffenden Fürsten und Städten, — die Heimburg auch verfaßt zu haben scheint, — begleitet, dem Papste empfohlen. Die Fürsten wußten allzu gut, welche Stütze sie an Georg hatten, besonders seit der Kaiser immer mehr der päpstlichen Politik anheimgefallen war; sie empfanden ebenso wohlthätig den Einfluß, welchen des Königs kräftige Leitung seines Landes auf die Ruhe und Ordnung ihrer Gebiete ausübte, und wollten den gewaltigen Mann nicht ganz missen. Zudem war ihnen doch die Behandlung eines rechtskräftig gewählten und gesalbten Fürsten ins Blut gegangen. Welch eine gefährliche Lehre war das für die römische Curie, wenn sie ungestraft einen Fürsten als Privatmann anreden und wie einen Schulknaben zurechtweisen durfte! Hier hatte Gregor

---

[1]) Müller, Reichstagstheatrum, II, S. 250—58, nennt es scriptum grave et quantum genius seculi patiebatur, imo supra seculi ingenium elegans ...

den rechten Punkt getroffen, und so lassen sich denn die vielen Zuschriften an den Papst erklären, die um Erlaß der harten Strafe bitten.[1]) Ludwig von Baiern rühmte die Ruhe und Ordnung, die seit Georg's Regiment herrsche, nicht minder der Kurfürst Ruprecht von Cöln und der Pfalzgraf Friedrich in einer gemeinsam im September abgesandten Petition. Ebenso antworteten die Herzoge von Sachsen, Wilhelm und Albert, die den Papst baten, die Böhmen, die jetzt in einem so ziemlich ruhigen Zustande sich befänden, nicht zu reizen, da man ihre Macht erprobt habe, zudem die Compactaten ein sehr heilsames Institut seien.[2])

Auch der Kurfürst von Brandenburg wunderte sich über eine solche Behandlung eines Königs und bat, daß derselbe wenigstens erst gehört würde, ebenso der König von Frankreich. Weit bedeutsamer aber war die Theilnahme für Georg in seinen eigenen Landen. Fürsten und Städte wetteiferten plötzlich miteinander. Ein Breve Paul's an die mährischen Städte Olmütz, Brünn, Znaim und Iglau, worin dieselben ermahnt wurden, Georg in keinerlei Weise Beistand zu leisten, die ihm geschworene Treue zu brechen, war von dem mild- und gerechtdenkenden Bischof Protas von Olmütz sehr frei beantwortet worden. Er erinnerte an die Gefahr, gegen den König Gewalt zu brauchen, rühmte die Milde und Toleranz Georg's, die Nothwendigkeit, den geschworenen Huldigungseid zu halten, und bat den Papst, er solle ihnen einen solchen Treubruch nicht zumuthen, ja ersuchte ihn sogar in der Städte Namen, Georg bei Züchtigung der aufständischen Pilsener helfen zu dürfen. In gleichem Sinne schrieben auch die mährischen Fürsten. Auch die schlesischen Herzoge erhoben sich in einer Schrift für Georg, rühmten den Frieden, der unter Georg's Regiment aufgeblüht wäre, und schmähten Fantin, der an der ganzen Aufregung schuld sei, da er mit seinen apostolischen Mandaten Himmel, Erde und Meer zu vermischen drohe; der König habe sich in den Sachen der Religion immer so mild und duldsam gezeigt, der eifrigste Katholik habe von ihm nichts zu fürchten gehabt, deshalb bäten sie den Papst fußfällig, den Proceß gegen den König aufzu-

[1]) Pessina de Czechorod, Mars Moravicus, p. 749 sq.

[2]) Ibid., p. 753.

heben, oder wenigstens hinauszuschieben, und versicherten zum Schlusse mit aller Entschiedenheit, in jeglicher Lage bei dem König ausharren zu wollen. Unterschrieben waren die Herzoge Heinrich von Glogau, die beiden Konrade von Oels, Nikolaus von Oppeln, Przemislaw von Tost, Friedrich von Liegnitz und Brieg.

Die schlesischen Städte waren und blieben päpstlich gesinnt und, obschon sie bearbeitet wurden, für Georg beim Papste einzutreten, so hören wir von einem Erfolge bei ihnen nicht das Geringste. Auch bei diesen Petitionen scheint Gregor von Heimburg thätig gewesen und als Gesandter herumgereist zu sein. Vielleicht hatte er jenes Schreiben der schlesischen Herzoge verfaßt, wenigstens finden wir einen Petitionsentwurf von ihm, der jener Adresse an Form und Inhalt sehr ähnelte und der für die schlesischen Städte bestimmt war, aber in der Folge nicht angenommen wurde.

In demselben klagten die Städte über den Zwiespalt, in den sie durch die Strafedicte des Bischofs von Breslau versetzt seien; sie gehörten zum böhmischen Reiche, dem sie zufolge ihres Huldigungseides einverleibt seien. Sie freuten sich des von Georg hergestellten Friedens, der seit Menschengedenken nicht so allgemein geherrscht habe. Darauf folgt ein Ausfall gegen den Legaten Fantin, der wörtlich mit dem in dem Bittschreiben der Herzoge übereinstimmt. Weiter erwähnen sie, daß der König, der in Sachen des Cultus und der Religion sich ihnen als Katholiken immer mild und freundlich gezeigt, die Vorladung der Cardinäle ihnen gemeldet habe, ebenso sein Gesuch um Gehör, was der Papst ihm abgeschlagen hätte. Nun hänge von Georg's fernerer Regierung ihr weiteres Glück ab. Der Papst solle deshalb den Ohrenbläsereien Misvergnügter, die ihn zu seinem bisherigen Verfahren verleitet hätten, kein Gehör schenken. So möge denn der heilige Vater seine Befehle zurücknehmen, oder zu einem entscheidenden Tage seinen Legaten mit Vollmacht versehen. Zugleich versprachen sie ihre Vermittelung und garantirten die des Kaisers und der übrigen Reichsfürsten.

Wie gesagt, die schlesischen Städte müssen diesen Entwurf zurückgewiesen haben, da sie factisch nicht zu Gunsten des Königs redeten. Aber auch die Verwendungen der übrigen waren umsonst. Der Papst blieb starr und fest; er antwortete den Reichsfürsten in einer

sehr umständlichen Widerlegung des Manifestes, die aus Carvajal's Feder herrührt, und blieb dabei, daß Georg ein Ketzer sei und als solcher behandelt werden müsse. Ebenso schrieb er den schlesischen Fürsten. Bei alledem aber fanden seine Maßregeln, so kühn und energisch sie auch waren, keinen Zündstoff. Die Unterthanen des Königs, außer den schlesischen Städten und Sdenko's Herrenbund, ließen sich durch Carvajal's Refutation und sonstige Zornesäußerungen doch nicht von dem Gehorsam abbringen, den sie Georg geschworen, in dem sie das Manifest des Königs bestärkt hatte. — So versuchte die Curie aufs neue, ob sie nicht an auswärtigen Mächten eine Stütze fände, und wendete diesmal ihr Augenmerk auf einen Herrscher, an den schon der Herrenbund gedacht, der bisjetzt aber um die Wirren im Römischen Reiche sich nicht gekümmert hatte: König Kasimir von Polen. Ihm ließ der Papst heimlich durch Rudolf von Lavant die böhmische Krone anbieten, unter der Bedingung, daß er dem Herrenbund helfe, den Ketzerkönig zu unterdrücken. Kasimir indeß, obwol er die nächsten Ansprüche auf den böhmischen Thron als des verstorbenen Ladislaus Schwager besaß, nahm die Krone aus solcher Hand nicht an, er wies die römischen Anträge zurück und verharrte nach wie vor als Georg's Freund. Auch dieser Handstreich misglückte dem Papste.

Mehr Aussicht schien er bei Matthias von Ungarn zu haben, der weniger redlich und ehrgeiziger, dazu ein bigotter Katholik, schon längst gegen seinen Schwiegervater eine Abneigung fühlte. Die Freibeutereien der mährischen Brüderrotten, die, an der Grenze von Ungarn wohnhaft, das ungarische Gebiet oft beschädigten, ward Anlaß für ihn, nicht nur gegen Georg eine höchst beleidigende Sprache anzunehmen, sondern sogar einen Vernichtungskrieg gegen diese Rotten zu beginnen, die Georg schon selbst oft bekämpft hatte. Die Art und Weise, mit der Matthias sie bekriegte, mußte Georg nothwendig als eine Provocation erscheinen. Das Verhältniß wurde zwischen beiden gespannter und gespannter, und nur die drohende Position, die die Türken eingenommen und die den König an die Ostgrenze seines Reichs berief, hinderte es, daß es jetzt zum Kriege zwischen ihnen kam. — So standen die Dinge, als die herandrohende Türkeninvasion auf Martini einen Reichstag zu Nürnberg

zu Stande brachte. Viele Fürsten waren gekommen; auch Georgs' Gesandten erschienen mit den aufrichtigsten Erbietungen ihres Herrn, gegen den Erbfeind zu Felde zu ziehen. Aber Fantin, der als päpstlicher Legat anwesend war, konnte die drei Monate Gefängniß, die er in Prag erdulbet hatte, nicht vergessen und opferte lieber die Christenheit der Wuth der Barbaren, als daß er seine unedle Rachsucht unterdrückte. Entweder würden die Gesandten des Ketzerkönigs nicht zugelassen, oder er würde sich entfernen, so äußerte er sich, ja er ging in seiner Frechheit so weit, daß er verlangte, man solle die Spitze des Kreuzzugs nicht gegen die Türken, sondern gegen Georg den Ketzer richten. Und des Kaisers Gesandten — stimmten dem bei. Das war der Dank für die viele Hülfe, die Georg dem Kaiser erwiesen, das war das Ende der schönen Worte und Umarmungen, mit denen Georg von Friedrich beehrt worden war. — Die Fürsten hatten Ehrgefühl und Einsicht genug, auf diesen schändlichen Gedanken nicht einzugehen. Namentlich warf sich Markgraf Albrecht ganz auf Georg's Seite; er stellte vor, wie thöricht es wäre, jetzt, wo die Gefahr von Außen so drohe, gegen einen Fürsten des Reichs zu Felde zu ziehen, durch blinden Fanatismus wiederum alle Grundlagen des Friedens zu erschüttern, die Leidenschaften der heißblutigen Böhmen aufs neue zum Ausbruche zu reizen. Er überzeugte alle mit seinen Worten, ja der Gedanke von Eger blitzte in dieser kritischen Lage wieder auf, dem geschmähten Ketzerkönig, trotz alles Dazwischenliegenden, die Zügel des Reichs in die Hand zu geben. So sehr überwog, wie allezeit, das Vertrauen, das männliche Tüchtigkeit sich errungen, die ernsthaftesten Bedenken in den Augen der Fürsten. Allein auf Georg machte das jetzt keinen Eindruck, er fühlte sich aufs tiefste durch die verrätherische Treulosigkeit des Kaisers gekränkt. Ein Brief an Friedrich, vom December datirt [1]) und wahrscheinlich von Gregor von Heimburg verfaßt, gibt dieser Stimmung Ausdruck:

Es schmerze zwar, von jedermann eine Beleidigung zu empfangen, am meisten aber von denen, die man mit Wohlthaten überhäuft hätte. Er sei zu dem wegen des Türkenkriegs nach Nürnberg

[1]) Pessina de Czechorod, Mars Morav., p. 771 sq.

berufenen Convent auch geladen worden. Von vielen Bitten und Versprechungen bestürmt, habe er auch Gesandte hingeschickt und ihnen Vollmacht gegeben, die Fürsten, die Ungarn und alle von den Türken Bedrohten mit der Zusicherung von Hülfe zu trösten[1]), denn nicht nur den hundertsten oder sechzigsten Mann, nein den sechsten Mann habe er angeboten, wie schon früher in Neustadt. Auch sei ja die Verabredung von Glogau mit Kasimir von Polen, Matthias von Ungarn und ihm demselben Zwecke geweiht gewesen und nur der Krieg mit dem Preußischen Orden dazwischengekommen.

Nun sei auf einmal ein lügnerischer Schwätzer, dem er nur auf Zureden seiner Freunde und aus Rücksicht auf den heiligen Charakter des Legaten das Leben, das er als Majestätsverbrecher verwirkt, geschenkt habe, aufgetreten und habe ihn dermaßen geschmäht, daß alle Fürsten, aufs tiefste entrüstet, ihm dergleichen in einer so wichtigen Versammlung untersagt hätten. Aber des Kaisers Creaturen, die den Willen ihres Herrn wohl gekannt, hätten viel Freude an seinem Schmähen gefunden und ihm beigestimmt. Es klinge wie ein Märchen und sei doch wahr, daß, indem Feigheit die Deutschen hindre, Krieg zu führen, sie sich an der Beschimpfung eines kriegerischen Fürsten freuten.

„Das also, o Kaiser, ist der Dank für meine dir erwiesenen Wohlthaten? Das der Dank für die durch meine Hülfe wiedergewonnene Freiheit, als du in Wien belagert wie ein Vogel im Käfig saßest. Ich habe dich durch Waffengewalt in Besitz deiner Unabhängigkeit und deines Throns zurückversetzt, da alle deine Unterthanen dich verlassen hatten. Wo sind nun deine verbrieften und besiegelten Versprechungen? Was hat denn noch Kraft, wenn Redlichkeit und Dankbarkeit aufgehört haben? Aber wozu reden, wenn es der Thaten bedarf? Und somit kündige ich dir an, nicht eher Speise, Trank, Schlaf, noch sonst etwas den Sinnen Gefälliges genießen zu wollen,

[1]) — — sed tantas vires conferre parati fuimus ut etiamsi Turcarum imperatoris universa bellica virtus pugna publica excipienda fuisset, milites nostri potius gaudio exultassent, quam a facie eorum trepidassent, vel hosti terga dedissent . . . . .

ehe ich nicht das von dir und den andern erduldete Unrecht glorreich gerächt habe."

Aber wie so der Nürnberger Tag alles wieder zu Georg's Vortheil zu bringen schien, auf Albrecht Achilles' Anrathen sogar eine neue Gesandtschaft nach Rom beschlossen wurde, um Georg Gehör zu verschaffen, für welche Heimburg eine Instruction ausarbeitete: so zeigte der Papst, daß er Ernst machen wolle mit seinen Drohungen gegen Georg. Namentlich auf Anlaß der Reden des Cardinals von Pavia und des Glaubensprocurators, Anton von Eugubio, ward im Consistorium am 22. December, die Bannbulle gegen Georg ausgefertigt. Am 20. Januar 1467 hatten schon die Breslauer Kunde davon, während sie erst Ende Februar in Böhmen bekannt wurde.

Dieser Schritt gab natürlich der Sache eine neue Wendung und das Jahr 1467 ward für Georg das schwerste und verhängnißvollste.

Hier ist es nun Gregor von Heimburg's Thätigkeit wieder, die unsern Blick fesselt. Mit unermüdlichem Eifer war er nach allen Seiten hin thätig, seinem Herrn in der kritischen Lage, in der er sich befand, Bundesgenossen zu verschaffen. Zwar konnte ihm im Januar der letzte Schritt des Papstes noch nicht zu Ohren gedrungen sein, dennoch mußte er ihn ahnen, und so kam es ihm darauf an, die Wucht des auf seinen Herrn geführten Schlages zu pariren, dadurch, daß er wärmere Sympathien für Georg bei Fürsten und Völkern zu erwecken suchte und die Mächte, die dem König hätten gefährlich werden können, entwaffnete, indem er ihnen die Nothwendigkeit, in den Gefahren, die von Außen drohten und die einen kräftigen Arm erheischten, Georg nicht fallen zu lassen, mit beredten Worten darthat. Es fallen in diese Zeit eine Anzahl Briefe, die Georg nach Venedig, an den Erzbischof von Gran, selbst an österreichische Aufwiegler geschrieben, die von jener Thätigkeit und seinen Intentionen hinreichend Zeugniß ablegen, und immer den einen Zweck im Auge behielten, die Bedeutung des Böhmenkönigs im Falle eines Türkenkrieges ins rechte Licht zu stellen.

Aus diesem Gesichtspunkte sind die nachfolgenden Correspondenzen zu beurtheilen. Vor allem gehören zwei Briefe nach Venedig, vom 25. Januar 1467 datirt, hierher.

Schon früher hatte König Georg mit dem Dogen angeknüpft. Derselbe sollte durch die herannahende Gefahr eines Türkeneinfalls bewogen und dadurch der Hülfe bedürftig in das böhmische Interesse und eine zwischen König Georg und Matthias zu schließende Allianz gezogen werden. Es kam nun darauf an, ihm die Macht des Böhmenkönigs, seine enge Verbindung mit Ungarn und den Anhang, den er in ganz Deutschland besaß, im hellsten Lichte zu zeigen. Georg hatte dabei namentlich die Vermittelung im Auge, die zwischen ihm selbst und dem Papste durch Venedig, Paul's II. Vaterstadt, am leichtesten möglich war.

So hatte er denn schon früher an einen vornehmen Venetianer, Franciscus geschrieben [1]) und sich nach einem gewissen Emo erkundigt, der als Gesandter Venedigs in Ungarn schon früher mit dem böhmischen Gesandten, Matthias von Sternberg, Freundschaft geknüpft und aus Venedig voll Lobeserhebungen über die böhmischen Truppen geschrieben hatte, womit, wie er sagte, Herzog und Senat übereingestimmt hätten. Dies schien Georg auf tiefere Sympathien zu deuten und er hatte seinen Rath, Gregor von Heimburg, beauftragt, genauere Nachforschungen über den Sachverhalt anzustellen, wozu diesem gerade seine Verbindungen in Venedig behülflich sein konnten.

Indessen hatte Heimburg den Entwurf des Gesuchs, das die Fürsten auf dem Nürnberger Tage zu Georg's Gunsten beschlossen, ausgearbeitet und Georg sandte eine Abschrift davon in einem eigenhändigen Briefe [2]), vom 25. Jannar, an den Dogen von Venedig, und benachrichtigte diesen, wie seitdem die Verhandlungen wegen des Türkenzugs durch die Bemühungen des apostolischen Legaten gescheitert, die deutschen Fürsten aufs neue dieselben beginnen und zu diesem Behufe eine Gesandtschaft nach Rom senden wollten, um der allgemeinen Gefahr willen den Papst für ihn selber erst günstig zu stimmen, da nach der allgemeinen Ansicht ohne den Böhmenkönig keine Erfolge zu hoffen seien. Dieser Versuch solle auf Grund des beigelegten Entwurfs gemacht werden. Die Gesandten würden in

---

[1]) Archiv für Kunde österreich. Geschichtsquellen, Bd. 12, S. 334.

[2]) Fontes Rerum Austriacar., XX, p. 424. Abgedruckt aus Ms. Sternb., p. 206.

Venedig sich treffen. Und da nun der Papst selbst Venetianer sei, so bäte er den Dogen, bei der Freundschaft, die sie beide verbände, er solle doch um der Gefahr willen, der Ungarn, Venedig, der Papst selbst in den Grenzen ihrer Gebiete ausgesetzt seien, allen Einfluß aufbieten, um die Wichtigkeit der böhmischen Hülfe im vorliegenden Falle ins rechte Licht zu setzen und den Papst ihm versöhnlich zu stimmen suchen.

Diesem Schreiben Vertrauen und Geltung zu verschaffen, die beigefügte Vertheidigungsrede zu commentiren, schrieb nun Gregor seine beiden Briefe vom 25. Januar und sandte sie mit dem des Königs zusammen ab; allerdings überschätzte er dabei den Einfluß, den er noch von der Zeit, wo er Sigismund's Sache gegen Nikolaus von Cusa in Venedig geführt, dort zu haben wähnte. — An wen der eine Brief [1]) gerichtet ist wissen wir nicht; nur so viel ist klar, es war ein Mann, auf dessen Freundschaft Gregor viel gegeben und der weniger warm in seiner Zuneigung, auf früher empfangene Briefe Heimburg's nichts erwidert hatte. So schreibt denn Heimburg, von vornherein etwas gekränkt darüber, daß keine Antwort eintreffe und bittet, der Freund möge das Versäumte nachholen. Was der König von Böhmen dem Dogen geschrieben habe, sei ernsthaft gemeint. Er wolle wirklich die Spannung mit dem Papste nicht aufs Aeußerste treiben und wenn der Doge ins Einverständniß mit Böhmen und Ungarn treten wolle, so werde er alle Hände dazu bieten, und aus der übeln Lage des Königs würde dann großer Segen erfolgen. Aus dem Briefe an Paul Maurizeno und des Königs, sowie dem beigefügten Entwurfe, könne er sehen, worin derselbe bestände. Schließlich bittet er ihn, den erwähnten Entwurf und die darin ausgesprochene Gesinnung vor dem

---

[1]) Düx, Nikolaus von Cusa, Bd. 1, S. 509 als Beilage IX aus Ms. Sternb., p. 559 u. 60 abgedruckt. Archiv österr. Gesch., Bd. 12, S. 334 fg. Im Ms. Sternb. ist der Brief kurz „Cuidam Veneto" überschrieben, und Höfler läßt ihn mit Unrecht an den erwähnten Franciscus gerichtet sein, an den schon der andere adressirt war. Die intimen Beziehungen, die Heimburg mit dem Adressaten zu haben schien, passen ebenso wenig auf Franciscus, da der König in seinem Briefe an ihn, von Heimburg, wie von einer fremden Person spricht, zudem würde Heimburg auch nicht an dieselbe Person an einem Tage zwei Briefe gesandt haben.

Dogen recht zu rühmen [1]), ehe die Gesandten den Papst gesprochen hätten, da der Papst, leichtgläubig wie er sei, sehr schnell durch falsche Gerüchte bestimmt werden und ehe sie noch ihre Vertheidigung Georg's eingereicht, gegen ihn eingenommen sein könne.

Der andere Brief [2]) ist an den Patricier Franciscus gerichtet, an den Georg schon geschrieben hatte. Er kündet ihm hier an, daß der König an den Dogen geschrieben und ihm die Copie der im Namen der Fürsten vor dem Papste zu haltenden Vertheidigungsrede zugesandt habe; der Wille der Fürsten, alles für Georg zu thun, sei der aufrichtigste. Die Könige von Ungarn und Polen liebten den König von Böhmen aufs innigste, wenn der Papst sie auch gegen ihn aufhetze. Der Kaiser pflege angstvoll seine Freundschaft; der König beobachte eine kluge Zurückhaltung und von Tag zu Tag könne man mehr erkennen, wie schlau und geistvoll er sei. Seine Absicht sei nun, die Venetianer zu Schiedsrichtern zwischen dem Papst und dem König zu machen. Der König von Ungarn verehre den König von Böhmen als Vater; ihre Freundschaft sei die wärmste, es käme nur darauf an, daß sie gegen die Türken ihre Macht wendeten. Daher werde der Senat Venedigs am besten thun, durch das Zusammentreten mit zwei bis drei Mächten eine Centralgewalt zu schaffen. Und wie die Türken bisher abwechselnd gegen Ungarn oder Venedig sich gewendet hätten, so würden jetzt die Böhmen sich zu ihnen gesellen. Dies Werk solle der Papst durch Milde und Persönlichkeit unterstützen, es würde dadurch mehr erreicht, als wenn er Geld, wie sein Vorgänger, zusammenscharre. — Daß diese Bemühungen des Königs und Heimburg's nichts gefruchtet, zeigt die Folge. Heimburg hatte sich, wie gesagt, über seine Bedeutung getäuscht; die Venetianer hatten nichts als schöne Worte und übten sonst eine scheue Zurückhaltung. Ein späterer Brief [3]), den Gregor am 15. September desselben Jahres an einen unbekannten Venetianer schrieb, sagt so ziemlich dasselbe und hatte ebenso wenig Erfolg:

[1]) Collaudandam, eine Conjectur Höfler's im Ms. Sternb. colandam.

[2]) Archiv für Kunde österr. Gesch., Bd. 12, S. 384. Dür, a. a. O., Bd. 1, S. 510 fg., Beil. X.

[3]) Dür, Nikol. v. Cusa, Bd. 1, S. 511 fg. als Beil. XI abgedruckt aus Ms. Sternb., p. 409—411.

Er erwähnt darin jenes ihm unbekannten Edlen, Namens Emo, der von den freundschaftlichen Gesinnungen Venedigs gegen Georg geschrieben und über dessen Person Gregor ins Klare kommen möchte, ob er derselbe sei, der am venetianischen Hofe so viel gelte. Man wolle ihm dann antworten und weiteres von ihm erfahren. Der Papst sei nach wie vor erzürnt. Des Kaisers Vermittelungen trügen nicht den Stempel der Wahrheit. Venedig müsse an der Versöhnung des Papstes wirklich liegen, da in Ungarn, einer so bedeutenden Hülfsmacht, fast die ganze Ritterschaft für Georg sei; gerade diejenigen, deren Burgen er, als er noch Gubernator gewesen, da sie ein reines Räuberleben geführt, geschleift hätte, die aber nun Kriegsdienste in Oesterreich, Baiern und Ungarn genommen hätten und deren Kern jetzt auch in Ungarn sei, weil die Gelegenheit zum Kriege die größte gewesen wäre und außerdem das fruchtbare Land sie angezogen hätte. Sie würden die gewaltigste Truppenmacht gegen die Türken bilden. Würde aber der König vom Papste in solcher Weise behandelt, so würden sie vielleicht ganz mit den Türken Frieden schließen und dann gegen den Papst und Venedig sich wenden. Der Doge Pasqual habe die Ungarn die Vormauer gegen die Türken genannt. Ueber Venedigs Schicksale handele es sich, wenn über Ungarn verhandelt würde. Sie sollten demnach dafür sorgen, daß der König über die Gesinnung der Republik ins Klare käme. Er wolle sich bemühen, Gelegenheit zu Unterhandlungen zu geben, wenn nicht der Papst dazwischentrete, dessen Censuren kraftlos zu machen das Bestreben aller sein müsse.

Im engen Zusammenhange mit der Veranlassung zu den vorhergehenden Briefen steht ein Brief Martin Mayer's vom 12. Februar 1467. Schon am 26. Januar hatte Mayer an Heimburg geschrieben, mit dem er etwas auseinander gekommen sein mußte; wenigstens deuteten einige Punkte in dem Briefe darauf hin.

Den Tag darauf nämlich, als er seine beiden Briefe mit dem des Königs Georg nach Venedig gesandt, also am 26. Januar, empfing Heimburg einen Brief seines frühern Freundes des ehemaligen mainzer Kanzlers Dr. Martin Mayer. Eine Kluft war zwischen beide Männer getreten; das geht aus diesem Briefe unleugbar hervor. Mayer war ein viel feinerer Politiker wie Heimburg, aber ihm fehlte Heimburg's

heroischer Sinn; er blieb den Ansichten, die er früher vertreten, nicht ganz treu und er hatte, als die warme Neigung des Herzog Ludwig von Baiern für Georg erkaltet war, sich auch kälter und fremder gegen den König benommen, als in früheren Tagen. Er that damit nur, was alle andern thaten, aber er fühlte wohl, daß Gregor, der auf seinem Standpunkte bis zum letzten Blutstropfen verharrte, dergleichen ihm nicht nachsah, wie denn einige Briefe [1]), die er von Gregor empfangen, ihm das bemerkbar gemacht haben müssen. Er sucht ihn hier zu versöhnen.

Er gedenkt der schönen Tage von Nürnberg, der väterlichen Zuneigung, des brüderlichen Vertrauens, womit Gregor ihn beglückte, und beklagt, daß der Freund jetzt ihn in seinen Briefen gekränkt und verletzt habe. Das sei nicht wahre Freundschaft, einem anderen feindlich gegenüberzutreten, ihn hinterrücks anzugreifen, wenn man ihm vorher freundlich gesinnt gewesen. Nun glaube er zwar nicht, daß die Pfeile, die Heimburg auf ihn abschieße, seine eigene Erfindung seien, dennoch hätte er ihm als wahrer Freund die Sache vorhalten, mit niemand anderem eher darüber reden sollen, als mit ihm. Er kommt nun, indem er sich etwas eitel mit den größten Männern der Gegenwart und Geschichte vergleicht, auf die bekannte Klage über die Verleumdungen der Welt; es sei schließlich besser, Talent und Geist verborgen zu halten, um nur nicht durch solche Verleumdungen gequält zu sein. Darauf geht er auf den Vorwurf ein, der ihm gemacht worden, daß er nämlich ein Vielwisser sei. Er entwickelte den Begriff der Weisheit als einen vom Vielwissen gänzlich getrennten. Weisheit sei ein göttliches Geschenk, zu dem, wie Cicero sage, oft nur das höchste Alter gelange; nur die größten Männer seien im Besitz derselben gewesen, und Pythagoras selbst habe sich nie einen Meister, sondern nur einen Freund der Weisheit genannt. Gut wäre es, wenn es so viele Weise gäbe, als sich so nennten. Viele sehr gebildete Männer hielten sich dafür, seien es aber durchaus nicht. Es sei ein Unterschied, verständig zu reden, sich zu benehmen

---

[1]) Dür, Nikol. v. Cusa, Bd. 1, S. 514—16 als Beil. XIII abgedruckt aus Ms. Sternb., p. 409—411. Archiv für Kunde österr. Geschichtsquellen, Bd. 12, S. 329.

als solcher und ein Weiser zu sein. Daß Heimburg den Wunsch ausgesprochen, der Herzog [1]) möge künftige Verhandlungen mit ihm durch Doctor Friedrich [2]) führen, verletze ihn; man solle in der Freundschaft nicht wie bei Pferden, jedes junge dem alten vorziehen. Heimburg möge seiner nicht überdrüssig werden, durch neue Freunde ihn nicht verdrängen; er solle doch fortfahren, wie bisher, ihn zu erfreuen und zu erquicken. Auch er würde ja Gregor beim König verleumden können, wenn er wollte, so könne er selbst bei Heimburg verleumdet worden sein. Es folgt nun die Beschreibung des Factums, wegen dessen Heimburg ihn wol zur Rede gesetzt und ihm einige unangenehme Dinge gesagt hatte. Er versichert, dem König von Böhmen nach wie vor treu zu sein und so würden sie auch Freunde bleiben können. Das Seine wollte er thun, die Differenz zwischen Papst und Kaiser auszugleichen oder die Censuren wenigstens hinauszuschieben. Wenn Heimburg auch ein kluger Mann sei, so solle er seinen alten Freund, der ihm oft gedient, nicht verachten und seinen Ruhm nicht beneiden, sondern auf der Bahn des Rechten bleiben, dann werde der Neid schon von selbst wegfallen. Uebrigens solle er recht bald antworten.

Der andere Brief [3]) Martin Mayer's vom 12. Februar, als Einschluß eines kleinern Schreibens an den königlichen Secretär, den Propst Paul von Zderaz, ist eine Antwort auf ein, wie es scheint, freundschaftliches und wärmer gehaltenes Schreiben von seiten Gregor's und enthält eine Kritik des Heimburg'schen Entwurfs zur Instruction der fürstlichen Gesandten, die zu Gunsten Georg's nach Rom ziehen wollten. Mit fließender Beredtsamkeit schildert er seine Freude über die Liebenswürdigkeit, den reichen Geist, der aus diesem Schreiben ihm aufs neue entgegengeleuchtet, wobei er wiederholt versichert, daß er nicht schmeichle, da er wohl wisse, daß Schmeichelei bei einem Manne wie Gregor nicht angebracht wäre, der nicht wie ein Weib Lust am äußern Tand hätte, dessen Seele vielmehr auf so ernste

---

[1]) Wol der Herzog von Baiern.

[2]) Eine mir unbekannte Persönlichkeit.

[3]) Archiv für Kunde österr. Geschichtsquellen, Bd. XII, S. 331, und Ms. Sternb., 411—413. Düx, Nikolaus von Cusa, Bd. I, S. 517 fg.

Studien gerichtet, der mit so viel Keuschheit, so reinen Grundsätzen durch das Leben gegangen sei. Deshalb und weil sie in diesem sittlichen Punkte eins wären, wären sie auch Freunde und so sollte Gregor denn auch offen sein gegen ihn. Freunden zieme es doch, sich alles mitzutheilen, was die Seele bewege. — Nach dieser Einleitung geht er auf die politischen Zustände über. Gregor habe die Art und Weise der Fürbitte der Fürsten beim Papste, wie sie auf dem Nürnberger Reichstage beschlossen sei, getadelt und eine neue Form verfaßt, die er — Mayer — nur billigen könne, wenn er auch zu einem vorsichtigern und gemäßigtern Tone rathen müsse, da der Papst auf dem Wege des Schreckens schwerlich zu überwinden sei, weil er unter dem Zeichen des Löwen geboren. So thäte denn Heimburg gut, einige allzu große Härten in seiner Schrift auszulassen. Was, zum Beispiel, sollten die Ausfälle auf Fantin bewirken, daß er, statt in Nürnberg vom Türkenkriege zu reden, gegen König Georg die Fürsten aufgemahnt? Was die Versicherung von der Unerschütterlichkeit der Gesandten des Königs, die fest, ohne durch Schmähungen sich irre machen zu lassen, ihre Zwecke verfolgt hätten? Ebenso wenig Vortheil könne es der Sache des Königs bringen, die Fürsten gegen die päpstlichen Schritte aufzureizen, durch Beleidigungen den Papst nur um so strenger zu machen. Gregor müsse festhalten, daß die Fürsten hier die Vermittelung übernehmen sollten, deshalb solle er sie nicht als Parteimänner des Königs hinstellen wollen, es würde das ja nur ihren Einfluß beim römischen Stuhle verringern und die friedlichen Verhandlungen stören. Jedwede Parteilichkeit, jedweder Verdacht derselben müsse vermieden, wie gesagt, seiner Heiligkeit eher geschmeichelt, als trotzig gegenübergetreten werden. Auch solle Heimburg nicht zu viel von der Geschichte und Beschaffenheit des böhmischen Landes reden, noch weniger aber mit der Stärke und Anzahl der böhmischen Truppen drohen; es wäre dies eine Unterschätzung anderer Mächte und sehe wie Prahlerei aus. Die Fürsten könnten ja alles Gute von den böhmischen Truppen sagen und brauchten doch nicht ihre eigenen Kräfte so niedrig hinzustellen. Daß Georg in der Rede, die die Gesandten der Fürsten vor dem Papste halten sollten, den königlichen Titel beizubehalten wünsche, sei berechtigt, denn der Kaiser habe Georg als König anerkannt, die Kurfürsten ihn aufge-

nommen, die Fürsten der ganzen Christenheit ihn dafür gehalten; eine solche Beraubung des Titels, wie sie der Papst sich erlaubt, bestehe nicht zu Rechte, und er wie sein Herr werde es gerechtfertigt finden, wenn Georg nicht anders als „König" genannt sein wolle. Freilich sei es etwas anderes dadurch geworden, daß der Papst den König factisch entsetzt und in Bann gethan, sowie jedermann verboten habe, ihn fürder König zu nennen; das sei allerdings ein schwieriger Punkt, worauf hin der Papst die ganze Gesandtschaft zurückweisen könne. Vielleicht fände sich ein Ausweg, wenn man Georg statt König „Regent" benennte. So hoffe er die geeigneten Mittel an die Hand gegeben zu haben, um den Papst zu vermögen, die Gesandtschaft zu hören, die Sache beizulegen, oder hinauszuschieben. Zum Schlusse bittet er Gregor, den König zur Annahme seiner Vorschläge zu bewegen, was ihm selber bald Frieden, Gregor hingegen Ehre und Ruhm verschaffen würde.

Dieser Brief ist, wie gesagt, einem andern an Propst Paul, dem königlichen Secretär [1]) beigeschlossen, der eine Antwort enthält auf ein Schreiben, das der König dem Briefe seines Secretärs beigelegt und worin er einige Fingerzeige über die Art seiner Vertheidigung beim Papste gegeben hatte. Mayer versichert, daß sein Herr nur die Gesinnungen der andern Fürsten erforschen wolle, um dann energisch vorzugehen, wie dies aus den Briefen des Erzbischofs an den König und aus seinem eigenen Schreiben an Heimburg genugsam hervorgehe. Uebrigens versichert er seine unausgesetzte Ergebung gegen Georg und theilt noch im geheimen mit, wie die Gesandten des Polenkönigs Tags vorher mit seinem Herrn verhandelt und wie sie sich für die aufrichtigste und freundlichste Gesinnung desselben verbürgen könnten.

Im übrigen ist dieser Brief in ein echt diplomatisches Dunkel gehüllt, und aus den Redensarten und Unbestimmtheiten desselben läßt sich weder von der Gesinnung, die der Schreibende hegt, noch von dem Thatbestand, von dem er berichtet, etwas Sicheres sagen. Wir sehen nur, daß bei aller Liebenswürdigkeit, allem Geiste eine

---

[1]) Paulo Secretario regali, Archiv für österr. Geschichtsquellen, Bd. XII, S. 333 fg.

gewisse Aengstlichkeit und Zurückhaltung Dr. Mayer beherrscht, die ihn unfähig machte die kühne Politik des Königs fürder zu leiten. Ob übrigens der Rath Mayer's bei Heimburg von Einfluß gewesen, ist sehr zweifelhaft; wenigstens waren die später abgefaßten Schriften für den König nicht im Tone einer schmeichelnden Unterwürfigkeit und eines sanften Nachgebens geschrieben; auch wäre Heimburg bei seiner Natur dergleichen zu schwer geworden. Zudem konnte er Mayer nicht recht trauen, was schon aus dem Bemühen desselben hervorgeht, sein Vertrauen und seine Neigung zu gewinnen. Heimburg hielt ihn nicht für ehrlich und auch diese Briefe scheinen nicht dazu beigetragen zu haben, die Erkältung, die gegen den alten Freund eingetreten war, ganz zu beseitigen. Im Gegentheil scheint der Verkehr zwischen beiden schwächer und schwächer geworden zu sein, bis zuletzt der offene Bruch beide trennte. Der derbe, gerade Mann konnte sich mit dem scheuen Diplomaten nicht mehr vertragen.

Neben dieser nimmt noch eine andere Correspondenz unsere Aufmerksamkeit in Anspruch, entschieden diejenige, welche auf den immer gesteigerten Haß Gregor's gegen den Kaiser das grellste Licht wirft: ich meine die mit dem Ritter Georg von Stein, der ehemals Kanzler Erzherzog Albrecht's und auf diese Weise auch mit Heimburg befreundet, jetzt das Haupt der misvergnügten Adelichen in Oesterreich war und schon früher im offenen Aufruhr gegen Friedrich sich befunden hatte. Es war ein gelehrter und rechtskundiger Mann, wie aus Heimburg's Briefen an ihn hervorgeht, und scheint schon früher mit Gregor in Briefwechsel gestanden zu haben. Wenigstens ist der erste Brief Gregor's an ihn, den wir besitzen, eine Antwort auf einen früher von Stein geschriebenen. — König Georg hatte, nachdem er des Kaisers Untreue und Undankbarkeit auf dem Nürnberger Reichstage kennen gelernt und seine früher dem Kaiser gegen dessen eigene Unterthanen geleisteten Dienste gänzlich vergessen gesehen hatte, von Zorn übermannt, Entschädigung für die gebrachte Hülfe von Friedrich verlangt. Dieser hatte darauf den Gesandten Georg's durch den Erzbischof von Gurk sagen lassen, daß Georg's Truppen in Oesterreich Schaden genug gethan und deshalb eine solche Geldentschädigung zu fordern, dem König nicht zukäme. Darin hatte er allerdings recht, daß die böhmischen und mährischen Söldner in Oesterreich plündernd

und raubend umhergezogen waren, aber des Kaisers an vielen Orten bewiesener Geiz war daran schuld gewesen und er hatte jene Banden selbst angewiesen, den Sold, den sie anderswie nicht erhalten konnten, von dem Eigenthume seiner eigenen Unterthanen zu erpressen. Jetzt nun als Georg seine Forderung an ihn stellte, hatte er ihn auf diese Thatsachen hingewiesen. Georg hatte dagegen voll Wuth seine Maßregeln ergriffen, die wenn auch an und für sich nicht zu rechtfertigen, doch in dem kleinlichen Benehmen des Kaisers eine Erklärung finden. Er warf Zündstoff in jene unruhige Gährung in Oesterreich, die oftmals niedergeschlagen, dennoch fortschäumte, und setzte sich mit den österreichischen Insurgenten, Georg von Stein, den Eizingers, den Puochhaim, in geheimen Verband. Die Correspondenz darüber scheint Gregor von Heimburg geführt zu haben, den sein Haß gegen den Kaiser dazu sehr bereit finden ließ. In diese Zeit gehören nun die vorliegenden Briefe, die interessante Einblicke in diese trostlos verworrene Zeit gewähren.

Für den ersten Brief [1]), bei dem das Datum fehlt, ist es allerdings schwer, eine bestimmte Stellung und einen bestimmten Bezug nachzuweisen, da gar kein Factum erwähnt wird und die Thatsachen zwischen beiden Männern vollkommen abgeredet sein müssen. Es handelt sich um einen Contract, der, wie es scheint, nicht eingehalten war. Häufige Citate der Rechtsquellen sollen diesen Contractbruch als solchen beweisen und in seiner Schändlichkeit darstellen. Dies ist in kurzem der Inhalt, wie es scheint eine Antwort auf eine Anfrage des Ritters, was in einem besondern Rechtsfalle der Art zu thun sei. Höchst wahrscheinlich war es jener Vertrag, den der Kaiser mit dem Böhmenkönig wegen Zahlung der bewußten Geldsumme geschlossen hatte, und dem der Kaiser nicht nachkam, eine That, die auf dem Wege des Gesetzes von Gregor verdammt wird.

Ein zweiter Brief, vom 31. Januar 1467, behandelt dieselben Verhältnisse, doch berührt er die einzelnen Thatsachen mit mehr Ausführlichkeit. Der König habe den Kaiser durch seine Gesandtschaften ernsthaft ermahnt, von Gewaltschritten gegen die Misvergnügten ab-

[1]) Archiv für Kunde österr. Geschichtsquellen, Bd. XII, S. 336.

zustehen, da er sonst gezwungen sei, seine Partei zu vertheidigen: Werde der Kaiser einen Angriff auf die Insurgenten zugeben, so würde König Georg ihnen sicherlich helfen. Der elende Kaiser habe nun sogar diejenigen Böhmen unter seine Fahnen verlangt, die bisjetzt für Stein gekämpft. Herzog Albrecht halte es für eine große Ehre[1]), die Hauptmannschaft zu übernehmen, und bedenke nicht wie unwürdig gerade dies für einen Fürsten wie er wäre, für eine solche Sache das Schwert zu führen.

Inzwischen war aber Heimburg's Erbitterung gewachsen. Die Aussicht eines Vertrags, der zu Neuhaus zwischen den aufständischen Baronen Böhmens und Mährens unter der Anführung von Sdenko von Sternberg und zwischen König Georg im Februar zu Stande kommen sollte, war wiederum vereitelt worden und zwar durch die Intriguen des Kaisers. Frecher hatten darauf die Rebellen ihr Haupt erhoben; außerdem hatte man den Sieg, den König Matthias von Ungarn über die Brüderrotten an der mährischen Grenze errungen, als Vorwand benutzt, den König von Böhmen eines geheimen Zusammenhaltens mit den Ketzern zu beschuldigen, da er dieselben nicht bei Zeiten unterdrückt hätte. Aus dieser Stimmung heraus ist der dritte, vom 20. Februar 1467 aus Prag datirte Brief Heimburg's an Stein geschrieben.

Die Aufständischen in Oesterreich müssen in Nachtheil gekommen sein; indeß hegt Heimburg doch die Hoffnung, daß da nur in äußern Dingen ein Schade erlitten sei, Herzog Albrecht aber die Hauptführer der Bewegung bisjetzt unangetastet gelassen habe, die Sache der Misvergnügten schon wieder mehr zur Geltung kommen werde. Zwar thue es ihm leid, daß Herzog Albrecht überhaupt zu einer solchen Execution sich misbrauchen ließe, er, dem er lieber ganz Steiermark und Oesterreich zugewendet hätte, wenn er nicht solche Streiche gemacht. Der Rest des Briefes ist ein Geheimniß, das Heimburg unter vier Augen bewahrt zu sehen wünscht. Er erkundigt sich, ob Wilhelm von Puochhaim, einer der Hauptgenossen Georg's

---

[1]) Dieser Herzog kann, wie aus dem folgenden Briefe hervorgeht, nur ein österreichischer Prinz sein. Welcher? ist ungewiß. Vielleicht ein Sohn Herzog Sigismund's von Tyrol.

von Stein, etwa der Sohn eines Herrn von Lichtenwerde sei, dem er sehr viel Dank schulde, welchen er auch auf den Sohn übertragen werde. Zugleich erbittet er sich genauere Nachrichten über den Gang der österreichischen Bewegung, wozu er vor allen einen gewissen Apello und Benes qualificirt. Daß es zum Kriege zwischen dem Kaiser und seinem König kommen müsse, sei es offen oder versteckt, unterliege keinem Zweifel. Der Kaiser habe den Vertrag von Neuhaus vereitelt, wonach die Rebellen sich frecher als je erhoben hätten, habe die Besiegung der Brüderrotten durch die Ungarn Georg als eine Laßheit im Glauben vorgeworfen, während doch der König dadurch genug gethan habe, daß er die übrigen Böhmen und Mähren, was ihm kaum möglich gewesen, abgehalten hätte, den Brüdern zu Hülfe zu eilen. Er habe den Ungarn erst durch seine Kraft, mit der er jeden Zuzug zum Heere der Brüderrotten mit starker Hand verhindert, den Sieg möglich gemacht; ihr Prahlen, als ob es ihrer erst bedurft hätte, jene zu schlagen, sei deshalb höchst unangemessen. — Zu der Angelegenheit Stein's zurückkehrend, verlangt er nähere Nachrichten über die Gefangenen, die er gemacht, über das Geld, das er gewonnen, über etwaige Ränke und Parteiungen, die gegen ihn ausgebrochen wären, wobei er ihn warnt, ja sich umzusehen, um nicht am eigenen Busen eine Schlange zu nähren. Natürlich bedürfe es dabei der Behutsamkeit; er solle auch keineswegs auf Anschwärzungen hin allzu leichtgläubig sein, sondern mehr auf das achten, was er unter der Hand erfahren könne. Das sei die rechte Vorsicht. Er rathe ihm nicht, sein Benehmen zu ändern; Stein verstehe hinlänglich eine rauhe Gesinnung unter freundlichem Antlitz zu verbergen. Er hoffe übrigens, Stein werde es nicht übel nehmen, was er geschrieben, da er ihn selbst oft Vater genannt und eine väterliche Gesinnung ihn an den Freund fessele. Uebrigens habe der König Freude an seinen Fortschritten und hoffe ihm später zu Hülfe kommen zu können. Vor allem soll er seine Verbindungen mit Wien nicht fallen lassen, und sehen, ob er nicht, falls der König von Böhmen ankäme, ihm gerade dort Einlaß verschaffen könnte. Fern sei der Augenblick nicht mehr. Der König habe schon an den Kaiser geschrieben und ihn in seinen Briefen als einen hinterlistigen Verleumder behandelt. Um so eifriger solle sich deshalb Stein bemühen, daß das böhmische

Heer bei seiner Ankunft durch seine Vermittelung Wien und die umliegenden Orte, sei es durch Waffengewalt, sei es durch Friedensversprechen in die Hände bekäme. Sein Schade solle es nicht sein. Uebrigens solle Eizinger und seine ganze Partei sich bereit halten, wie der königliche Brief besage. Mit Entschuldigungen wegen seines vielen Schreibens, mit Glückwünschen wegen Einnahme einer kleinen Festung durch Stein, über die man sich allenthalben so gefreut, schließt dieses Schreiben und verspricht, daß Heimburg nach der Rückkehr des böhmischen Gesandten, Benes von Kolowrat, neue Mittheilungen machen wolle.

Zwei Tage darauf sandte Gregor wiederum einen Brief an Georg von Stein [1]), der voll Versicherungen der Dankbarkeit für die von Stein ihm bewiesene Liebe, in großer Eile geschrieben ist, aber nichts von Bedeutung bringt. Er versichert übrigens, daß er sich mehr und mehr vom Rathe zurückziehe und daß, wenn er in einer verwickelten und gefährlichen Sache zu Rathe gezogen würde, ihm die Verantwortung zu groß sei. Ihm würde es dann gehen wie dem Formio im Lustspiel, dem der Jüngling sagte: „Auf dir lag alle Hoffnung, du hast die Sache allein so verfahren.“ So unterstütze er wohl anderer Rathschläge, schweige aber mit den eigenen. Eine Nachschrift versichert noch, daß wenn in einem Contracte der eine Theil seine Verbindlichkeiten nicht erfülle, auch die Verpflichtungen des andern gelöst seien.

Außer diesen vier Briefen sind, wie gesagt, keine an Georg von Stein vorhanden. Wenn sie auch sonst ohne eigentlichen Werth sind und die oft geschwätzige, mit Citaten spielende Weise Heimburg's störend hervortritt, so sind sie doch ein Zeugniß dafür, wie tief die Politik Georg's von Podiebrad mit den revolutionären Elementen sich verknüpft hatte, bis zu welchen äußersten sie kam, ihrer Oppostition gegen Kaiser Friedrich Geltung zu verschaffen. Wenn auch diese Beziehungen geheim gehalten wurden, so wird doch wenigstens eine Ahnung davon unter den andern Fürsten geherrscht haben; und wir lernen begreifen, wie verhaßt der Kaiser war, daß keine Hand sich

---

1) Eine Antwort auf ein Schreiben Stein's, in dem er Heimburg's ersten Brief über das Wesen des Contractes erwiedert, worauf die Nachschrift führt.

regte, ihn vor der Coalition eines noch dazu ketzerischen und excommunicirten Königs mit den Aufwieglern im eigenen Stammlande zu schützen; wir lernen begreifen, zu welchem Einflusse Georg gelangt sein mußte, daß er trotz dieses verwegenen Beginnens, alle deutschen Fürsten für sich behielt. Daß in diesen gewaltsamen Schritten, obgleich er in seinen letzten Briefen an Stein es leugnet, Gregor von Heimburg des Königs rechte Hand war, ist sehr wahrscheinlich. Diese Art der Politik war sein Element und sein Haß gegen den Kaiser fand darin wahre Nahrung. Es mochte darin gewiß noch vieles durch seine Hand gegangen sein, wovon wir nichts wissen.

Wichtiger aber als alle diese Fäden, die Gregor im Interesse seines Herrn bald hier, bald dort anknüpfte, waren ihm die fortgesetzten freundlichen Beziehungen zum König Matthias von Ungarn, die in letzter Zeit wieder sehr wankend zu werden drohten. Auch in diesem Interesse unterhielt er Correspondenzen mit dem schon mehrfach erwähnten Erzbischof von Gran, und grade in diese verhängnißvolle Zeit fallen einige Briefe Heimburg's, die diese Intention deutlich an den Tag legen. König Matthias von Ungarn war der verhängnißvollste Factor im großen politischen Spiele geworden. Der Papst, seit dem Auftreten Fantin's in Nürnberg allgemein gehaßt, sah immermehr ein, daß seine Opposition gegen Georg, ohne Waffengewalt, jetzt eitel Wortkram und Schreiberei sei; daß er beim Kaiser, den seine eigenen Erblande immer im Schach hielten, diesen Anhalt nicht finden konnte, wußte er selbst am besten. Seine Augen hatten sich deshalb auf Polen und Ungarn gerichtet. Kasimir von Polen zeigte wenig Willfährigkeit; desto mehr Hoffnung setzte Paul auf Matthias.

Gelang diese Verbindung zwischen Ungarn und dem Papste, so wäre König Georg's Throne der Grundpfeiler unterwühlt worden, deshalb das schonende Auftreten Georg's und Gregor's von Heimburg selbst den anmaßendsten Herausforderungen dieses Königs gegenüber und das stete Betonen des Gedankens, eine Allianz zwischen Ungarn und Böhmen zu bilden, die eine Vormauer der Christenheit für ganz Europa zu werden verspreche, auch in diesen Briefen, wie wir es schon in dem vom 3. Juli 1466 datirten Schreiben an den Erzbischof gesehen. Ehrgeiz und Macht waren die beiden Köder, die Matthias' kalte, egoistische Seele allein überwinden

konnten. Rom hatte sie nicht gespart, auch Georg suchte sie anzuwenden, leider ohne Glück. Von diesem Standpunkte aus sind die folgenden Briefe Gregor's zu beurtheilen. Zwar wissen wir nicht, ob und wie viele ihnen vorangegangen, doch läßt alles auf ein schon früher begonnenes und gepflegtes Correspondenzenverhältniß mit dem Erzbischof schließen.

Der erste Brief ist vom 10. Januar 1467 [1]) datirt. Er beginnt mit vielen Ausdrücken des Dankes für den ihm vom Erzbischof übersandten Brief. Obschon er dessen Liebe gewiß gewesen sei, so habe er doch gefürchtet, daß des Papstes und des Kaisers Hetzereien ihm auch bei seinem alten Freunde geschadet hätten, um so mehr freue er sich der unveränderten Gesinnung desselben. Zugleich danke er ihm für seine Empfehlung beim König. [2]) Er schätze es nicht gering, da er nach Ehre und Ruhm strebe, wovon ja, wie sie sich auch stellten, kein Mensch frei sei. — Darauf kommt er auf seine speciellern Absichten zu sprechen. Eine wie es scheint weniger bedeutende Persönlichkeit [3]), hatte sich über das intendirte Bündniß zwischen Matthias und Georg in sehr wenig ehrerbietiger Weise ausgesprochen, es sogar eine Verschwörung genannt. Gregor erbietet sich, falls es der Mühe werth sei, mit jenem darüber zu disputiren, ob er ein Recht habe, das Bündniß zweier Fürsten eine Verschwörung zu nennen. Die Unterthanen, die ohne Befugniß ihres Herrn zusammenkämen, hielten eine unerlaubte Verbindung (collegium illicitum). Die Fürsten aber, die sich vereinten des gemeinsamen Friedens halber, schütze ihre Regentenpflicht; wenn sie aber den Frieden ertrotzen und wegen eines Uebergriffs ihrer Unterthanen zur Grausamkeit sich verleiten ließen, so maßten sie sich mit Gewalt an, was ihnen die Gerechtigkeit freiwillig gegeben hätte. Wenn eine Verbindung das Recht verachte, sei sie Verschwörung, und der königliche Name schütze nicht vor einer solchen Benennung.

---

[1]) Düx, Nikolaus von Cusa, Bd. I, S. 504, als VI. Beilage. Archiv für Kunde österr. Geschichtsquellen, Bd. XII, S. 339. Eine Antwort auf einen Brief des Erzbischofs.

[2]) Was damit gemeint sei ist uns unklar; vielleicht hatte Gregor auch für König Matthias Geschäfte besorgen wollen, wie er es früher gethan zu haben scheint.

[3]) Vielleicht Fantin, oder Gabriel Rongoni.

So werde erzählt in der alten Geschichte, daß 30 Könige sich verschworen hätten, die aber von Marius und Cäsar geschlagen worden seien. — Was jenen Schwätzer beträfe, so wolle er, wenn derselbe hinreichende Kenntniß besäße und sich belehren ließe, gern mit ihm disputiren. Mit herzlichen Schlußworten schließt er. Der Brief ist nur die Einleitung zu wichtigern Mittheilungen.

Ein anderer Brief Heimburg's folgt am 25. Januar. [1]) Gregor sieht mit Freuden einen Vertrag Herrn Albrecht's, des Hauptmanns der Lausitz, mit dem König von Ungarn erneuert, ebenso freut er sich der Anschauungen, die der Erzbischof über das Concil hat, welcher das Decretum frequens mit Recht die wahre Pflege des Ackers des Herrn nenne. Der Papst suche mit seinen Cardinälen dies Decret zu verleumden, das von der Unterordnung zweier Päpste, Johann's XXIII. wie Gregor's XII., unter das Concil Zeugniß ablege, von der Unterwerfung, die Papst Benedict in Constanz für Spanien, Aragon, Castalien, Galicien, Portugal geleistet habe, zu schweigen. Als Papst Gregor XII. seine Macht abgelegt, habe er gewußt, daß er in die Hände des Concils gegeben sei, daß das Concil eher gewesen sei, als er. Ebenso hätten die Könige und Prälaten damals gethan, sodaß man nie daran gedacht hätte, daß dasselbe erst durch einen neuen Act wieder ins Leben gerufen werden müsse. Dieser Act sei schon geschehen, sodaß man ohne Bedenken den Concildecreten zu gehorchen habe. Damit stimme die alte Kirche, namentlich die Bestimmungen der dritten, vierten und elften Toletanischen Synode überein. Früher seien nun 18 Jahre zwischen jedem Concile verflossen; das Constanzer Concil habe diese Zwischenzeit auf 10 verkürzt. Kein Concil solle aufgelöst werden, ehe der Ort für das künftige bestimmt sei. Diese heilsame Verordnung habe der Kaiser um der Bezahlung von 100000 Dukaten willen verkümmern lassen, dem Papst Eugen einfach angehangen, sodaß das Baseler Concil, wie ein Docht ohne Oel ausgelöscht sei. Als Papst Felix seinen baldigen Fall gesehen, habe er das decretum frequens in Kraft setzen und ehe das Concil sich in Rauch auflöste, einen andern Ort zur Haltung desselben bestimmen wollen. Allein schon habe Papst Nikolaus, Eugen's Nachfolger, die Reste desselben

[1]) Archiv für Kunde österr. Geschichtsquellen, Bd. XII, S. 339 fg.

mit Geld bestochen gehabt. Die einzige Spur finde sich allein noch beim König von Frankreich. Zum Schluß wünscht er noch, daß Gott das Vorhaben des Bischofs (welcher Art es war, ist bekannt) unterstützen möge.

Der gleichen Tendenz dient ein anderer Brief vom 19. Februar. Er ist unmittelbar nach jenem Siege, den der König von Ungarn gegen die mährischen Brüderrotten erkämpft hatte, geschrieben, bei welchem Anlaß König Georg des geheimen Einverständnisses mit den Sectirern beschuldigt wurde, ein Verdacht, von dem ihn zu reinigen, Gregor schon gegen Georg von Stein bemüht war; er versucht es jetzt aufs Neue. Es war so leicht nicht, besonders da ein Rassenhaß zu Tage trat und die Ungarn mit den Mährischen Brüdern die ganzen hussitischen Böhmen vermengend, wesentlich auch gegen Georg zu kämpfen vermeinten. Heimburg äußert seine Freude, die er über des Matthias Sieg empfunden, und macht die Mittheilung, daß der mit den übrigen Böhmen, die den Brüderrotten zu Hülfe hatten eilen wollen, beschäftigte König, schon daran gedacht hätte, ihm Hülfstruppen zu senden. Georg habe alles gethan, das Reich Ungarn von Plünderung zu retten, und habe durch Befreiung aller gefangenen Ungarn, durch Zerstörung und Uebergabe aller Grenzfestungen, seine aufrichtige Gesinnung gegen Matthias genugsam an den Tag gelegt.

Aufs neue kommt er dann auf jenen schon vorher erwähnten Brief zu sprechen. Wie Unrecht es sei, daß eine Verbindung, wie sie der König von Böhmen mit Matthias von Ungarn bezwecke, eine Verschwörung genannt werde. Er habe in einem Werke, was auf seinen Rath hin zu der Zeit, als Ladislaus noch lebte und er damals die Bekanntschaft des Erzbischofs gemacht habe, über die Concilien erschienen sei, darauf aufmerksam gemacht.[1]) Dort werde allerdings in den Decreten der Synode von Chalcedon, die sogenannte fratres verboten.

Wie nun die Fürsten sich untereinander verbunden hätten, so sollten es auch die Völker thun; die Hunnen und Pannonier sollten nicht die böhmischen Slawen wie Scythen, Gothen, Illyrier oder Lykurner be-

---

[1]) Ein neuer Beweis der allseitigen, auch auf dem historischen Gebiete sich bewegenden Thätigkeit Heimburg's.

trachten, nicht glauben, daß sie das Palladium der Minerva, ohne den von Böhmen davon getragen hätten, der die wilden Löwen wohl König eingeschlossen gehalten. König Georg habe deshalb ein vertrauliches Schreiben an König Matthias abgesandt, um sich von jedem Makel und jeder Befleckung, die ihm betreffs seiner aufrichtigen Gesinnung gegen Matthias zugefügt worden sei, zu reinigen.[1]) Ebenso habe er an den König von Polen, der jetzt in Litauen verweile, geschrieben; bei dem durch den Legaten Lavant Georg genugsam angeschwärzt worden sei, doch habe der König von Polen durch seinen Gesandten Johann von Ostrorog sich von der Wahrheit überzeugt und darauf sogar dem König einen neuen Vertrag angeboten. Was er auf das Schreiben, das Georg jetzt an denselben gesandt, antworten werde, das wolle er dem Erzbischof mittheilen. Er bittet zum Schlusse noch um Entschuldigung wegen seines ungeglätteten Styls und ersucht den Erzbischof, ihn dem König Matthias zu empfehlen, dem er sobald als möglich selbst sich vorzustellen gedenke.

Heimburg's Brief war ein Commentar zu dem zwei Tage später abgesandten Briefe des Königs, der gegen die Beschuldigungen, die gegen ihn und sein Volk ausgesprochen, als ob sie das Bündniß mit Matthias nicht gehalten, mit den Rotten gemeinsame Sache gemacht hätten, aufs schärfste sich verwahrt und eine solche Beschuldigung von seiten des Matthias für unmöglich hält, aber wol über die Stimmen, die unter dessen Unterthanen aufgetaucht seien, als ob der Krieg gegen den König von Böhmen geführt und derselbe besiegt worden sei, Klage führt. Was Matthias darauf geantwortet, wissen wir nicht, doch schrieb er bald an Georg's Sohn Victorin und zwar in sehr freundschaftlichem Tone, sodaß die Spannung sich gelöst zu haben scheint, wenigstens für den Augenblick.

Ein anderer Brief Heimburg's, der ohne specielles Datum im Ms. Sternb. auf den an den Erzbischof[2]) vorhergehenden folgt und auch dem Sinne nach in diese Zeit wol gesetzt werden kann, be-

---

[1]) Heimburg hatte damit ganz recht, denn es wäre ohne diese Hülfe Georg's der Sieg des Matthias über die mährischen Brüderrotten unmöglich gewesen, da Einfälle der Türken einerseits, andererseits der Aufstand des Wojwoden Stephan in der Walachei ihn fortwährend fesselten und die Freundschaft des Böhmenkönigs ihm nothwendiger machte, als ihm vielleicht selbst lieb war.

[2]) Archiv für Kunde österr. Geschichtsquellen, Bd. XII, S. 342.

handelt eine rein kirchenrechtliche Frage, zu deren Beurtheilung, wie Gregor selbst eingesteht, ihm die nöthigen Bücher fehlten. Er habe nämlich in einem Decret des Cardinals Carvajal die Stelle gefunden: — — honor apostolicae sedis servetur in istis regnis peculiaribus —.—. Er wisse durchaus nicht, ob Ungarn (an das der Cardinal diese Forderung gestellt) so genannt werden könne, denn das Votum, das der Papst bei der Nachfolge gehabt, sei, wenn auch einigemal, doch zu den Zeiten Eugen's nicht mehr respectirt worden. Peculiaria regna habe man die dem römischen Stuhle tributären Lande genannt, nämlich beide Sicilien und Aragonien, da die Herrscher dieser Länder vom Papste die Krone empfangen, ebenso Ungarn und Polen, die ihre Kronen ebenfalls vom Papste erhalten hätten. Aber der erste König von Ungarn, Stephan, habe laut den Urkunden, die er durchgelesen, in gar keiner Abhängigkeit vom Papste gestanden. Was an dem Votum, das der Papst bezüglich der Nachfolge sich angemaßt, wahr sei, sei deshalb nur dies, daß, wenn der Erstgeborene etwa die Wahl seines abgeschiedenen Vaters, die auf seinen jüngern Bruder oder einen andern gefallen sein konnte, wenn er selbst sich der Nachfolge unwürdig gemacht habe, nicht beachten wolle, der Papst einen jüngern Bruder statt seiner ernennen könne. Ein päpstliches Vorrecht, einen König für einen vacanten Thron zu ernennen, dürfe sonst ebenso wenig entstehen, als der Papst ein Recht habe, den König von Ungarn zur Abtretung gewisser Gebietstheile an den Kaiser zu veranlassen. Der Papst werde allerdings sagen, da bei den Wahlen sein Votum seit Eugen nicht eingeholt worden sei, daß die Könige später sich angemaßt hätten, was dem König Stephan als eine außerordentliche Gnade für seine Verdienste zugestanden worden sei. Daraus könne der Erzbischof wieder ein Stück der Herrschsucht des Papstes erkennen, seinem alten Freunde aber ein wenig Heftigkeit wol verzeihen.

Welche Veranlassung diesem Briefe zu Grunde liegt, wissen wir nicht. Hatte Carvajal etwa mit einem Rechte des Papstes gedroht, den Matthias abzusetzen, wenn er sich erlauben sollte, mit Georg in ein Bündniß zu treten, wozu er damals wohl geneigt war, oder hatte Gregor den Fall nur als Analogie gebraucht, um die Art und Weise, wie der Papst gegen Georg verfuhr, zu brandmarken? Auf jeden Fall scheint der Brief in dem Eindrucke geschrieben zu sein,

den die jäh verhängte und indeß überall bekannt gewordene Bannbulle auf Gregor hervorgebracht hatte.

Dieser Schritt des Papstes war im ganzen Reiche von der ungeheuersten Wirkung gewesen. Der Kreuzzug, der darin offen gegen Georg gepredigt wurde, hatte im ganzen Lande Schrecken hervorgerufen. Die Gespenster des kaum überwundenen Religionskrieges waren in aller Seelen wiederum neu aufgetaucht, und man tadelte offen und heimlich die Rücksichtslosigkeit Paul's, der sich nicht gescheut habe, zu so extremen Maßregeln zu greifen. Der Erzbischof von Magdeburg trat offen gegen denselben auf. Auf den Universitäten von Erfurt und Leipzig ward darüber disputirt, ob man berechtigt sei, den Krieg gegen die Böhmen zu predigen, Bibelsprüche wurden dem Papste entgegengehalten, die ihm Milde und Sanftmuth als angemessen empfahlen: mit Gebet hätte er die Böhmen zum christlichen Glauben zurückführen sollen, nicht mit dem Schwerte, nicht mit Aufreizungen zu unheilvollem Kriege. Trotzdem, daß infolge römischer Agitation leipziger und erfurter Studenten sich dem Kreuzheer gegen die Ketzer einverleibten, wurden die Utraquisten in ihrer Treue gegen Georg nur bestärkt, und auch von außen gewann der König Freunde, die ihn wol fähig machten, auch diesem Sturme zu widerstehen. — So wurde das sächsische Haus dem Könige enger verbunden durch eine freche Unterstützung und Fürsprache, die der Papst einem aufrührerischen Vasallen desselben, dem Burggrafen von Plauen, hatte zukommen lassen. König Georg hatte den sächsischen Herzogen bei der Züchtigung des Uebermüthigen geholfen und ihm sein Lehen abgenommen. Dieser hatte sich dem Herrenbund zur Verfügung gestellt und Klage gegen den König, wie die Herzoge eingelegt. Der Papst, dessen Legat sich offen für den Burggrafen ausgesprochen hatte, schrieb darauf verweisend an die Herzoge, besonders daß sie sich mit dem Ketzer Georg eingelassen, und empfahl schleunige Abstellung der Fehde. Herzog Ernst aber zeigte sich nicht willfährig, er fragte Heimburg um Rath, und dieser schlug ihm vor, sobald es dem Legaten einfallen werde, das Interdict zu verhängen, solle der Herzog sofort appelliren. [1]) Doch der Bischof von Meißen legte sich

[1]) In einem anonymen Brief, Archiv Dresd., sub 311.

ins Mittel und hintertrieb diese Appellation um des Friedens willen, nachdem der Legat den Herzog noch vor weiterem Verkehre mit Heimburg gewarnt hatte, aber er setzte einen für die Herzoge günstigen Vergleich des Handels durch, der, wie gesagt, das Günstige für Georg hatte, daß die sächsischen Herzoge ihm enger verbunden wurden und blieben. Auch einen andern Freund gewann er noch, der früher ihm eifrig entgegengestanden, den Markgraf Albrecht von Brandenburg. Dieser erklärte sich dadurch, daß er trotz der Drohungen des Papstes die Verheirathung seiner Tochter Ursula mit ihrem schon 1460 ihr angelobten Bräutigam, Georg's Sohn Hinko, am 10. Februar 1467 wirklich vollziehen ließ, offen für Georg und er blieb seiner Freundschaft bis zu Georg's Tode getreu. Es bedurfte nur eines großen Anlasses, um des Markgrafen bessere Natur zum Durchbrüche zu bringen. Auch im Innern gewann Georg durch sein gehaltenes Benehmen auf dem Tage von Neuhaus wieder Anhalt. Der Herrenbund drang mit nichts durch. Man sprach offen gegen des Papstes Grausamkeit, verlangte mit größerer Dringlichkeit das schon oft von Georg nachgesuchte Gehör, und König Georg gewann Muth, einem Kriege mit den Genossen Sdenko's im Nothfalle nicht auszuweichen, den er allerdings über kurz oder lang kommen sah. Er begann wieder energisch aufzutreten. Seine erste Schrift ist eine Appellation gegen den Papst.[1]) Das Instrument, von Gregor von Heimburg selbst verfaßt, wurde am 14. April in der Hofstube des prager Schlosses vom König vor allen katholischen Herren und Geistlichen verlesen, und zwar in böhmischer Sprache. Der Inhalt lautet:

Wer einmal oder zweimal Unbill erlitten, der werde es auch ein drittes mal erwarten und noch öfter, und selbst das Ansehn des päpstlichen Stuhles könne die Furcht nicht vertreiben, daß ein Gekränkter auch ein andermal das erwarte, was ihm schon wiederholt begegnet sei. Die päpstliche Würde könne ja auch nicht die menschliche Schwäche, die Verlockungen des Fleisches, zudecken. Allen sei es kund, daß der Papst vor jeder Verhandlung den königlichen Namen ihm geraubt und ihn geschmäht habe, unter der Form einer Citation, die an der

---

[1]) Eschenloer, Geschichten der Stadt Breslau, Bd. II, S. 12 fg. Ms. Sternberg., p. 169 et 217. Fontes rerum Austriacarum, tom. XX, p. 454 sq.

Pforte der Kanzlei angeschlagen, sechs Monate Frist zur Verantwortung gelassen habe. Allein schon nach vier Monaten habe der Papst den König des Reiches entsetzt, und habe geglaubt, seine Ausschreitungen würden in der Seele der Böhmen Anklang finden. Er habe den von ihm selbst verordneten Richtern alle Befugniß genommen, da er den König durch seine Decrete des Reiches verlustig erklärt, Pönalmandat über Pönalmandat ausgesandt und ihm unter der Form des Rechtsprechens die größte Gewalt angethan hätte. Und da der König so eingesehen habe, daß der Papst durch Bitten und Ermahnungen bisher sich nicht habe abbringen lassen, so sei er fest überzeugt, daß derselbe noch Schwereres gegen ihn und sein Reich im Schilde führe, weshalb er denn nach gereiftem Entschlusse für sich, seine Unterthanen, sein ganzes Reich und alle Fürsten, Grafen, Barone, Gemeinden, Bürger und Bauern seines Anhangs von allen Censuren, Sentenzen, Strafen u. s. w. appellire. Da es aber verschiedene Arten der Appellation gäbe, so erkläre er, in ewiger Ehrfurcht gegen den römischen Stuhl zu verharren, den ein Petrus, Paulus, Linus, Cletus, Clemens, Sixtus und Gregor geziert, den die römischen Herrscher für den höchsten erklärt hätten; aber den jetzigen Inhaber desselben müsse er als ihm verdächtig zurückweisen. Er wolle an den römischen Stuhl sich zuerst wenden und den Papst bitten, sich zur Billigkeit zu bekehren, ihn als gesalbten König zu behandeln und, wenn er wolle, dann ohne weiteres sein Klageverfahren gegen ihn einzuleiten. Wie die Bischöfe nicht ohne Wissen der Bischöfe desselben Sprengels verdammt werden könnten, so wolle auch er, der der Erzbischof seines Reiches und Herr und Beschützer seiner Bischöfe sei, also behandelt sein. Wolle der Papst aber in seinem Zorne verharren, so werde er sich an ein allgemeines Concil wenden, das nach den Bestimmungen von Constanz und Basel alle zehn Jahre gehalten werden solle. Niemand dürfe sagen, daß er ein bloßes Nichts angerufen, und wenn die Frist auch abgelaufen und kein Concil gehalten worden sei, so sei es des Papstes Schuld, und nach dem Grundsatze des Rechtes müsse es trotzdem als bestehend erachtet werden. In gleicher Weise wende er sich an den künftigen Papst und jede Versammlung, jeden ehrenwerthen Mann, der Recht und Gerechtigkeit liebe. Denn in solcher Sache sei der Vertheidiger der Gerechtigkeit stets ihrem Unterdrücker überlegen,

wie die Schrift schon das Geschlecht und das Land, dessen Herrscher wider die Gerechtigkeit handelten, für strafwürdig, Kriege gegen dieselben für gerecht erkläre. Durch sie werde jeder Freund des Rechts, auch wenn sein Rang ein niederer sei, dem Unterdrücker überlegen sein. Wie die Sachen jetzt ständen, so protestire er auf Grund dieser Appellation, deren Ausdehnung, Beschränkung, Declaration er sich vorbehalte, und bitte um Vertreter derselben aus der Zahl der Notare, aller Umhersitzenden und Umherstehenden.

Dieses Instrument wurde von 60 Zeugen unterschrieben und im ganzen Lande und auch an auswärtige Mächte vertheilt, mit Begleitschreiben, die den Schritt des Königs rechtfertigen sollen. Uns liegen zwei derselben vor, das eine an Markgraf Albrecht Achilles im Auftrage des Königs abgefaßt, das andere an König Kasimir von Polen. Ob sie aus Heimburg's Feder stammen, wissen wir nicht, doch ist es sehr wahrscheinlich.

Das vom 5. Mai aus Prag datirte Schreiben an Markgraf Albrecht [1]) beklagt sich über die Hetzereien des Papstes und seiner Legaten, womit sie des Königs Unterthanen, die sich bisher so wohl gefühlt, aufreizen wollten, ferner über die Härte, womit der Papst auf Anrathen böswilliger Feinde ihm jedwedes Gehör abgeschlagen, über die Nichtachtung, die Paul gegenüber den Fürbitten der deutschen Fürsten bewiesen habe. So sei er — Georg — zur Appellation an das Concil gezwungen worden, als der einzigen Instanz, die ihm Recht verschaffen könne. — Der Markgraf wird übrigens gebeten, auf dem bald stattfindenden Nürnberger Convent für das Concil zu wirken, das auch sonst der Christenheit noth thue. Er solle wachen, daß durch des Papstes Ueberhebungen nicht Friede und Ruhe der Fürsten gefährdet würde: „Soll ein geistlicher richter Macht haben in einen schein geistlicher Ursachen, den werntlichen Fursten jren furstlichen gewallt zu benemen So mocht kein werntlicher Furst länger geherrschen, denn es jm von der Geistlichkeit vergunnet würde." Dies möge der Markgraf beherzigen, übrigens wolle der König gern seinen Rath annehmen, sowie die Verantwortung aller seiner infolge der Appellation gethanen Schritte.

---

[1]) Archiv für österr. Geschichtsquellen, Bd. VII, S. 45.

Das Schreiben an König Kasimir von Polen, vom 3. Juni datirt [1]), ist im demüthigen, fast unterwürfigen Tone abgefaßt, da Georg allerdings darauf bedacht sein mußte, es mit diesem Fürsten, bei welchem er von der päpstlichen Partei auf alle Weise verleumdet worden war, nicht zu verderben. Der Inhalt ist aber fast der gleiche, wie der des vorigen Briefes. —

Schon früher, unmittelbar nachdem die Bannbulle in Böhmen bekannt geworden war, hatte Georg seine eigenen Unterthanen auf seine Appellation vorzubereiten gesucht. Dafür zeugt das vom 25. Februar datirte, an den Bischof Protas von Olmütz gerichtete Schreiben [2]), welches auch von Heimburg verfaßt zu sein scheint; er spricht darin über den Frieden, der durch sein Regiment in Böhmen zur Herrschaft gekommen, wie niemals seit Menschengedenken; die früher brachliegenden Aecker gäben jetzt Frucht, die verarmten Handwerker, die man sonst nicht hätte bezahlen können, könnten jetzt kaum den an sie gestellten Nachfragen genügen, der Handel blühe empor, die Bergleute hofften, bald jene Zeit zu übertreffen, wo ihr Ertrag bis nach Rom gebracht worden, und beklagten sich nun, daß Georg's Feinde die Ordnung der Gesetzmäßigkeit, die aller Orten geherrscht, durchbrechen und alles auf die Entscheidung der Waffen ankommen lassen wollten.

Indeß waren die Päpstlichen und die Gegner Georg's nicht müßig. Die Bannbulle hatte doch auch unter den böhmischen Katholiken tief gewirkt. Ein enges Bündniß einigte die schlesischen Städte und die Herren, und dem zelotischen Egoismus wurde durch die Bulle des Papstes religiöse Weihe verliehen. Dem mit dem Banne behafteten Ketzer, gegen den, sowie seine Gemahlin, seinen Sohn, seinen Erzbischof Rokyzana, seinen Rath Gregor von Heimburg am Gründonnerstag nach alter Sitte der große Fluch ausgesprochen worden war, durfte kein guter Christ mehr gehorchen. Selbst Bischof Protas von Olmütz, der früher zu des Königs Partei geschworen, war seit der Bulle, der später andere des gleichen Inhalts gefolgt waren, merklich gegen Georg erkaltet und hatte sich seinen Feinden ange-

[1]) Ms. Sternb., p. 221—223. Fontes rerum Austriacar., tom. XX, p. 460.

[2]) Protasio Olomucensi episcopo, Ms. Sternb., fol. 80. 81. Abgedruckt bei Jordan, Das Königthum Georg's von Podêbrad, als Beil. N. IV, L. M, S. 515 fg.

wie die Schrift schon das Geschlecht und das Land, dessen Herrscher wider die Gerechtigkeit handelten, für strafwürdig, Kriege gegen dieselben für gerecht erkläre. Durch sie werde jeder Freund des Rechts, auch wenn sein Rang ein niederer sei, dem Unterdrücker überlegen sein. Wie die Sachen jetzt ständen, so protestire er auf Grund dieser Appellation, deren Ausdehnung, Beschränkung, Declaration er sich vorbehalte, und bitte um Vertreter derselben aus der Zahl der Notare, aller Umhersitzenden und Umherstehenden.

Dieses Instrument wurde von 60 Zeugen unterschrieben und im ganzen Lande und auch an auswärtige Mächte vertheilt, mit Begleitschreiben, die den Schritt des Königs rechtfertigen sollen. Uns liegen zwei derselben vor, das eine an Markgraf Albrecht Achilles im Auftrage des Königs abgefaßt, das andere an König Kasimir von Polen. Ob sie aus Heimburg's Feder stammen, wissen wir nicht, doch ist es sehr wahrscheinlich.

Das vom 5. Mai aus Prag datirte Schreiben an Markgraf Albrecht [1]) beklagt sich über die Hetzereien des Papstes und seiner Legaten, womit sie des Königs Unterthanen, die sich bisher so wohl gefühlt, aufreizen wollten, ferner über die Härte, womit der Papst auf Anrathen böswilliger Feinde ihm jedwedes Gehör abgeschlagen, über die Nichtachtung, die Paul gegenüber den Fürbitten der deutschen Fürsten bewiesen habe. So sei er — Georg — zur Appellation an das Concil gezwungen worden, als der einzigen Instanz, die ihm Recht verschaffen könne. — Der Markgraf wird übrigens gebeten, auf dem bald stattfindenden Nürnberger Convent für das Concil zu wirken, das auch sonst der Christenheit noth thue. Er solle wachen, daß durch des Papstes Ueberhebungen nicht Friede und Ruhe der Fürsten gefährdet würde: „Soll ein geistlicher richter Macht haben in einen schein geistlicher Ursachen, den werntlichen Fursten jren furstlichen gewallt zu benemen So mocht kein werntlicher Furst länger geherrschen, denn es jm von der Geistlichkeit vergunnet würde.“ Dies möge der Markgraf beherzigen, übrigens wolle der König gern seinen Rath annehmen, sowie die Verantwortung aller seiner infolge der Appellation gethanen Schritte.

---

[1]) Archiv für österr. Geschichtsquellen, Bd. VII, S. 45.

Das Schreiben an König Kasimir von Polen, vom 3. Juni datirt [1]), ist im demüthigen, fast unterwürfigen Tone abgefaßt, da Georg allerdings darauf bedacht sein mußte, es mit diesem Fürsten, bei welchem er von der päpstlichen Partei auf alle Weise verleumdet worden war, nicht zu verderben. Der Inhalt ist aber fast der gleiche, wie der des vorigen Briefes. —

Schon früher, unmittelbar nachdem die Bannbulle in Böhmen bekannt geworden war, hatte Georg seine eigenen Unterthanen auf seine Appellation vorzubereiten gesucht. Dafür zeugt das vom 25. Februar datirte, an den Bischof Protas von Olmütz gerichtete Schreiben [2]), welches auch von Heimburg verfaßt zu sein scheint; er spricht darin über den Frieden, der durch sein Regiment in Böhmen zur Herrschaft gekommen, wie niemals seit Menschengedenken; die früher brachliegenden Aecker gäben jetzt Frucht, die verarmten Handwerker, die man sonst nicht hätte bezahlen können, könnten jetzt kaum den an sie gestellten Nachfragen genügen, der Handel blühe empor, die Bergleute hofften, bald jene Zeit zu übertreffen, wo ihr Ertrag bis nach Rom gebracht worden, und beklagten sich nun, daß Georg's Feinde die Ordnung der Gesetzmäßigkeit, die aller Orten geherrscht, durchbrechen und alles auf die Entscheidung der Waffen ankommen lassen wollten.

Indeß waren die Päpstlichen und die Gegner Georg's nicht müßig. Die Bannbulle hatte doch auch unter den böhmischen Katholiken tief gewirkt. Ein enges Bündniß einigte die schlesischen Städte und die Herren, und dem zelotischen Egoismus wurde durch die Bulle des Papstes religiöse Weihe verliehen. Dem mit dem Banne behafteten Ketzer, gegen den, sowie seine Gemahlin, seinen Sohn, seinen Erzbischof Rokyzana, seinen Rath Gregor von Heimburg am Gründonnerstag nach alter Sitte der große Fluch ausgesprochen worden war, durfte kein guter Christ mehr gehorchen. Selbst Bischof Protas von Olmütz, der früher zu des Königs Partei geschworen, war seit der Bulle, der später andere des gleichen Inhalts gefolgt waren, merklich gegen Georg erkaltet und hatte sich seinen Feinden ange-

[1]) Ms. Sternb., p. 221—223. Fontes rerum Austriacar., tom. XX, p. 460.

[2]) Protasio Olomucensi episcopo, Ms. Sternb., fol. 80. 81. Abgedruckt bei Jordan, Das Königthum Georg's von Podêbrad, als Beil. N. IV, L. M, S. 515 fg.

schlossen, worüber der edle Herr Stibor von Cimburg, ein mährischer Utraquist, ihm die heftigsten Vorwürfe wegen Untreue machte, gegen die Protas sich nur halb rechtfertigen konnte. Auch der katholische Dechant Hilarius, der gezwungen worden war, des Königs Appellation mit anzuhören, schrieb gegen Georg's Ketzerei und forderte die katholischen Unterthanen auf, dem König ihren Eid zu brechen. Der einzige katholische Baron, der offen sich zu Georg bekannte, war Wilhelm von Rabi, der seine Unterthanentreue mit der gegen die Kirche vereinen zu können meinte. Ob Heimburg seine Erwiderung auf des Hilarius Tractat beeinflußt habe, können wir allerdings nicht nachweisen. — Frecher und frecher hoben die Rebellen ihr Haupt empor. Schamloser hetzten und wühlten die Legaten. Den Krieg zu vermeiden war nicht länger möglich. Georg ergriff selbst die Initiative: er sagte dem Sdenko von Sternberg ab, übertrug das Amt des Burggrafen dem Sdenko Kostka und begann, nachdem kein Mittel, den Frieden zu erhalten, unversucht geblieben war, den Kampf mit Nachdruck und Erfolg. Er schlug den böhmischen Herrenbund in einer Anzahl von Scharmützeln auf das Empfindlichste, nahm Schloß auf Schloß ein, sodaß die Herren in Verzweiflung Kasimir von Polen die böhmische Krone antrugen, nur solle er ihnen gegen Georg helfen. Allein Kasimir rührte sich nicht. Und weiter ging Georg's Siegeslauf nach Schlesien, auch hier war sein Schwert glücklich; sein ritterlicher Sohn Victorin eroberte Frankenstein und machte daselbst allein 4000 Gefangene. Der Krieg wurde von beiden Seiten mit größter Erbitterung geführt. Grausamkeiten schändlichster Art kamen von beiden Seiten vor. Die Utraquisten zwangen die Gefangenen des Kreuzheers, das gegen sie zu Felde gezogen, das Kreuz zu essen und schnitten das Zeichen auf ihre Stirn, die Katholiken ritzten ihnen in grausamer Entgegnung einen Kelch in das Fleisch. Schändungen, Brand und Plünderung zeugten von dem grimmen Hasse des Bürgerkriegs. Schon war Prinz Victorin auf dem Wege nach Breslau und hätte es sicher eingenommen, als die Nachricht kam, Mähren sei in Aufruhr. Der Prinz eilte dorthin, und auch da war ihm das Glück hold. König Matthias hatte nicht übel Lust, den Aufständischen daselbst zu Hülfe zu eilen, doch hielt ihn eine Verschwörung im eigenen Lande daselbst gefesselt; auch die Lausitz fiel ab,

aber doch war der Widerstand derselben nicht stark genug, um Georg zu schaden. Der König blieb Sieger, und die Aufständischen erkannten zu spät, wie thöricht es gewesen sei, daß sie ohne auswärtige Unterstützung den Kampf gegen den König aufgenommen. Nochmals wandten sie sich an Kasimir von Polen, da sie von Matthias vor der Hand nichts zu erwarten hatten, aber Georg war ihnen schon zuvorgekommen und hatte das Versprechen neutralen Verhaltens von Kasimir empfangen, der außerdem über das anmaßliche Treiben des Papstes, der Könige ohne weiteres abzusetzen wagte, erzürnt war. So ward den Gesandten des Herrenbundes, der Kasimir wirklich schon zum böhmischen Könige erwählt hatte, der Bescheid, daß das Recht der Könige von Gott eingesetzt sei und durch niemand auf der Erde entzogen werden könne. Kasimir war klug und meinte nicht, daß er eine Krone, die ihm ein sicheres Erbe schien, durch einen gefahrvollen Krieg erst erkaufen müsse. Auch als die Gesandten des Papstes, Gabriel Rongoni und Peter Erkelens, kamen und an die Königin sich wandten, den Tod ihres Bruders Ladislaus zu rächen, den Georg vergiftet habe, ward Kasimir nicht von seiner Ansicht abgebracht, und die päpstlichen Gesandten erhielten nur die Zusicherung, daß Kasimir Georg ermahnen wolle, von weitern Kämpfen abzustehen.

So ward ein neuer Reichstag am 15. Juni zu Nürnberg berufen. Von seiten des Papstes erschien der Bischof von Ferrara, Lorenz Roborella; viele Fürsten waren gekommen, viele durch Gesandten vertreten. Matthias hatte den Erzbischof von Gran geschickt, Georg niemand; denn die Beleidigung, die er auf dem vorigen Nürnberger Tage erlitten, hatte er noch nicht vergessen, doch hatte er schon vorher an die Fürsten geschrieben. Der Türkenkrieg und der Reichsfriede bildeten wiederum die Tagesordnung, und der Verlauf war ganz derselbe. Der Legat wollte das Kreuzheer gegen Georg gebraucht wissen, der Kaiser, vom Papste in zwei Briefen dazu aufgefordert, wünschte dasselbe; aber Markgraf Albrecht Achilles, den der Kaiser nicht mit berufen hatte, war es, der diese Plane paralysirte und Georg allen Vorschub leistete. Wiederum war die Majorität der Fürsten für den König, wiederum ward wieder der Wunsch nach einem Concil rege, wiederum ward aus dem Türkenkriege nichts, aber ebenso wenig aus einem Kreuzzuge gegen Georg. Die Bemühungen seiner Gegner waren

nutzlos. Unverrichteter Sache ging man auseinander, und nur das eine stellte sich für Georg heraus, daß der Herzog von Baiern, der in gleichem Grade, wie Markgraf Albrecht ihm nahegestanden, ihm sich entfremdet, und Martin Mayer so zweideutige Vermittelungsvorschläge zwischen dem König und dem Papste gemacht hatte, daß Georg ihn einen Verräther schalt. Der Herzog mit dem Kaiser im Bunde schwenkte bald ins Lager der Feinde des Königs hinüber.

In dieser Zeit verlor Heimburg keineswegs in dem Gewirre der Ereignisse seine großen Gesichtspunkte aus dem Auge. Immer blickte er mit Besorgniß auf Matthias, er wußte, was von seiner Entscheidung abhing, wußte, wie er schon Polen ins päpstliche Interesse zu ziehen gesucht hatte, und arbeitete unermüdlich weiter, die ungarisch-böhmische Allianz zu erhalten; bestand sie, dann hatte Georg nichts zu fürchten.

So schrieb er am 3. Juli wiederum an den Erzbischof von Gran [1]):

Es sei keinem Zweifel mehr unterworfen, mit welcher ungerechten Härte der Papst gegen den König von Böhmen und noch schlimmer gegen so viele Unschuldige in böhmischen Landen verfahre. Denn wollte man seiner Vorschrift wörtlich nachkommen, so müßten mehr als 100000 Seelen beiderlei Geschlechts, Säuglinge, Greise und Kranke außerhalb des Reiches betteln gehen, deren man sich doch eher zu erbarmen, als so gegen sie zu wüthen habe. Er würde selbst gehen müssen, wenn die Ehre es erforderte; aber hier wäre es schändlich, wenn er als Diener seinen Herrn verlassen würde, dem das Vorrecht des geringsten Clerikers verweigert worden sei, — nämlich die remissio ad partes, wo die gehörige Menge von Zeugen nicht beizubringen und ein rechter Grund für die Klage nicht zu finden sei. — Solange der König dem Kaiser stets beigestanden, der Kaiser gehofft habe, des Königs Gewalt gegen jedermann brauchen zu können, solange hätten Papst und Kaiser dem König geschmeichelt. Als der König an Macht zugenommen, habe der Kaiser angefangen, ihn zu fürchten und zu hassen. Die Großen des Reiches, die ihn erst verehrt, seien

---

[1]) Archiv für Kunde österreich. Geschichtsquellen, Bd. XII, S. 334. Aus Ms. Sternb., p. 683—85, abgedruckt.

neidisch geworden, hätten gegen ihn conspirirt und Ränke gesponnen. Sie hätten darüber geklagt, daß der König seinen Rath nicht aus den einheimischen Baronen, wie es Sitte gewesen, sondern aus fremden Menschen gebildet, daß er die Königskrone den Baronen nicht zur Aufbewahrung übergeben hätte, ebenso die Burgen und Schlösser des Reiches nicht durch die ältesten Freiherrenfamilien, sondern durch willkürlich gewählte Beamte bewachen lasse, daß er von der hergebrachten Rechtspflege abgewichen, daß er die übliche Steuer allen Ständen auferlegt, schlechtere Münze zum Zwangscurs ausgäbe, und die Allodialgüter in Lehen verwandelt, einige der Krone incorporirt habe. Das und ähnliches hätten sie durch ihre Siegel beglaubigt an den Fürstenhöfen cursiren lassen. Obgleich das eigentlich gar nicht in sein Gebiet schlage, so nähme doch der Papst diese Lügner in Schutz und höre auf ihre Einflüsterungen, verfahre also gegen den König. Ja, diese hätten sich so einzuschmeicheln gewußt, daß eine Vertheidigung ganz unmöglich geworden sei und der Papst nicht mehr eines Bessern überzeugt werden könne. Deshalb werde er dem König seine Treue bewahren und nicht von ihm weichen, sondern ihn zu vertheidigen suchen. Gott sei sein Zeuge, nicht Habsucht und Geiz, nicht Lust und Vergnügen hielten ihn; sein Haus würde ihm viel Angenehmeres bieten. Ob das Schicksal ihm dies Glück noch einmal beschiede, wisse er nicht. Uebrigens bedürfe seine Treue gar nicht fremder Beistimmung, der König werde nur solcher Dinge beschuldigt, die vor zehn Jahren vom Papst und andern Fürsten gebilligt worden seien, und seine Verleumder suchten ein Vorrecht zu vernichten, das sie nicht zu erbitten wagten, selbst ihr stolzester nicht (der Kaiser), der es aber gern sehe, wenn Fürbitter eintreten würden. Der Erfolg werde alles lehren. —

Vom 25. Juli desselben Jahres liegt uns ein anderer Brief Heimburg's, wiederum an den Erzbischof [1]), vor; der nämliche Zweck, eine Entfremdung zwischen König Matthias und Georg, die mehr und mehr drohte, zu vermeiden, liegt auch ihm zu Grunde. Weder Matthias noch auch der Erzbischof scheinen so recht an die aufrichtige Gesinnung des Böhmenkönigs in Bezug auf die Brüderrotten geglaubt zu haben, und konnten darüber nicht hinauskommen, daß er

---

[1]) Archiv für Kunde österr. Geschichtsquellen, Bd. XII, S. 344.

dieselben so lange habe gewähren lassen. Dieser Brief Heimburg's sucht dem unwürdigen Verdacht auf alle Weise zu begegnen. Der König sei von allen Seiten nicht nur von den böhmischen und mährischen, nein, auch von den polnischen und preußischen Brüderschaften angegangen worden, daß er es ihnen zulasse, ihren Genossen zu helfen; er aber sei standhaft geblieben und habe sich darauf berufen, daß er das einmal geschlossene Bündniß mit dem König Matthias halten werde; deshalb sollte denn doch der König von Ungarn ihm mit Dankbarkeit lohnen. Gott sei sein Zeuge, daß er die Wahrheit schreibe, zudem Lügen und Schmeicheln gar nichts nützen würden, was viele Sterbliche glaubten, ja eine Lüge gegen den Feind wie eine heilsame Arznei betrachteten. So schriebe Hieronymus an Pammachius und Marcellus, daß wenn die Nothwendigkeit einer Lüge vorläge, man sie wie ein Heilmittel, etwas Gutes zu schaffen, allein gebrauchen dürfe, wie es etwa Judith gethan habe. Der vorliegende Fall verlange das aber nicht.

Diesem Briefe folgt in Höfler's „Böhmischen Studien" noch ein anderer [1]) ohne Datum, aber aus demselben Jahre. Er ist unmittelbar nach dem Nürnberger Reichstage geschrieben. Noch einmal macht Georg den Versuch, die gelockerten Bande anzuziehen, um König Matthias nicht ganz dem böhmischen Interesse sich entfremden zu lassen, wofür der Papst und mit ihm der Kaiser unablässig wirkten. Er betont dabei namentlich die Gefahr, die Ungarn durch die Türken drohe, die, täglich wachsend, kräftige Abwehr fordere und für Ungarn deshalb eine Allianz mit Böhmen unumgänglich nothwendig mache. Er bekennt von Anfang herein, daß das Bündniß zwischen Matthias und Georg von Böhmen lebendig zu erhalten, der Grundgedanke seines Lebens gewesen sei, solange er in Georg's Diensten sich befunden; gegenseitiges Zutrauen zu erwecken, habe er sich bemüht, habe es aber auch dem Einflusse des Erzbischofs überlassen. Er habe dafür gehalten, daß dem Papste der Schutz des Böhmenkönigs gegen die Türken so am sichersten zu Theil werde; denn die Wuth der Türken habe ja fast alles schon unterjocht, weshalb er meine, daß der Papst als Eiferer für die christliche Welt alle Kräfte gegen den

---

[1]) Archiv für österr. Geschichtsquellen, Bd. XII, S. 344 fg.

Erbfeind aufbieten würde. Er habe die Ansicht gehegt, daß es dem Papste doch nicht allein darauf ankommen würde, einen Angriff nöthigenfalls abzuschlagen, sondern die Türken von Thrazien, Mysien, überhaupt allen europäischen Grenzen gänzlich zurückzutreiben, möglicherweise den Peloponnes den Venetianern zurückzuerobern[1]), was ihm als geborenen Venetianer doch nahe liegen müsse. Dabei wäre nun die Hülfe des Königs von Böhmen vor allem eine Nothwendigkeit gewesen, und der Papst hätte durch ein freundliches Entgegenkommen, oder wenigstens väterliches Dulden, dieselbe zu gewinnen suchen müssen, indem er Georg den einen Ritus gestattet hätte, den ihm die baseler Väter zugestanden, den die Kirche selbst tausend Jahre lang nach Einsetzung des Abendmahls geübt hätte. Er habe damals gehofft, daß der König von Ungarn dieselben Plane hegen werde. Als aber die Verleumdung sich eingeschlichen und er gehört, daß die ganze Welt sich gegen Georg erkläre; habe er seine Meinung nicht dem Irrthume der Menge anvertrauen wollen und geschwiegen. Jetzt sei unter den Auspicien eines Schwätzers der Nürnberger Convent gehalten worden, während der Kaiser gezeigt, daß er ein Ansehen habe, wie der Balken im Froschteiche in der äsopischen Fabel. Der Erzbischof, der des Kaisers Trägheit kenne, werde das alles schon gewußt haben. Dennoch habe der König von Ungarn Hülfe verlangt. Voraussichtlich sei seine Bitte vergebens gewesen, wie die Erfahrung gezeigt habe. Beim Kaiser sei keine Hülfe, er früge ja nicht nach seinen eigenen Angelegenheiten, wenn es ihm Geld koste. Ja, er würde mit Freuden die Winkelzüge gebrauchen, daß vielleicht ein deutsches Hülfsheer durch Oesterreich den Ungarn zu Hülfe zöge, in Oesterreich die aufrührerischen Großen, Georg von Stein, Wilhelm Puochhaim, die Eizinger u. s. w., im Schache hielte, daß er ohne Unkosten wieder Ruhe in seinem Lande bekäme. Der König von Böhmen sei der einzige, der Ungarn wirksam beistehen könne, aber trotz des engen Bandes, das beide Fürsten umschlinge, klagten die Völker, dasselbe sei nicht aufrichtig.

Es seien auf dem Nürnberger Reichstage Menschen erschienen,

---

[1]) Derselbe war durch die Schuld des venetianischen Admirals Canale verloren gegangen.

die sich zugeflüstert, daß die mächtigen Magnaten Ungarns vom König abgefallen seien, weil er sich geweigert hätte, gegen den König von Böhmen zu kämpfen; sie hätten die Namen der Grafen Possinger, Kalatsch, die Fürsten Paul und Nikolaus Arssek angeführt. Aehnliche Gerüchte habe man über die Böhmen und Mähren ausgestreut. Aus dergleichen Geflüster und Verleumdung pflege gemeiniglich eine Rebellion zu entstehen. Er wisse kein Mittel ihr zu entgehen, als das enge Zusammengehen der ungarischen und böhmischen Krone, das auf einer vertraulichen Zusammenkunft am besten verabredet werden könnte. Wenn die Monarchen es selbst nicht vermöchten, so könne es vielleicht durch vertraute Bevollmächtigte geschehen. Das persönlich gute Verhältniß werde sehr heilsam wirken, die Schwachen stärken, die Verräther schrecken, die Getreuen zu um so größerer Treue anhalten. Denn wie es im Staate immer drei Parteien gebe, eine für, eine wider, und eine neutrale, oder die sich wenigstens für neutral halte, und noch solche, die um die Zwietracht zu erhalten, den Streitenden schmeichelten, so werde das aufrichtige, innige Band, das beide Herrscher umschlinge, durch Furcht allein die Unterthanen binden, während sie später darin ihr Heil erkennen würden.

Die zweideutigen Vermittelungsversuche, die die von Martin Mayer beeinflußten Fürsten zwischen Georg und dem Papste übernommen, hatten den König halsstarriger gefunden, als man geglaubt, besonders hatte er sich dem Ansinnen, im Punkte des Abendmahlsritus nachzugeben, auf das Lebhafteste widersetzt. — Auf dem Kur- und Fürstentag zu Landshut wurde nun auf seine Antwort hin beschlossen, die nöthigen Schritte beim Papst und Kaiser zu thun und einen Tag zu verlangen, auf dem vor allen Dingen die Angelegenheiten mit den aufrührerischen Böhmen und Mähren, sowie den Herren der katholischen Partei, geordnet werden sollten. Auf ihr Anbringen an den Kaiser wurde ihnen die Reichshülfe zugesichert, falls Georg Schritte gegen sie unternehmen würde. Des Baiernherzogs schändlicher Plan jedoch, eine Einigung zwischen Oesterreich, Sachsen und Brandenburg gegen Georg zu Stande zu bringen, war an der Opposition der Herzoge von Sachsen und des brandenburger Kurfürsten gescheitert. Im Ganzen ward die Nothwendigkeit, gegen die Türken alle Hände frei zu haben, als Hauptgrund der fürstlichen Vermittelungsversuche hingestellt.

Den Fürsten antwortete Georg sehr willfährig auf ihre Vorschläge. Das betreffende Actenstück ist möglicherweise von Gregor von Heimburg verfaßt [1]), obwol bestimmtere Notizen nicht vorliegen. Es enthält die Versicherungen, wie sehr der König von den wohlwollenden, friedlichen Gesinnungen der Fürsten für sein Reich und das ganze Vaterland überzeugt sei. Auf ihre Besorgniß, daß ihre Bemühungen wegen „des verpunden Tags“, den er verlangt, beim Papste scheitern würden, antwortet er tröstend, der Ausdruck könne denselben doch nicht beleidigen, da in der That dergleichen Tage schon oft vorgekommen seien. Schwer sei es allerdings, dem Papste beizukommen, da aller Orten behauptet würde, er stehe über dem Rechte. Dessenungeachtet werde er — Georg — festhalten an dem, was das Baseler Concil den Böhmen zugestanden, wie er schon den Gesandten Schleinitz und Köferitz gesagt habe, die die baierischen Vermittelungsvorschläge überbracht hätten. Was das Gerücht seiner Absetzung und der Wahl eines anderen Herrschers beträfe, so hoffe er, Gott werde diesen Fall nicht eintreten lassen, außerdem bittet er noch, vor Geistlichen und Weltlichen auf den bevorstehenden Tagen glimpflich behandelt zu werden.

Indeß hatte in Böhmen und Mähren der Kampf fortgewüthet, und Georg belagerte eben das Schloß Sdenko's von Sternberg, Konopist, da beschloß endlich König Kasimir eine Vermittelung. Er sandte die Herren Ostrorog, Dubno und Duglos zu Georg, mit der Bitte, sich dem Papste im Gehorsam zu unterwerfen und seine Gnade zu suchen, was Kasimir befürworten wolle. Dazu aber sei ein Waffenstillstand nöthig. Der König zeigte sich nachgiebig: er wollte trotz des Widerspruchs seiner Räthe auf den Waffenstillstand eingehen, versprach dem römischen Stuhle, aber nur bei Aufrechterhaltung der Compactaten, zu gehorchen, und übergab die Angelegenheiten der Aufständischen Kasimir's Entscheidung, wobei er nur Uebergabe des Schlosses Konopist verlangte. Sdenko widersetzte sich erst, doch mußte er nachgeben, und am 19. November ward ein Waffenstillstand geschlossen, nachdem der König dem Herrenbunde erlaubt hatte, in Brieg zu tagen, von wo die Versammlung jedoch bald nach Breslau verlegt wurde. Dort wurden wieder

---

[1]) Höfler, Kaiserl. Buch des Markgrafen Albrecht Achilles.

feindliche Pläne gesponnen. Gabriel Rongoni brachte von seiten des Königs Matthias Zusicherungen baldiger Hülfe und wiegelte die Gemüther durch eine Schandschrift gegen Georg aufs äußerste auf. Man drang in die polnischen Gesandten, daß der König von Polen oder sein Sohn die böhmische Krone annehmen möge. Die Polen bemühten sich möglichst unparteilich zu sein; dennoch wurden sie vom Bunde so sehr bestürmt, daß sie auf Verlängerung des Waffenstillstandes beim König drangen, da sie doch wußten, wie nachtheilig derselbe für Georg war, und eine Ahnung hatten, daß die Aufständischen mit Matthias von Ungarn in Verbindung getreten und bis dessen Hülfe einträte, Friede wünschten. Aber Georg schlug diesen Waffenstillstand rundweg ab; er hatte erkannt, wozu er benutzt werde. Die Aufständischen hatten nämlich inzwischen eine Gesandtschaft nach Rom abgeordnet, heimlich Hülfe gegen Georg verlangend; der König war erzürnt, daß man ihn so habe täuschen wollen, und daß jene unter dem Zeichen des heiligen Kreuzes, anstatt dem polnischen Schiedsrichterspruche sich zu unterwerfen, an Rom sich wendeten. Er drohte mit einem furchtbaren Zorngericht. Auf die Schmähschrift Gabriel's von Verona gab er eine sehr kräftige Antwort, die in jedem Zuge Heimburg's Autorschaft verräth.

Der König bekennt sich darin offen zum Gehorsam gegen die römische Kirche: der Papst sei der Vicar Christi und lenke das Schiff Petri, für welches Christus seinen Vater gebeten, daß es nie untersinke; er sei auch derjenige, den der Geist der Wahrheit regiere. Doch wie kämen aus so reiner Quelle solche Blutmenschen und Lügenzungen her? Freilich sei man schon an die Niederträchtigkeit der Lügenzungen gewöhnt, die in bewußter Blindheit nach dem Beispiel räudiger Hunde im Miste noch nach Brot bellten und wie hungrige Wölfe nach Menschenblut trachteten.

Eine solche Lügenzunge [1]) behaupte, daß er widerrechtlich geistliche Güter verschrieben habe. Darin thue er nur, was ihm zustehe. Aber der Bischof Rudolf scheue sich nicht, wider Gott, Ehre und Recht, Klöster, Dörfer und Flecken im Königreiche weltlichen Herren zu übertragen. Man beschuldige ihn, daß er mit seinen Anhängern den

---

[1]) Gabriel Rongoni.

Magister Rokyzana als seinen Papst betrachte. Dagegen sei allgemein bekannt, daß dessen Wahl zum Erzbischof von Prag zur Zeit Sigismund's geschehen sei. Seine öffentlichen und klaren Bekenntnisse über die Autorität des heiligen Stuhls seien orthodox und er schleudere deshalb die Lüge seinen Feinden in den Hals zurück. Ebenso seien seine Anträge an den König von Polen durchaus redlicher Natur gewesen. Auf den Vorwurf, er habe sich nicht zum Glaubensgericht gestellt, antwortet er: „Du freche Kehle, die du die Luft mit Lügen zu begeifern nicht aufhörst! Du grauser Bär, warum brummst du? Du hungeriger Wolf warum heulst du nach Menschenleichen, die deine Lüge schon gefällt? Wehe dir, der du fluchst und selbst der Verfluchteste bist! Komme zur Einsicht du wüthender Thor, damit du nicht verdammt werdest; denn nur, die reinen und schuldlosen Herzens sind, finden ihren Platz im Tempel des Herrn. In euern Thaten aber liegt auch eure Verurtheilung. Unsere Appellation nennt ihr ketzerisch und meint, daß sie uns zu Ketzern stemple, wenn wir es vorher auch nicht gewesen sind; ketzerisch ist es, Dunkelheit und Winkelzüge zu suchen, unsere Appellation aber sucht, wie alle unsere Thaten das Licht! Gott, möge euch Lügenprediger zermalmen!"

Diese zügellose Invective, die gegen den Legaten sowol, wie gegen den Herrenbund in gleicher Weise gerichtet war, gibt von dem Zorne des Königs genugsam Zeugniß; dennoch aber hatte sie den Erfolg nicht, den Georg bezweckte: Die Gesandten Polens baten nach wie vor, der König möge den von seinen Feinden nachgesuchten Waffenstillstand denselben gewähren. Er war schwach genug, darauf einzugehen. Aber tief im Innern fühlte er, wie sehr die letzten Ereignisse ihm geschadet, und sein Zorn erwachte gegen den, der ihm alle diese Noth gebracht, den Papst, noch mehr gegen seinen elenden Helfershelfer, den Kaiser. Georg hatte sich tief eingelassen in die Verschwörung der Großen. Die Stein, Puchhaim, Eizinger waren seine Werkzeuge, es bedurfte nur des Funkens, um die Mine zu sprengen. Alles war vorbereitet, einen Schlag gegen den Kaiser auszuführen. Im Anfange des nächsten Jahres sollte er geführt werden.

Zu gleicher Zeit erschien eine Denkschrift für den König, die voll tiefsten Hasses und schwerster Beschuldigungen gegen Papst und

liche Pläne gesponnen. Gabriel Rongoni brachte von seiten des gs Matthias Zusicherungen baldiger Hülfe und wiegelte die Ge-)er durch eine Schandschrift gegen Georg aufs äußerste auf. Man g in die polnischen Gesandten, daß der König von Polen oder sein n die böhmische Krone annehmen möge. Die Polen bemühten sich lichst unparteilich zu sein; dennoch wurden sie vom Bunde so bestürmt, daß sie auf Verlängerung des Waffenstillstandes König drangen, da sie doch wußten, wie nachtheilig derselb Georg war, und eine Ahnung hatten, daß die Aufständischen m thias von Ungarn in Verbindung getreten und bis dessen Hül äte, Friede wünschten. Aber Georg schlug diesen Waffensti rundweg ab; er hatte erkannt, wozu er benutzt werde. Di ständischen hatten nämlich inzwischen eine Gesandtschaft nach Ron ordnet, heimlich Hülfe gegen Georg verlangend; der König wa rnt, daß man ihn so habe täuschen wollen, und daß jene unter der)en des heiligen Kreuzes, anstatt dem polnischen Schiedsrichter che sich zu unterwerfen, an Rom sich wendeten. Er drohte m n furchtbaren Zorngericht. Auf die Schmähschrift Gabriel's v)na gab er eine sehr kräftige Antwort, die in jedem Zuge Hei 's Autorschaft verräth.

Der König bekennt sich darin offen zum Gehorsam gegen lische Kirche: der Papst sei der Vicar Christi und lenke das i, für welches Christus seinen Vater gebeten, daß es nie unter i auch derjenige, den der Geist der Wahrheit regiere. Doch n aus so reiner Quelle solche Blutmenschen und Lügen Freilich sei man schon an die Niederträchtigkeit der en gewöhnt, die in bewußter Blindheit nach dem Beispiel de im Miste noch nach Brot bellten und wie hungrige Menschenblut trachteten.

Eine solche Lügenzunge [1]) beh... daß er widerrechtl... r verschrieben habe. Dari... nur, was ihm Bischof Rudolf scheue ... der Gott, ter, Dörfer und Fle... iche weltliche n. Man beschu... er mit sei...

---

[1]) Gabriel Ro...

Magister Rokyzana als seinen Papst betrachte. Dagegen [illegible]
bekannt, daß deren Wahl zum Erzbischof von Prag zur Zeit [illegible]
mund's geschehen sei. Seine öffentlichen und klaren [illegible]
die Autorität des heiligen Stuhls seien [illegible]
deshalb die Lüge seinen Feinden in den Hals [illegible]
Anträge an den König von Polen durchaus [illegible]
Auf den Vorwurf, er habe sich nicht [illegible]
antwortet er: „Du freche Kehle, die [illegible]
[illegible] nicht aufhörst! Du armer [illegible]
[illegible] Wolf warum heulst du [illegible]
[illegible] schon gefällt? Wehe dir, [illegible]
[illegible] bist! Komme zur [illegible]

eamten über
hesten reden
r verhandelt
sich ereigne,
ge habe, die
ürfen, wenn
nige meinten
t beschaffen,
bt, und auch
hinterlistige
nacht hätten.
einung, daß
htige Ange=
chtsnutzigste
ng gegeben,
um Leben
andhabung
: römischen
s Pilatus,
alle Weise
habe darauf
ffen, rechtlich
e 500 Gulden
l bei testamen=
en sei man sehr
sodaß zu hoffen sei,
heit sich nicht über=
gt uns nur die hinter=
des Redeschmucks be=
hrheit ans Licht kommen.
gangen werden, damit die
Tages Gelegenheit haben, in
legt sind, einen Vergleich anzu=
und dem der Gegner. So ent=
mundung der Angeber und lachen der
dern es kommt auch die unheilvolle Con=

Kaiser den gewaltsamen Schritt einleiten und rechtfertigen sollte. Es ist die letzte größere Schrift [1]) aus der Feder Gregor von Heimburg's, und wenn auch ohne Angabe des Datums, entschieden in diese Zeit anzusetzen. Sie steht an Gesinnung, an Kraft des Styls, an Reichthum der Citate, an Klarheit des historischen Ueberblickes, seinen früheren Schriften würdig zur Seite und ist noch klarer und formell gerundeter.

Ihre Hauptzüge sind folgende:

Wenn er darüber nachgedacht, ob es besser sei, das Unrecht, das der Papst an König Georg gethan, zu ertragen, oder dagegen anzukämpfen und mit gleicher Münze zu zahlen, so habe er die Lehre des Herrn vor Augen gehabt, der Böses mit Gutem zu vergelten, dem, der uns auf die rechte Backe schlägt, auch die linke zu reichen, dem, der uns um den Rock bittet, auch den Mantel zu geben, heiße, befolgt, ebenso die des Apostels, der dem Hohenpriester gehorcht, auch da er ihm Unbill zugefügt hatte. Dagegen aber streite hier die Vaterlandsliebe, nach der Liebe zu Gott die mächtigste, die alle andern Verhältnisse in sich umfasse und jeden bereit mache selbst zum Tode, und außerdem gelte auch hier das Wort des Seneka: Schimpflich sei jeder Nachtheil, den Nachlässigkeit erzeugt hätte. Was er vorher gesagt, solle nur bezeugen, wie gern er verzeihen würde, wenn nur zu hoffen wäre, daß dadurch die Frechheit des Verfolgers sich mindere. Wo das nicht der Fall sei, dürfe man die Frechheit des Gegners durch Geduld nicht begünstigen. Der Herr habe, als er ins Gesicht geschlagen worden sei, gesagt: Wenn ich Uebles gesagt, so beweist es! wenn aber nicht, warum schlägst du mich denn? Er habe also dem Sünder verboten, daß er dem begangenen Unrechte ein neues hinzufüge, er habe wol für die Sünder am Kreuze gebetet, sie aber doch eine übertünchte Wand genannt, er habe die priesterliche Heuchelei gerügt, die, statt nach dem Gesetze ihn zu richten, ihn nach dem Gesetze habe schlagen lassen.

In Paulus' Gehorsam gegen den Hohenpriester liege nur eine Mäßigung. — Dieses Capitel von der Mäßigung führt nun Gregor sehr fein aus. Mäßigung, sagt er, ist die Lehrerin aller Tugend.

---

[1]) Ms. Sternb., p. 599—611. Fontes rer. Austriacar., tom. XX, Beil. A, p. 647 sq.

Die Weisheit befiehlt selbst der Gerechtigkeit sich zu mäßigen; keine Gerechtigkeit kann ohne Mäßigung bestehen. Auch die Weisheit selbst wird nach dem Zeugnisse des Apostels gemäßigt, da er zugestehe, daß er nicht mehr wisse, als was er zu seinem Heile brauche. Ebenso dürfe die Mäßigung auf der andern Seite der Gerechtigkeit keinen Eintrag thun, daß man, um keinen Anstoß zu erregen, die Gerechtigkeit schließlich vernachlässige. Ebenso müsse auch in der Geduld Maß gehalten werden, man könnte sie ja nicht mehr so nennen, wenn durch sie die Laster überhandnähmen. Auch müsse selbst die Tapferkeit sich mäßigen, wenn sie ihre Waffen dem Verbrechen geliehen haben sollte. Um nun zu zeigen, wie allzu große Geduld mit dem Schlechten nur dazu diene, denselben zu verhärten, solle folgende Geschichte dienen.

Papst Paul II. beschuldige, so berichtet Heimburg, den König, daß er der Ketzerei sich wieder zuneige, er thue es ohne den geringsten Beweis dafür zu haben. Auf jenem bekannten Congreß zu Prag solle der König gesagt haben: jedermann, Clerus wie Laie, sei um seiner Seligkeit willen verpflichtet, das Abendmahl unter beiderlei Gestalt zu nehmen. Darauf hin habe der Papst ihn vorgeladen, und plötzlich, ohne daß eine Untersuchung vorhergegangen, ihm befohlen, der Regierung sich zu begeben, ja er habe das Volk des Unterthaneneides entbunden, als ob der Thron erledigt sei. Der mild und versöhnlich gesinnte König habe nun, im Gefühle seiner Unschuld sich wiederholt an den Papst gewandt, aber nicht erlangen können, daß die Sache untersucht und die gewichtigen Personen, auf deren Zeugniß er beschuldigt worden, vorgeladen worden seien. Doch, klug wie er sei, habe er das verderbte Verfahren der Curie wohl erkannt, er habe gewußt, daß durch Advokatenstreitigkeiten und Wortklaubereien die Wahrheit mehr verdreht, als gefunden werde. Ihre Zungen lehrten sie Lügen, seien beredt gegen die Gerechtigkeit, in Listen geübt, weise, das Schlimme zu begünstigen, gewandt die Wahrheit anzugreifen — (astruunt non comperta, struunt de suae calumpnias innocentiae, destruunt simplicitatem veritatis, obstruunt recti judicii vias). Er habe in seiner Wahrhaftigkeit es auch ausgesprochen, — als man sich einst gefragt habe, was zu thun sei und man ihm gerathen habe, seine Sache durch Anwälte, nach Art der römischen Curie für Geld vertheidigen zu lassen —: wenn er seine Unschuld zu beweisen

der Lobhudeleien eines Advocaten bedürfte und seine Ehre und sein königliches Ansehen durch Declamationen vertheidigen müsse, so sei er der Krone und Salbung unwerth. Die Vertheidigung eines Ehrenmannes beruhe eben in der Thatsache seiner Unschuld; Cleriker, Literaten, Wortkräusler möchten auf andere Weise sich helfen. Ein König gehe den Weg eines Königs. — Als viele königliche Räthe darauf beharrt, doch lieber auf dem Rechtswege die Vertheidigung zu führen, als einen kostspieligen und blutigen Krieg zu beginnen, habe ein Geschichtskundiger zum Beleg angeführt, daß Sokrates habe sterben müssen, da Lysias, der erste Redner, die Vertheidigung abgelehnt habe. Darauf habe der König entgegnet, nichts mache die Wahrheit augenscheinlicher, als eine kurze einfache Erzählung. Der Papst habe behauptet, Georg sei angeklagt, auf dem Tage in Prag bekannt zu haben, das christliche Volk, auch die Laien seien bei ihrem Heile zum Abendmahl unter beiderlei Gestalt verpflichtet. Was nütze es nun, zu beweisen, daß böswillige Verleumder ihm dies nachgesagt, daß, um es gerade herauszusagen, der meineidige Verräther, Sdenko von Sternberg, der Urheber dieser Lügen sei. Was nütze es, eine Specification des ihm vorgeworfenen Vergehens, Monat, Tag und sowie den Ort des verübten Verbrechens vom Verleumder sich angeben lassen zu wollen. Das überlasse er denen, deren Beruf es sei, die Wahrheit zu fliehen und das gerechte Urtheil zu verdrehen. Nicht zieme es dem König, der Verleumdung sich zu entziehen, wenn er seine Unschuld klarer als das Sonnenlicht darthun könnte. Er wisse, daß in Prag ein Tag gewesen sei, wisse auch, daß daselbst auf Antrieb des schändlichen Sdenko in lateinischer Sprache über das Abendmahl unter den Clerikern Verhandlungen gepflogen seien, während er selbst, gemäß den Bestimmungen der Compactaten der böhmischen Sprache sich bedient und gesagt habe, daß er in dem Ritus, das Abendmahl unter beiderlei Gestalt zu nehmen, geboren und erzogen und jenem Ritus nach Vorgang seines Vaters und Großvaters treu geblieben sei und treu bleiben werde. Die Theilhaber jenes Convents ständen übrigens in den Archiven verzeichnet, und die Wahrheit werde von ihnen wol sonnenklar zu erfahren sein, denn über das was im Hause vorgehe, würden doch entschieden die Hausgenossen am besten unterrichtet sein, wie die Senatoren über das

was im Senat sich zutrage, Curial- und Collegialbeamten über das in der Curie, in den Collegien Geschehene am besten reden könnten, und der Papst, in dessen Palaste doch darüber verhandelt würde, was in den Conventen und Capiteln der Cleriker sich ereigne, werde doch nie — da er Zeugen und Beweise zur Genüge habe, die Sache zum Austrage zu bringen — der Schleichwege bedürfen, wenn die Wahrheit an den Fingern abgezählt werden könne. Einige meinten darauf, die Verleumdung und die Leichtigkeit, Zeugen zu beschaffen, sei zu fürchten, jetzt würde selten das Recht offen gehandhabt, und auch auf jenem Prager Tage habe es viele übelwollende und hinterlistige Creaturen gegeben, die die Angelegenheiten verfänglich gemacht hätten. — Der fromme König habe darauf entgegnet, in der Meinung, daß alles redlich geschehe: „Seht ihr nicht, daß eine gewichtige Angelegenheit auch gewichtige Beweise fordert? Selbst der nichtsnutzigste Mensch wird erst, nachdem sieben Menschen ihre Zustimmung gegeben, verurtheilt. Meint ihr, daß, wenn es sich um Ehre, um Leben eines Königs handelt, nicht eine große Genauigkeit in Handhabung von Recht und Ordnung stattfindet? Oder haltet ihr den römischen Papst an Tugend und Gewissenhaftigkeit für geringer als Pilatus, der einen Unschuldigen zu verdammen, zitterte und auf alle Weise denselben zu befreien suchte?" Ein Rechtsgelehrter habe darauf gesagt, wie der allzu großen Leichtigkeit, Zeugen zu beschaffen, rechtlich vorgebeugt sei: so müßten bei einer Schuldforderung, die 500 Gulden überschreite, fünf Zeugen zugezogen werden, ebenso viel bei testamentarischen Acten; bei der Verurtheilung von Bischöfen sei man sehr peinlich behufs der Zahl und Würde der Zeugen, sodaß zu hoffen sei, der Papst werde in einer so wichtigen Angelegenheit sich nicht übereilen. Darauf habe der König geantwortet: „laßt uns nur die hinterlistigen Schwätzer zum Schweigen bringen; des Redeschmucks bedürfen wir nicht und überall muß die Wahrheit ans Licht kommen. Der Papst muß um einen Termin angegangen werden, damit die angesehenern Theilhaber jenes Prager Tages Gelegenheit haben, in den Punkten, die uns zur Last gelegt sind, einen Vergleich anzustellen, zwischen unserm Berichte und dem der Gegner. So entgehen wir nicht nur der Verleumdung der Angeber und lachen der Ränke der Hinterlistigen, sondern es kommt auch die unheilvolle Con-

spiration der rebellischen Hochverräther, die vom Glauben abfielen und dem Feinde zueilten, zu Tage.

Also nicht auf gewöhnlichem Proceßwege mit Advocatenschlichen und Gaunereien, sondern durch die Vermittelung der mächtigsten Könige und Fürsten der Christenheit habe der König interpellirt, daß zur Untersuchung des ihm vorgeworfenen Verbrechens, welches so weit von Stadt und Ort, wohin er geladen, begangen sein sollte, ein zu den Verhandlungen günstigerer Ort gewählt würde, wo die Betheiligten persönlich erscheinen und die Sache aufhellen könnten. Aber wie zu einem Todten, einem Tauben habe er gesprochen. Wie der Esel zum Lautenschlagen, habe sich der Papst zu diesen gerechten und billigen Wünschen verhalten, die den Ruf wol gehört, jedoch nicht darauf geachtet und, was dem kleinsten Cleriker in einem Präbendenstreite gestattet sei, werde einem gewaltigen Könige in einer Angelegenheit, wo es sich um Ehre, Ruf und Wohlstand seines Reiches handle, verweigert. Denn, wenn der Papst auch seine Unterthanen vom Gehorsam gegen ihren König abgemahnt, so habe er doch nicht hindern können, daß die Schar der Treugebliebenen demselben im Kriege gefolgt sei, sodaß er mit kleiner Macht die größten Rebellenhaufen bewältigt und die festesten Burgen zerstört hätte.

Gregor geht nun dazu über, zu berichten, was den Papst bewogen habe, gegen den frommen König einzuschreiten und ihm Wunden zu schlagen, ohne auf ein Blutgeld hoffen zu können. Er greift dabei ziemlich weit zurück in die Zeit des Schisma zwischen Papst Eugen und Felix. Damals hätten sich die Fürsten entschlossen, keinem von beiden Päpsten zu gehorchen, um das ausgebrochene Schisma nicht zu verstärken, das die Habsucht derselben nur noch mehr entflammt hätte. Vor allem sei man auf Observanz der baseler Decrete bedacht gewesen. Aber der Kaiser habe wie ein Wucherer durch seinen Geiz alles zerstört und schließlich für 100000 Gulden [1]) die Obedienz erklärt. Der päpstliche Schatz sei damals durch das

---

[1]) Heimburg erwähnt hier den Rest der ursprünglich aus 221000 Gulden bestehenden Summe, von welcher 121000 Gulden gleich bezahlt worden waren, die übrigen in bestimmten Raten von den Nachfolgern Eugen's IV. nachgezahlt werden sollten.

Hofleben auf das äußerste erschöpft gewesen, sodaß der heilige Vater in baarem Golde eine solche That nicht habe belohnen können; so habe der Kaiser als Entgelt die Provisionen vieler Kirchen, sobald eine Vacanz einträte, bis er sein Geld von den Päpsten erhielte, erlangt. Jeder Papst sollte ihm 18000 Gulden bezahlen. Nikolaus habe es freigebig gethan, Calixtus durch die Erlaubniß zur Vertheilung von Präbenden und durch Ernennung des Aeneas Sylvius zum Cardinal den Kaiser zufrieden gestellt. Dieser Aeneas, der Calixtus auf dem päpstlichen Stuhle gefolgt und Pius II. genannt worden sei, habe im römischen Reiche sich ganz dem Kaiser untergeordnet und sich bestrebt, seine Wünsche zu erfüllen, deshalb habe er denn auch beschlossen, den Böhmenkönig zu unterdrücken und zu des Kaisers Sklaven zu machen, welchen Plan zu Ende zu führen, der Tod ihn gehindert hätte. Ihm sei Paul II. gefolgt, der erst ersucht worden sei, dem Vertrage gemäß seine 18000 Gulden zu bezahlen, was er abgeschlagen, sich aber erboten hätte, in andern Dingen dem Kaiser gefällig sich zu zeigen. — Papst und Kaiser hätten sich nun gegen den König von Böhmen verschworen, bald unter dem Scheine der Rechtsgewalt, gegründet auf Verleumdungen, die im Anfange der ersten Citationsbulle ausgesprochen wären. Darauf habe des Königs Apologie mild und gemäßigt geantwortet[1]), und wenn die vorliegende Schrift veröffentlicht würde, werde die Frage sich vielen aufdrängen: wenn der König sich so mild und sanftmüthig zeigt, was kann dann den Kaiser bewegen, solch furchtbare Ränke gegen ihn in Bewegung zu setzen, da er nichts gethan, was seinen Haß hätte erregen dürfen, sondern oft mit kleiner Macht verhindert hat, daß des Kaisers Länder durch Mord und Brand verwüstet würden? — Stolz, Neid, Grausamkeit und alle übrigen Fehler der Tyrannen wolle er hier übergehen, was aber die Habsucht anbelange, so zeige sich der Kaiser als der Unbescheidenste im Nehmen, der Hartnäckigste im Behalten. Aus diesem Grunde verweigere derselbe Bezahlung seiner Schulden, besonders seiner Besoldungen für den Krieg, auf den doch jeder Staat gerüstet sein müsse, wie ja schon Plato die Jugend für den Kriegsdienst ausgeschieden und ihr das Amt auferlegt habe, den Staat zu schützen. Wie die Böhmen nun

[1]) Es ist die vom 28. Juli 1466.

Blut und Leben für das Vaterland einsetzten, so schonten sie ebenso wenig Blut und Leben für Erlangung des verweigerten Soldes. Wenn sie nämlich für andere Uebles erduldeten, weshalb sollten sie nicht ihre Waffen gegen einen Kaiser rüsten, der im Besitze großer Schätze an Gold und Silber, dieselben nicht zu brauchen wisse, und wie ein Heiligthum sie zu berühren fürchte? So hätten die, welche durch die Soldaten oft geschützt worden, wegen Soldverweigerung die Rache der Soldaten erfahren, was den Geiz des Kaisers nur um so schändlicher hervortreten lasse, der, was er seinen Unterthanen ausgequetscht habe, im Schranke verberge, sich selbst für einen Schurken halte, wenn er um einen Heller ärmer geworden, und sollte er was von diesem ausgepreßten Gelde bezahlen, den Söldnern die Vollmacht ertheile, die Untergebenen der Barone und selbst die Cleriker und Städte zu brandschatzen, daß — wenn das Geforderte nicht zu der rechten Zeit geleistet würde — sie in deren Länder eindringen, der Güter der Weltlichen und Geistlichen sich bemächtigen sollten. So hätten die Söldner die verschiedenen Grafschaften durchzogen, hätten Brandschatzungen denen auferlegt, von denen sie gar keine Steuer einfordern durften, hätten den Städtern gedroht, ihr Vieh wegzutreiben, die zur Stadt gehörigen Gebäude niederzubrennen, wenn sie ihnen nicht Hülfe leisteten bei der Plünderung der geistlichen Güter, die ihnen ja kaiserliche Majestät gestattet hätte. So hätten sich alle des Kaisers Erpressung unterworfen und durch Lug und Trug sei der kaiserliche Schatz gewachsen, da der Kaiser sich keiner Schande schäme; bei ihm Ehre, Ansehen, Tugend, Göttliches und Menschliches durch Geld aufgewogen werde, sodaß nur der als gerecht, weise, tapfer und groß anzusehen sei, der viel Geld zusammenscharre. Diese Soldaten aber seien meist Böhmen gewesen, ausgenommen die Gemeinen und Arbeiter. Aus diesem Grunde habe man sich an König Georg gewandt, der in seinem Erbarmen das Land durch eifrige Bemühungen von dieser Plage befreit und sie aus seinem Vermögen bezahlt habe, um den Kaiser schadlos zu halten. Dadurch sei der Kaiser in Bezahlung des Soldes nur noch zäher, in der Belastung seiner Unterthanen noch grausamer, gegen seinen Bruder noch härter geworden. Viele seiner Unterthanen, die an der böhmischen Grenze gewohnt und vom König Lehen getragen hätten, seien nach Böhmen gegangen und der König

habe sie auf Anrathen seiner Vasallen, die mit ihnen in freundschaftlichen oder verwandtschaftlichen Verhältnissen gestanden, in seinen Schutz aufgenommen. Die andern hätten sich an den Bruder des Kaisers gewandt, was der König auch für besser gehalten hätte, da sie doch so auf dem angestammten Boden blieben, den die Erzherzöge von Oesterreich gemeinsam besäßen. Deshalb habe der Böhmenkönig, um nicht als Parteimacher zu erscheinen, die Meisten an Erzherzog Albrecht gewiesen. Endlich sei wegen Auflegung neuer Zölle und Erschwerung der alten ein Krieg ausgebrochen. Erzherzog Albrecht habe es verstanden, durch Leutseligkeit und durch das bloße Versprechen militärischer Freiheit, um kleinern Lohn den ganzen Stamm der Soldaten an sich zu ziehen und habe dann den damaligen Sitz des Kaisers belagert. Der Kaiser habe indeß über seinen Schätzen gewacht. Während der Erzherzog die Stadt erobert, ihn mit Weib und Kind in der Burg eingeschlossen gehalten, und keiner sich sein erbarmt hätte, sei endlich der König von Böhmen, nicht sowol aus Mitleid für den geizigen Kaiser, als aus Mitleid für das römische Reich, dessen erster weltlicher Kurfürst er gewesen, ehe sein Herzogthum zum Königreich Böhmen geworden sei, ihm zu Hülfe gekommen, er habe es gethan in der Furcht, das Reich möchte in der Person eines elenden Sklaven beschimpft werden. So sei er vor Wien gezogen und habe unter den Mauern eine Schlacht geliefert, in der zwar zuerst die Rebellen gesiegt, dann aber sich zu einer friedlichen Ausgleichung hätten verstehen müssen. So sei der Kaiser und seine Familie befreit worden, aber statt des Dankes habe er geschworen, kein Geld zu zahlen, sich endlich aber zu einem Sümmchen verstanden, bei dem er nur — die Bezahlung vergessen. Damals sei alle Welt erstaunt gewesen, und ein alter Mann habe gesagt: „Staunet nicht! Der größte Theil der Menschen leidet an diesem Uebel. Wenn dieser Mann mit goldnen Fesseln gebunden wäre und die Wahl hätte, frei zu werden, er würde lieber in Knechtschaft bleiben, als ohne Gold die Freiheit genießen. Ein erkaufter Sklave kann wol die Freiheit erhalten, aber in Nerven und Gebeinen sitzt ihm die Sklaverei so tief, daß keiner sie auszutreiben vermag.“ So sei der Kaiser drei- ja viermal errettet worden und doch noch so geizig wie vordem. Als er Kaiser geworden, habe er gern die aachener Silberkrone empfangen; nach der mailändischen

eisernen für große Waffenthaten, die er allerdings auch nicht vollbracht hätte, sich aber nicht gesehnt, wol aber habe er danach getrachtet, sich die goldene in Rom aufs Haupt setzen zu lassen, versichernd, nicht mit Eisen, mit Gold wolle er kämpfen. Ennius lasse den Pyrrhus sagen: „Ich will nicht Geld noch Lohn, mit dem Kriege nicht schachern, sondern ihn führen; mit Eisen, nicht mit Gold laßt uns erforschen wer sein Leben liebe." Ebenso Fabricius, der lieber dem Gelde gebieten, als ihm Unterthan sein wollte, wie der Kaiser es sei. — Aber im Staunen hätte er ja vergessen die Schändlichkeit zu erwähnen, mit der der Kaiser gegen den König verfahren sei. Als nämlich wegen des Kaisers grausamer Habsucht die Meisten sich gegen ihn gewaffnet hätten, wobei immer die Böhmen die Anführer gewesen seien, habe der waffenlose Kaiser den König gebeten, ihn gegen dieselben zu schützen. Da ein böhmischer Soldat, der frei andern diene, doch nimmer gezwungen werden könne, in Sachen seines Vaterlandes seinem Könige die Treue zu brechen, so sei es geschehen, daß als der König durch Bitten nichts vermocht und keine Gewalt hätte brauchen dürfen, ihm nachgesagt wurde, er habe die Meutereien veranstaltet. Viele Misvergnügte seien nämlich damals in Böhmen gewesen, die sich zurückgesetzt, andere über die Gebühr verehrt geglaubt und geäußert hätten, daß Aemter und Reichthümer weniger nach Verdienst, als nach Willkür an Unwürdige vertheilt würden. Da hätten nun Papst und Kaiser Gelegenheit gesucht, das bisher unbesiegte böhmische Reich durch innere Uebel zu zerrütten und gemeinsam zu vernichten; sie hätten in der Abendmahlsfeier unter beiderlei Gestalt einen Anhalt gefunden, worin im Grunde gar keine Glaubensdifferenz liege. Habe doch der Kaiser bei der Krönung und ebenso seine Bundesgenossen von des Papstes Hand auch den Kelch getrunken, habe doch der heilige Gregor an Augustin von Canterbury geschrieben: wo ein Christus verehrt werde, schade die Verschiedenheit des Brauches nicht; ebenso bestimme Innocenz III. Kaiser und Papst hätten also unter solchem Vorwande nur gegen Böhmen conspirirt. Der Kaiser, um ohne Widerstand, den er allein von Böhmen gefürchtet, die Freiheit der Barone zu unterdrücken, ihren Reichthum in seine Schatzkammern zu bringen, da er Silber, Gold, Edelsteine zu betrachten, Perlen nach ihrer Größe zu sondern und zu sieben für das größte Vergnügen halte, — außer jenem un-

natürlichen Laster, das man zu nennen sich scheue, wovon aber Paulus im Römerbriefe Erwähnung thut.[1]) — Die Liederlichkeit des Papstes sei golden dagegen, denn gegen dieselbe lasse sich nur der Einwand erheben, daß er eine so hohe Stellung einnehme und im Alter vorgerückt sei. — Wenn ein Jüngling ausschweife, so sei es am Ende natürlich. — Andere Umstände aber kämen dazu, die die Sache erschwerten, so habe Paul seiner natürlichen Tochter, um ihren auf ähnliche Weise erzeugten Gatten zu heirathen, dadurch eine Mitgift verschafft, daß jedem, der um eine Präbende anhalte und seinen jährlichen Ertrag in seinem Gesuche erwähne, die Summe nominell um 5 oder 10 Procent höher, als er sie in der Wirklichkeit erhalte, angerechnet werde, und er auf dem Papiere höher taxirt, demnach auch Steuern in den päpstlichen Schatz zahlen müsse, woraus denn die Mitgift der Tochter erwachse. Dann kämen die Indulgenzen, mit denen den Armen das Geld aus der Tasche gezogen werde, die, wenn das Geld ausgehe, cassirt und für nichtig erklärt würden und dann neue an ihrer Statt um neuer Ursache willen fabrizirt werden müßten. So habe Pius seinen Nepoten zum Fürsten gemacht; so wolle Paulus seine Tochter dem Sigismund Malatesta vermählen. Wie früher mit Ravenna, so sei es jetzt mit Venedig. Nichts werde die Verbrechen sühnen, die man begangen habe, die Erpressungen der Cardinäle, die Beraubung der Bibliotheken, die Betrügereien u. dgl. m. Man müsse mit Bernhard von Clairvaux sagen: „wo alle schmutzig sind wird der Koth des Einzelnen nicht so bemerkt.“ Und das seien die Prediger des Friedens, sie, die nur im Stillen beobachteten, ob die Welt blind genug sei, sich betrügen und heimlich angreifen zu lassen! So habe Pius die Gelegenheit ergriffen, den Herzog Sigismund wegen einer Gebietsstreitigkeit mit dem Cardinal von Cusa mit Schmähungen und Censuren zu verfolgen und nicht eher geruht, als bis der Herzog dem Kaiser seinen Antheil von Oesterreich wieder abgetreten habe. Dennoch habe durch die Kirchen von Brixen und Trient alles geschehen können, was dem Kaiser gefallen, kraft der Autorität des Papstes. — So hätten sich denn einige misvergnügte böhmische

---

[1]) Möglicherweise mochte des Kaisers Enthaltsamkeit den Frauen gegenüber zu obscönen Gerüchten Anlaß gegeben haben, wiewol sich darüber keinerlei Spuren finden.

Barone und Edle gegen König Georg erhoben, ihn bei den benachbarten Fürsten angeschwärzt, als wenn er Gesetze und Bräuche des Reiches verletze, sei es bezüglich der Münze, oder der Jurisdiction, oder der Besatzung der Festungen, oder der Bewahrung der Krone, oder der Ertheilung von Lehen u. s. w., und hätten Siegel und Unterschrift dafür beigebracht. Darauf habe der König, gestützt auf alte Documente, versprochen, alles, was der Krieg erschüttert hätte, zurückzuführen auf den Standpunkt, den es in der Zeit des Friedens eingenommen, soweit es die Umstände erlaubten. Da nun hätten Papst und Kaiser gefürchtet, daß wenn die Böhmen sich innerlich beruhigten und versöhnten, sie ihre Hände nicht mehr im Spiele haben könnten. Und so habe der Papst die Parteiungen genährt. Nach alle dem frage nun er — Gregor — die ganze Welt, ob das die Pflicht des Papstes sei?

„O, Paulus", fährt er fort, „Bischof aller Bischöfe, du hast doch die Schafe nicht zum scheren, zum melken, noch weniger zum schlachten, sondern zum weiden überkommen! Hätte es nicht besser deinem Hirtenamt angestanden, dem König auf sein Bitten einen Tag und einen Ort zu bestimmen, wo die ganze Sache, deren er beschuldigt worden ist, mit oder ohne dein Zuthun verhandelt würde? Wenn du auf sein Anerbieten eingegangen wärest, daß, wenn sich in seinem Reiche etwas vom römischen Ritus Abweichendes fände, er dies mit Vorbehält der baseler Decrete wieder zur Einheit mit Rom zurückführen wolle; du hättest den Willen des Königs und seines Reiches erfüllt und gethan, wie der heilige Gregor an Augustin von Canterbury über die Differenz der Bräuche schrieb. Aber du fürchtest, daß das durch dich und den Kaiser niedergetretene Ansehn der Concilien aufs Neue sich erheben und deine Niederträchtigkeit der Welt mitgetheilt würde. Endlich würdest du so der Wollust entbehren, Schwangre und Säuglinge zu morden, wie es deine Räuberbanden unter dem Zeichen des Kreuzes auf Anrathen schändlicher Priester gethan haben. Aber da die Soldaten des Königs von Sieg zu Sieg schreitend, die Räuber in vielen Kämpfen niederschlugen, ihre Burgen eroberten, ihr Land besetzten, wurde die Metzelei beendet, ein ehrlicher Krieg hergestellt, wo nur der Waffentragende getödtet wird. Durch kriegerischen Muth und schonende Handhabung der

Waffen hat der König deine Priester überwunden, die übrigens noch donatistische Ketzereien im Reiche einführen, denn, wen sie gezwungen haben, dem Abendmahlskelche zu entsagen, den taufen sie wieder, welches Verbrechen durch göttliches und menschliches Gesetz verdammt wird. So laß denn die Gotteslästerung gegen Christus! Wie ein Mensch hast du nach deinem Gefallen mit Menschen gespielt, sühne deine Gotteslästerung! Gedenke, heiliger Vater, wie sehr dich die irdische Schwäche zu Boden drückt, wie du der Sünde unterworfen bist und wie manches dir anders erscheinen mag, als es in Wahrheit ist! Hüte dich auch, daß nichts anderes durch dich geschieht, als was die Liebe gebietet! Hat nicht der König in seiner Milde deine Härte ertragen und es dir überlassen, über ihn zu bestimmen, wie weit du ihn vermöge seiner Unschuld, für dir wohlgefällig und in seinen Sünden, — wenn solche in Erfahrung gebracht würden, — für gebessert halten werdest? Du möchtest am liebsten die Kirchenstrafen, dir zur Heilung anvertraut, zur ärgsten Grausamkeit misbrauchen. Was hoffst du davon, wenn im Kampfe Blut vergossen wird, daß die blutschäumende Ister das scythische Meer aufwühlt? Meinst du, daß endlich die Böhmen auf dich hören und dann Frieden machen werden? Aber dagegen wird Gott schon helfen. Denn Böhmen und Ausländer fangen an, zu sehen, daß nicht für den christlichen Glauben, nicht für die Wahrheit der Kirche, nicht für das Ansehen des römischen Stuhls, der eigenmächtig sich apostolisch nennt, — da jeder Bischofssitz katholisch und jeder Bischof ein Nachfolger der Apostel ist, — sondern, daß nach Willkür jedes Einzelnen gekämpft werde, und so werden sie ihren Haß, ihre Privatleidenschaft unterdrücken, so werden die wilden Aufregungen, nach schwerem Unglück, das sie verursacht, endlich ruhen und sie werden sich über den Frieden berathen, um nicht den Priestern ein elendes Schauspiel zu bieten, gleich Gladiatoren, die sich zerfleischen. Außerdem wird schon eure Habsucht sie ferne halten von den Manipulationen deiner Legaten, die je nach der Menge des Geldes ihre Indulgenzen vertheilen, die gegen Geld Indulgenzen geben, einen indirecten Zoll erheben auf Getreide, das aus Böhmen, wo es meist am besten geräth, in die benachbarten Länder eingeführt wird, wobei sie den, der ohne ihr Wissen von dem Reichthume Böhmens etwas ausführt, in den Bann

thun; sie verbieten, seine Waare, wie etwas Unreines, zu berühren, sie selbst aber nehmen von allem, besprengen mit geweihtem Wasser, was sie erhandelt haben, um das Volk zu vermögen es von ihnen zu kaufen. Erbarme dich, Vater! Erbarme dich wenigstens derer, die du gegen Böhmen aufgehetzt hast! Habe Mitleid mit denen, die deinetwegen mit so grausamen Maßregeln heimgesucht werden und in ihrer Unschuld verharren. Es ist so schwer die Unschuld leiden sehen! Diesem allen kannst du ein Ende machen, wenn du dem König Gehör gibst, über die Sache verhandeln, und die Wahrheit und den ganzen Sachverhalt durch das Zeugniß gewichtiger Personen ergründen willst, das möge Gott dir eingeben, der hochgelobt sei in Ewigkeit!"

Es ist dies die letzte Schrift, die nachweislich von Gregor herrührt. Manche andere mag noch vorher von ihm verfaßt worden sein, ohne daß sie seinen Namen, wie den eigenthümlichen Stempel seines Charakters trägt. Noch einmal hat Heimburg alle Schärfe seines Geistes, allen Reichthum seiner politischen Erfahrung, alle Glut seines ehrlichen, warmen Herzens in ein kräftiges Wort ergossen. Jetzt hörte der Streit der Feder auf, da das Schwert gezogen wurde. Im Schlachtenlärm verstummte Heimburg's Stimme. Daß er aber immer noch den lebhaftesten Antheil an den Ereignissen nahm, für seinen Herren fortgesetzt thätig war, das beweisen seine Correspondenzen, die er in der Folgezeit mit Markgraf Albrecht von Brandenburg und seinem Schwager führte.

XI.

Fortsetzung. Der Krieg König Georg's mit Matthias von Ungarn. Heimburg's weitere Correspondenzen, letzte Schicksale und Tod.

Die Operationen des Papstes und des Kaisers, Georg zu stürzen, wurden drohender und ernsthafter. Das Jahr 1468 schien fast den Ketzern den Untergang bereiten zu sollen. Ein neuer Plan war bestimmt, mit verstärkten Machtmitteln über Böhmen sich zu entrollen und den König zu zermalmen.

Matthias von Ungarn hatte zu unzweideutig in der letzten Zeit gezeigt, wie ihm nur die Gelegenheit fehle, gegen Böhmen loszubrechen, ihn wollte der Papst festhalten. Da er aber keineswegs so ungehindert mit seinen Kräften schalten und walten konnte, die Türken sein Reich durch ihr fortwährendes Vorschreiten arg bedrohten, und die ungarischen Stände sich nicht gegen die Ketzer gebrauchen lassen wollten, so lange es noch gegen die Türken zu kämpfen galt, so mußte er durch anderweitige Macht verstärkt werden. Diese Macht bot Kasimir von Polen; zwar hatte er weder dem Papste noch den rebellischen Unterthanen Georg's jemals Hoffnung gemacht, ihnen beizustehen, und oftmals schon Anträge zurückgewiesen: jetzt wollten sie ihn durch Bande der Verwandtschaft fesseln. Das Project einer Doppelheirath ward zwischen Matthias, Papst und Kaiser verabredet. Der Kaiser wollte sich um Kasimir's älteste Tochter, Hedwig, für Matthias, und um dessen zweite, Sophie, für seinen eigenen Sohn Maximilian bewerben; zugleich wurde Matthias im Falle des Gelingens seines Zugs gegen die Ketzer die böhmische Krone zugesichert, die Kasimir ausgeschlagen und deren Anerbietung an Matthias für Kasimir insofern nichts Beleidigendes haben konnte, als sie in seinem Hause blieb.

Matthias war auf alles eingegangen. Der Papst hatte geschürt, den Schwiegersohn gegen den Schwiegervater aufgehetzt, und alle erwarteten die glänzendsten Erfolge, die um so sicherer schienen, als Georg von seinem Lieblinge Matthias einen solchen Verrath sich niemals hätte träumen lassen. — Aber sie hatten die Rechnung ohne den Wirth gemacht; die Königin Elisabeth von Polen, ihres alten fürstlichen Blutes bewußt, war keineswegs gesonnen, ihre Tochter an einen Emporkömmling, wie Matthias, zu vermählen; Kasimir, dem natürlich die feste Stellung, die Matthias in Böhmen faßte, auch nicht lieb sein konnte und der wußte, daß es nicht blos der fromme Glaube war, der Matthias gegen die Ketzer entflammte, wünschte diese Verbindung ebenso wenig, und wies somit alle Anträge zurück.

Eine plötzliche Wendung gab auf einmal allen Verhältnissen eine neue Lage. Georg hatte, nachdem er den Kampf gegen seine aufrührerischen Vasallen glücklich beendigt, einen Handstreich gegen den Kaiser ausgeführt, und Prinz Victorin war plötzlich in die österreichischen Erblande mit einer Heeresmacht eingefallen. Am Freitage nach Epiphanias 1468 sagte derselbe dem Kaiser trotzig ab, griff auf Grund jener Schuldforderung, die Georg an den Kaiser gestellt und dieser zu bezahlen sich geweigert, sowie wegen des Unrechts, das der Kaiser Georg von Stein zugefügt hatte, vereint mit den Eizingers, Georg von Stein, Wilhelm von Puochhaim und den andern österreichischen Misvergnügten, deren gährender Haß hell ausbrach, den Kaiser so heftig an, daß das kaiserliche Heer sich zur Flucht wandte und nur Sdenko von Sternberg, der mit 400 Reitern ihm zu Hülfe zog, es zum Stehen brachte. Der Kampf währte mit wechselndem Glücke zwischen beiden fort, bis endlich Friedrich Matthias von Ungarn zu Hülfe rief, der nur auf die Gelegenheit gewartet hatte, vorzugehen. Mit 3000 Reitern und 2000 Mann Fußvolk rückte er nach Presburg vor und sandte dem nichts ahnenden Victorin, dessen Macht nur in 600 Reitern bestand, am 31. März plötzlich einen beleidigenden Absagebrief in sein Lager bei Stockerau. Im nächsten Augenblicke konnte er ihm gegenüberstehen.

Georg war wie vom Blitze getroffen; er hatte noch kürzlich die freundschaftlichsten Briefe mit Matthias gewechselt, ebenso seine Söhne, und nun that ihm sein Schwiegersohn dieses an. Daß es diesem Ernst

war, zeigten seine Zurüstungen, zeigte die Schnelligkeit, mit der er sich mit den Rebellen in Böhmen in Verbindung setzte und sich zum Führer derselben aufwarf. Georg sandte augenblicklich eine Gesandtschaft, schrieb zwei Briefe voll der tiefsten Trauer und der schmerzlichsten Befremdung. Auch Gregor von Heimburg schrieb an den Erzbischof von Gran in größter Bestürzung. Es ist der letzte Brief an Johann Witez, der uns vorliegt, aus der Osterwoche 1468 datirt.[1])

Die zwei Jahre, die er nun bei Georg zugebracht, habe er vor allem darauf verwandt, die böhmische und ungarische Krone aufs engste zu verknüpfen. Ihm sei König Matthias als die geeignetste Person erschienen, zwischen Georg und Papst und Kaiser zu vermitteln, da er der Schild der Christenheit in Europa genannt werden müsse. So habe ihn denn die Art und Weise, wie Matthias gegen Herzog Victorin aufgetreten sei, tief erschüttert; derselbe sei so fromm und mild, daß man ihn eher der Schwäche, als der Grausamkeit zeihen könne. Es sei die Schilderung, die König Matthias von ihm in seinem Absagebriefe entworfen, zu schmerzlich. Der Herzog, wie König Georg würden sich darein zu finden wissen, mit jenem ruhigen Gleichmuth, der Georg in keiner Lage den Kopf verlieren lasse, sondern zum Weisen stemple. Auch er lasse die Hoffnung nicht fallen, den König Matthias noch als Vermittler zwischen Georg und dem Kaiser zu sehen, und sei dies geglückt, so werde auch der Papst zur Versöhnung sich herbeilassen. Der Erzbischof solle nun nach seinem Gutdünken den König zu bereden suchen als echter Priester, daß er nicht zu Schlimmerem vorgehe; er bäte ihn, ihm im nächsten Briefe davon Nachricht zu geben.

Man sieht, wie wenig noch immer in Böhmen an den Ernst von Matthias' Feindschaft geglaubt wurde. Indeß der Krieg kam nur zu bald zum Ausbruche. Der König von Ungarn hatte sogar Friede mit den Türken geschlossen und war bereits in Mähren eingefallen. — Georg's ganze Bemühungen waren nur noch darauf gerichtet, Polen, dessen König nach wie vor gegen ihn aufgehetzt wurde, fern zu halten von der Verbindung mit seinen Gegnern. Er war auch jetzt willig, sich einem Schiedsspruche Polens in seiner Angelegenheit mit Matthias, wie mit dem Kaiser zu unterwerfen, versprach freiwillig für seine Söhne zu

---

[2]) Archiv österr. Geschichtsquellen, Bd. XII, S. 346.

Gunsten des Wladislaus auf die böhmische Krone zu verzichten, und erreichte es denn auch, daß der König neutral blieb. Indeß donnerte der Papst mit Bullen und Bannflüchen, feierte des Matthias Einfall in Mähren mit überschwenglichem Lobe.

Georg's Lage ward äußerst bedenklich, denn nicht nur, daß die Rebellion jetzt durch Matthias gestützt, aufs Neue emporflammte, so sammelte der päpstliche Legat am kaiserlichen Hofe noch allerlei Gesindel, ließ ihnen ein Kreuz aufheften und hetzte sie dann nach Böhmen. So waren es drei Mächte der verschiedensten Art, gegen die Georg sich zu vertheidigen hatte. Dennoch verlor er den Muth nicht. Er selbst zog zu Felde, mit ihm sein heldenmüthiger Sohn Victorin. Nach einigen Scharmützeln schien es fast, als ob Matthias den Kampf nicht so ernstlich wünsche, denn er nahm die ihm von Georg bei Laa angebotene Schlacht nicht an, und ging sogar auf Unterhandlungen ein; allein dieselben zerschlugen sich und Matthias rückte vor. Prinz Victorin, der das österreichische Kreuzvolk aufs Haupt geschlagen, mußte sich vor der Uebermacht zurückziehen und warf sich in die Stadt Trebitsch. Aber der König belagerte dieselbe, nahm sie ein, und der Prinz war gezwungen, sich in das feste Kloster zurückzuziehen; dort hielt er aus, bis der Hunger ihn und die Seinen zwang, sich durchzuschlagen. — Es war ein verwegener Streich, aber er gelang. — Von da wollte König Matthias mit einem neu verstärkten Heere seine Operationen gegen Böhmen selbst beginnen. Aber er verstand es nicht, die Herzen sich geneigt zu machen. Die unerhörten Grausamkeiten und Schandthaten seines Gefolges reizten die kriegerischen Böhmen aufs äußerste; bei Turnau wurde das ungarische Heer geschickt angegriffen und nachdrücklich geworfen.

Matthias sah jetzt doch ein, daß er sich in eine gefährliche Angelegenheit eingelassen, zumal da von Papst und Kaiser wol häufige Belobungsschreiben ankamen, aber keinerlei Hülfe; ebenso säumten damit die großsprecherischen Schlesier und Lausitzer. Am empfindlichsten aber kränkte ihn die indeß eingetroffene Entscheidung Kasimir's, in der derselbe seine Bewerbung um die älteste polnische Prinzessin zurückwies und damit ihm auch die erbetene Hülfe gegen Georg abschlug, trotzdem Matthias sich nachträglich erboten hatte, im Falle sie siegten, die Krone Böhmens an einem polnischen Prinzen abzutreten. Seinen

Aerger mußte es nur vermehren, daß der Gesandte Georg's von Kasimir sehr freundlich aufgenommen, Versicherungen der Freundschaft gewechselt wurden und der König auf Georg's Bitte, eine Versöhnung mit dem Papste und seinen Unterthanen einzuleiten, sich sehr bereitwillig zeigte. — Ingrimmig griff er aufs neue zu den Waffen. Am 20. Juni zog er aus, eroberte Brünn, setzte sich bald in Besitz von ganz Mähren und schloß mit den Herren einen festen Bund; denn so wie früher konnte der Krieg nicht länger geführt werden, wenn Georg zu Boden geworfen werden sollte. Einige Niederlagen, die er dem Feinde beibrachte, machten Matthias' Hoffnungen wieder rege und fachten seinen Ehrgeiz von neuem an. Wiederum blickte er auf den Kaiser, der ihn zu diesem Zuge ermuntert und die glänzendsten Verheißungen gemacht hatte; er erwartete Erfüllung gegebener Versprechungen und ahnte nicht, daß Friedrich zu gleicher Zeit, wo er ihn seinen lieben Sohn genannt, wo er ihm mit heiligen Schwüren die Krone Böhmens verheißen, schon mit dem Herzog von Burgund und, als dieser nicht willfährig sich zeigte, mit dem Kurfürsten von Brandenburg in Unterhandlung getreten war und dieselbe Krone diesen Fürsten angeboten hatte. — Die Hoffnung auf des Kaisers kräftigen Beistand machte ihn so zuversichtlich und trotzig in den Verhandlungen mit den polnischen Gesandten, die der Verabredung gemäß gekommen waren, zwischen ihm und Georg zu vermitteln, daß er die übertriebensten Forderungen stellte und ein Waffenstillstand, der bis zum 2. Februar 1470 intendirt war, durch seine Schuld nicht zu Stande kam.

Mismuthig zog sich der König am 3. September nach Ungarn zurück. Indeß waren seine Truppen unter Sdenko von Sternberg's Befehl nicht unglücklich gewesen, sie hatten Georg die empfindlichsten Verluste beigebracht, Hoyerswerda, Frankenstein ihm entrissen. Am 10. October verlor Georg das Kloster Hradisch nach blutigem Kampfe. Sein alter Freund Sdenko Kostka ward getödtet, — ein für ihn unersetzlicher Verlust. Dennoch hielt sich der König, und als ihm die Eroberung des Schlosses Konopist, des Stammschlosses Sdenko's von Sternberg, seines Erzfeindes, gelungen war, Victorin die Stadt Ostrau in Mähren eingenommen hatte und ein Theil des ungarischen Heeres abziehen mußte, weil ein Einfall der Türken drohte, da schienen sich die Verhältnisse für Georg wieder günstiger gestalten zu

wollen, und die Aussichten des Matthias auf die böhmische Krone waren wieder ins Weite gerückt, freilich fast weniger durch seinen ehrlichen Gegner, als durch seinen falschen Freund. Der Kaiser hatte nämlich im November mit vielem Andachtsgepränge einen Zug nach Rom unternommen, man sagte, um seinem innern Drange zu genügen und mit dem Papste über eine energischere Betreibung des Türkenkriegs zu verhandeln, in der That aber, um im Falle einer Einnahme Böhmens sich selbst den Besitz dieser Krone, die er Matthias versprochen, vom Papste garantiren zu lassen; und während er daselbst auf den Knien lag, in der Christnacht als Diakonus das Evangelium sang, fanden sehr weltliche Verhandlungen statt, das Hausinteresse Friedrich's war mächtiger als seine Bigotterie; die Krone Böhmens, ja vielleicht die Ungarns schienen ihm bedeutend genug, darüber auf einige Zeit das Himmlische zu vergessen, ja es selbst als Maske zu misbrauchen. Sein Gelübde, in ein Kloster zu gehen, ward wenigstens bis auf weiteres aufgeschoben.

Zu derselben Zeit ging auch eine Gesandtschaft Kasimir's nach Rom ab, der Verabredung gemäß, eine Versöhnung zwischen Georg und dem heiligen Stuhle zu versuchen.

Hier nun beginnt eine neue Gruppe Heimburg'scher Briefe, die, außerdem daß sie deutsch geschrieben sind, einen wesentlich andern Charakter tragen, als die vorhergehenden. Hatten jene stets einen politischen Zweck, so sind diese mehr reflectirend, mehr berichtend; hier und da nur gibt er einen Rath und eine Anweisung. Heimburg ist alt geworden, und die aufreibende Unruhe des Geschäftslebens hatte ihn ermüdet. Ob er während dieses Krieges mit Matthias irgendwie thätig gewesen, ist unbekannt und wol auch unwahrscheinlich. Doch beobachtete er die Dinge mit sorgsamem Auge nach wie vor und in seinen Briefen sprach er sich dann darüber aus. — Die Personen, an die sie gerichtet sind, gehören einem ganz neuen Kreise an. Die bedeutendste darunter ist der Markgraf Albrecht Achilles. Wir müssen etwas zurückgehen, um das freundliche Verhältniß, in das Heimburg zu diesem Fürsten getreten war, zu begreifen.

Wir erinnern uns, daß im Anfange des Jahres 1467 Albrecht Achilles, trotz der heftigsten Abmahnungen von seiten des Papstes, seine

Tochter Ursula einem Sohne König Georg's zum Weibe gegeben, daß er mit diesem Schritte sich offen zu Georg's Politik bekannt hatte und ebenso offen Papst und Kaiser gegenübergetreten war. Begreiflicherweise mußte das beiden, zumal Albrecht Achilles erst auf ihrer Seite gestanden, zu Eger am meisten dagegen gethan hatte, daß Georg zur Kaiserkrone gelangte, der empfindlichste Schlag sein, der sie treffen konnte, besonders, da der mächtige Fürst durch sein Ansehen viele der weniger selbständigen Reichsfürsten auf Georg's Seite hinüberzog. Durch diese Annäherung des Markgrafen an Georg, für die Gregor von Heimburg als des Königs Rath vielleicht selbst in seiner Weise thätig gewesen war, mußte derselbe mit dem Fürsten, — welchem er einst in Neustadt als Vertreter Nürnbergs so männlich gegenübergestanden, dem er in seinen Erbansprüchen und Uebergriffen oft so nachdrücklich sich widersetzt hatte, — nothwendig auch in ein freundlicheres Verhältniß treten, und eine Annäherung seines Herrn und des Markgrafen ihn selbst auch diesem näher bringen. Dazu kam noch ein anderes, nämlich daß Heimburg in seiner Lage mehr als je das Bedürfniß fühlte, des Markgrafen Schutz in Anspruch zu nehmen.

Der Papst hatte keineswegs vergessen, daß Gregor von Heimburg der älteste und kühnste Feind der Curie gewesen war, daß er in seinen Appellationen und Invectiven dem römischen Stuhle mehr Schaden gethan hatte, als so leicht wieder gut zu machen war, daß er seines Bannes nicht geachtet und auch jetzt wieder den Ketzer Georg in seiner Opposition unterstützt, ja jene Appellation verfaßt habe, die, weit entfernt die katholischen Fürsten von Georg abzuwenden, ihm neue Freunde erworben hatte. An ihm suchte er sich zu rächen: er setzte die alten Bannbullen wieder in Kraft, forderte den Bischof von Würzburg, Rudolf von Scherenberg, auf, Heimburg als Gebannten zu bekriegen, seine sämmtlichen Güter, Schuld, Geld, Zins und Gefälle „zu seinen Handen" zu nehmen; ein Auftrag, den der Bischof, dankbar für die Dienste, die Heimburg seinen Vorgängern und dem Stifte geleistet, nur ungern übernahm, zu dessen Erfüllung ihn aber der Papst bei Strafe des Bannes zwang. — Noch schärfer ward das Verfahren gegen Gregor, als der Cardinal Lorenz Roborella, in seiner Eigenschaft als legatus a latere bevollmächtigt, „Sendpfaffen" zum Zwecke des Türkenkriegs, wie gegen die Ketzer anzustellen, gegen ihn

sowol selbst predigte, als auch den berüchtigten Minoriten Angelus von Stiria predigen ließ.[1]) Eine That, die besonders Heimburg's unschuldiger Familie den größten Nachtheil brachte.

Da nun verwandte sich König Georg für ihn und schrieb in dieser Sache an Markgraf Albrecht, weil derselbe durch das Lehnsverhältniß, in dem er zu Würzburg stand, einen sehr bedeutenden Einfluß auf die würzburger Angelegenheiten gewonnen hatte. Sein Brief vom 15. Juni 1467 [2]) meldet, daß er gehört, ein Ritter Hans Schieck von Schauenberg habe „des hochgeboreten Gregorien Haymburg lerrer beyder rechten vnnsers heymlichen Rats und lieben getrewen" Habe und Gut mit Briefen sich übergeben lassen, und der Coadjutor des Erzbischofs von Augsburg, Graf Hans von Werdenberg, habe diese Uebergabe bestätigt. Er meine, daß dies nur ohne Vorwissen des würzburger Bischofs geschehen sein könne, und wenn der Schaden auch klein sei, so werde doch die Schmach, die daraus erwachse, daß einem so angesehenen Manne sein Besitzthum geraubt worden sei, bei Papst, Kaiser, Fürsten und Städten dem Ritter großen Schaden bringen. Er bittet deshalb den Markgrafen um ihrer Verwandtschaft und ihres Bündnisses willen, beim Bischof von Würzburg wie bei jenen beiden Herren dahin zu wirken, daß diese ärgerliche That rückgängig gemacht werde.

Der genannte Hans Schieck von Schauenberg scheint demnach der Executor des päpstlichen Mandats gewesen zu sein, und es ist nur eine diplomatische Feinheit, daß Georg durchaus beiseite läßt, daß der Papst doch der Urheber dieser Confiscation war, ja daß er sich sogar stellt, als wenn das Dulden eines solchen Thuns dem genannten Ritter vom Papste Misbilligung zuziehen könnte. — Weniger fein und gewandt ist das Briefchen, das Gregor selbst am 21. Juni 1467 an den Markgrafen sandte [3]), besonders wegen der unzarten

---

[1]) Die Damnationsbulle gegen Georg Podiebrad erwähnt namentlich des Gregor: Item excommunicamus et anathematizamus damnatae haeresis defensorum Gregorium de haymburg, qui sicut alias justo indicio haereticus declarari promeruit, ita nunc quoque in supradicto Bohemiae regno petra scandali et lapis offensionis factus est.

[2]) Archiv für Kunde österr. Geschichtsquellen, Bd. VII, S. 47.

[3]) Daselbst, Bd. VII, S. 47.

Mahnung am Ende, das wir jedoch der Kürze wegen im Original mittheilen:

„Durchleuchtiger hochgeborener Fürst Genediger liber Herr! Ewr gnad weiss wol wie mein Herr der kunig vnd ewer gnad vor allen andern Fürsten einander gewannt sein. Nw kan ich nit erdenken das ewr schick von Schawenberg oder der Werdenberg ichts gethun mugen on verhengknuss meines Herrn von Würtzpurg hofft ich schrieb ewr gnad dem Bischof wie jr mich vnd das mein versprecht vnd schribt etlichen schawenbergern des Schicken nechsten frunden es blieb alles underwegen. Mein her der kunig wigt die smehe hoher denn den schaden. Alles von Babst vnd kaisers wegen. Dat. Sonntag vor Baptista 1467.

„Ewr Gnad ist mir noch XL gulden schuldig als ein erb ewrs bruders meiner alten dinst in der sach des Landes von Wenden [1]) wolt mich ewr gnad zaln ich getrawet es hir vnd anderswo zu verdinen gleich als ob es ein genedige gab were.“

Welchen Erfolg dieses Schreiben an den Markgrafen gehabt, ob es irgendwelchen Einfluß auf Heimburg's Verhältnisse geübt habe, wissen wir nicht; nur das eine war sicher, daß die beiden Männer sich wieder näher getreten waren und Gregor sogat eine Correspondenz mit dem Markgrafen zu führen begann, die mitunter wol einen officiellen Anstrich hat, in der Hauptsache aber eine vertrauliche genannt werden kann. [2]) Der erste Brief, der uns an den Markgrafen gerichtet vorliegt, ist vom 21. December 1468 und betrifft jene polnische Gesandtschaft, deren wir schon oben Erwähnung thaten. Er verschweigt den Auftrag, den sie von seiten des Königs von Böhmen bekommen hatten, und hebt nur die Angelegenheit hervor, die sie im Interesse des eigenen Landes vertreten.

Polen hatte einst mit dem Deutschen Orden einen Krieg geführt, und die preußischen Ordensunterthanen waren ihm zur Seite gestanden; dafür hatte dieselben der Bann getroffen, und nicht eher

---

[1]) Wenn Gregor dem Kurfürsten von Brandenburg diesen Dienst geleistet, ist nicht genau zu bestimmen.

[2]) Heimburg's Briefe an den Markgrafen sowie an dessen Umgebung sind von Constantin Höfler im „Kaiserlichen Buche des Markgrafen Albrecht Achilles“ herausgegeben und stammen aus dem Plessenburger Archive.

wollte der Papst denselben lösen, als bis der König von Polen sich verpflichtet hätte, gegen Georg von Böhmen zu kämpfen. Da wir nun sahen, daß der König sich neutral gehalten und die angebotene böhmische Krone abgelehnt hatte, so war auch nicht die Absolution für die Preußen, nicht einmal die Bestätigung des indessen zwischen Polen und dem Orden abgeschlossenen Friedens eingetroffen. Dem König von Polen mußte an derselben liegen, und er glaubte, wenn es ihm gelänge, eine Versöhnung Georg's mit der Kirche zu Stande zu bringen, so werde das dem Papste genügen. Das war der tiefere Grund, daß Kasimir Georg öfter anbot, eine Vermittelung mit Rom und ihm zu versuchen. Deshalb war es, daß er jetzt jene Gesandtschaft abschickte, um mit der Versicherung von Georg's Geneigtheit den Papst zur Bestätigung des Friedens mit dem Deutschen Orden zu vermögen. Heimburg fürchtet von diesem für den Orden ungünstigen Frieden für die deutsche Nation Schaden und meint, man hätte dem Deutschorden kräftiger beistehen sollen, da Polen sonst in Preußen allzuweit vordringen möchte.

Der Brief lautet so: „Durchlauchtiger, hochgeborener Furst vnd Herr, mein vndertenig willigen Dienst allen zeyten. Gnediger Herr.[1]) Die polanische Botschaft reyt gein Rom mit kostlichen kleynoten zu erwerben Bestetigung der teyding mit dem deutschen orden in Preußen, wo sie die erlangen, wurde nach der newen March gegriffen; were nit besser denn das all kurfursten, fursten, prelaten dem Babst schreiben, das soliches wider gantz teutsch nation were, wo es daruber geschehe, mug der orden in deutschen landen appelliren vnd die ganz nation adheriren, denn geschihet es, so ist es aller deutschen nation schentlich vnd dem reich ein abbruch, des acht der keiser nichts. Geben thom. apostolo 1468 Meim Herrn kunig stehen all sein sach ganz glucklich zu vnd gewynnet allen enden, das wisset fur war."

Der nächste Brief[2]) meldet die Eroberung von Konopist und Ostrau, er ist Tags darauf an seinen Schwager Laurein Vogt, „Castner", — wie es scheint Secretär oder eine ähnliche dienstliche Stellung bei Markgraf Albrecht, — geschrieben. Er schreibt darin, daß König Georg Konopist eingenommen und gegen Sdenko von Sternberg

---

[1]) Kaiserl. Buch.

[2]) Brief an seinen Schwager. Dor. 97, p. 199.

behauptet habe, daß Herzog Victorin 180 Mann gefangen, daß der feindliche Hauptmann Podmanicky in einem Moore versunken, daß das Kloster Hradisch durch die mannhafte Haltung der Stadt Ostrau aus den Händen der Feinde gerettet worden sei, und daß die Aussichten auf günstigen Erfolg um so größere wären, da die Türken gegen Belgrad wieder ihren Marsch richteten. Der König habe außerdem die Absicht, das Schloß Spielberg zu retten, das König Matthias erobert und zum Ausgangspunkt seiner Expedition nach Böhmen gemacht habe. Er glaubt, dem König werde seine Absicht gelingen, denn Sternberg sei ganz verlassen und besonders seit des Kaisers Zuge nach Rom ganz hülflos geworden. Zum Schlusse bittet er, die Nachrichten, die er ihm gegeben, dem Markgrafen mitzutheilen.

Der nächste Brief an denselben, seinen Schwager, ohne Datum, indeß wol vom nächsten Jahre, läßt uns einen Blick auf die österreichischen Verhältnisse thun. Aufs neue flammte der Aufruhr empor, als der Kaiser nach Rom gezogen war. Ein gewisser Andreas Baumkircher, der den Kaiser vormals gegen die Rebellen geschützt hatte und mit dem der Kaiser schon früher einen ärgerlichen Rechtsstreit gehabt, hatte einige Schlösser in Steyermark mit Hülfe fremder Söldner besetzt und war später besiegt worden. Der Brief ist so interessant und in seiner Art und Weise so eigenthümlich, daß wir ihn im Original mittheilen:

„Bawmkirchers krieg geet die kunge nichts an, doch behilfft er sich mit pohemischen, polanischen, ungrischen Brüdern. Es ist schand, das deutsch Furstën sich nit annemen gein den Babst von deutsch ordens wegen vnd dorften doch Coln, Maintz, Trier, Pfalz, Bayern, Sachsen, den kunig von Polan nit schewehen. Oesterreich hinket an beyden Beynen, Burgund ist welisch, mit gulch, kleve vnd Geldern, Baden vnd wirtemberg hent nit ruemes. Mich verdrüsse der arbeyt nit, ich wissete es auch wohl zu runden, hatten wir ein redlichen keyser, sollen aber sovil Fursten lassig sein, von eynes schelmigen keysers wegen, ist mir leyd. Des pfalzgrafen vater ist vor XLIII Jaren darumb stark gen preussen gezogen, desselben mals zogen marggraf Fridrich seligen gedechtnus, den Karlstein zu retten."

Wir sehen, wie Heimburg in seinen Ansichten über Papst und Kaiser derselbe geblieben war. — Doch ein neues Ereigniß lenkt jetzt seine Aufmerksamkeit auf sich, es ist der im Februar 1469 zwischen Matthias

und Georg abgeredete Tag in Olmütz. Im Anfange des Jahres 1469 war Matthias mit gewaltigen Heereskräften sengend und brennend abermals in Mähren eingedrungen. Schloß Rosenberg und Spielberg fielen ihm, Brünn erlitt argen Schaden, in Böhmen erhoben sich, von den Legaten aufgehetzt, die Häupter der Rebellion und eilten Matthias zu Hülfe. Mit mächtiger Hand dämmte Georg den Strom der Feinde: ein Heer von 20000 Mann war für ihn unter den Waffen. Kampfgerüstet standen sich beide Könige einander gegenüber. — Da auf einmal, als alle eine blutige Entscheidung erwarten, reichten sich in einer Unterredung, die unter vier Augen in dem Dorfe Auhrow bei Willimow am 27. Februar statt fand, dieselben plötzlich die Hand, schlossen Frieden bis auf Pfingsten nächsten Jahres und verabredeten auf den 4. April einen Tag in Olmütz, gerade als der Reichstag von Regensburg, unter Roborella's Vorsitz, Georg's ketzerischer Bosheit ewige Vernichtung geschworen hatte. Die päpstliche Partei war wie vom Donner gerührt.

Was mochte der Grund sein, daß Matthias mit dem Ketzerkönig zu einer Einigung sich herbeiließ? Waren es die Türken, die wieder ihr Haupt zu erheben begannen, sodaß Matthias nicht gut im Auslande einen größern Krieg führen durfte? Der Hauptgrund war die merkliche Spannung, die zwischen ihm und dem Kaiser sich eingeschlichen hatte. Er mochte ziemlich sichere Kunde davon erhalten haben, was den Kaiser, mehr als die Erfüllung des Gelübdes, das er, von seinem Bruder und den aufrührerischen Wienern belagert, im Jahre 1462 abgelegt, nach Rom getrieben hatte, daß derselbe trotz aller Versprechungen an ihm zum Schelm geworden war und sich und seinen Nachkommen die Erbschaft Böhmens habe zusichern lassen. Er sah sich betrogen durch den schlauen Habsburger, und seine Stimmung dem Kaiser gegenüber war eine so gereizte, daß der päpstliche Legat den ernsthaften Verdacht hatte, Matthias sei in dem Handel Baumkircher's mit betheiligt. — In dieser Lage mochte Matthias sich Georg wieder mehr zuneigen, als vordem, in der sichern Voraussetzung, daß wenn er zur böhmischen Krone gelangen solle, es eher durch Georg als durch den Kaiser geschehen würde. Ja, die Verhandlungen zu Auhrow scheinen darin einen ganz bestimmten Zwecke gewidmet gewesen zu sein. König Matthias muß Georg offen mitgetheilt haben, daß ihm Kaiser Friedrich einst die römische Kaiserkrone versprochen, und ihn gebeten

haben, ihm im Nothfalle seine Stimme zu geben. Darauf hin hatte Georg den Ritter Johann Span von Berstein zu Markgraf Albrecht gesandt, ihn in dieser Angelegenheit zu befragen. Albrecht's Entscheidung war mehr verneinend als beistimmend gewesen. So hörten vor der Hand wol die Verhandlungen auf, aber nicht Matthias hochfliegende Plane, zu deren Verwirklichung die böhmische Krone nur eine Staffel sein sollte.

Der verabredete Tag von Olmütz kam endlich zu Stande, die päpstlichen Legaten Lorenzo Roborella und Rudolf von Lavant waren erschienen und hetzten Matthias, Georg in keiner Weise nachzugeben, ebenso viele Herren vom ungarischen Adel. Nachträglich kam noch die polnische Gesandtschaft, die in der böhmischen Angelegenheit nach Rom gegangen war, und suchte irgendwelche Beschlüsse, die etwa zum Nachtheile Polens gefaßt werden konnten, zu verhüten. Zuletzt kamen die beiden Könige auf freiem Felde zusammen. Matthias betrug sich höflich und rücksichtsvoll, was den Legaten so ergrimmte, daß er Gefangennehmung Georg's und seiner Söhne verlangte und Olmütz mit dem Interdict belegte. Mit Mühe brachte Matthias die Verhandlungen wieder in Gang. Georg suchte seinerseits auch alles Mögliche zu thun, um ein Friedenswerk zu Stande zu bringen; er wandte sich selbst an Sdenko von Sternberg, seinen Feind, um zu sehen, ob nicht eine Ausgleichung möglich wäre. Doch wies ihn dieser zurück, und auf sein und Roborella's Betrieb wurde wirklich Matthias zum König von Böhmen erwählt. Matthias weigerte sich anfangs pflichtschuldigst, sprach den Ständen das Recht ab, einen neuen König sich zu wählen, wies auf die Rechte des Königs von Polen auf den böhmischen Thron hin. Allein bald überwarf er sich aufs neue mit Georg; besonders durch die päpstliche Partei bestimmt, kam er den Verpflichtungen betreffs der Compactaten und der Fürsprache in Rom, die er Georg gegenüber übernommen hatte, nicht nach. Der beabsichtigte Vertrag verlängerte den Waffenstillstand bis 1470, war aber sonst ganz erfolglos, und so ließ sich denn Matthias am 3. Mai in Olmütz salben und, trotz der Einsprache der polnischen Gesandten, von den Ständen die Huldigung darbringen, getragen von den katholischen Elementen des böhmischen Reiches, die Matthias für den Beschützer der christlichen Lehre in Böhmen erklärt und die Forderung

an ihn gestellt hatten, die böhmische Ketzerei zu vernichten. Bald sollten sie sehen, welche Geißel sie sich in Matthias aufgebürdet hatten. Tief ergrimmt wandte sich Georg Polen zu.

Am 4. Mai, einen Tag nach der Salbung des Matthias, von der er noch nichts wußte, schrieb Heimburg an seinen Schwager über diese Angelegenheit. Der Friede zwischen Georg und Matthias, ist es, der seine Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Er meldet seinem Schwager, wie der Friede zwischen dem König von Böhmen und Ungarn zu Stande gekommen sei bis Pfingsten übers Jahr; wie König Matthias sich zum „Untertheidinger" gemacht, daß während dieser Zeit die Spaltung in Handel und Verkehr zwischen „kelchern und oblatern" aufhören solle. Sobald der Friede verkündigt worden, wolle er es seinen Schwager wissen lassen. Mehr könne er im Augenblick nicht schreiben. Nun folgt eine Privatangelegenheit wegen das „sent und erzbristerampt", die speciell ihn und den Markgrafen Albrecht angeht und, wie aus des Markgrafen Antwort an Heimburg ersichtlich ist, einen Uebergriff der Geistlichkeit und der päpstlichen Legaten anlangt.[1]) Heimburg versichert, die Mittel in den Händen zu haben, jene unberechtigten Angriffe zurückzuweisen, sein Schwager solle dies dem Markgrafen mittheilen, und habe derselbe Lust dazu, so „wolle er es seinen gnaden so klar vnd lawter zuschreiben, das ein iglicher gelerter doctor verstet, das es gegrundet ist vnd das er seinen richter daruber mag haben zu anspach, Bamberg, nurnberg oder herriden."

Am 22. Mai erhielt er in dieser Sache eine Antwort von Markgraf Albrecht Achilles. Der Markgraf hatte das Anerbieten Heimburg's dankbar angenommen, er theilt Heimburg ferner mit, wie er sich der Beschwerungen der geistlichen Gerichte bisher mit einer Appellation und in anderer Weise erwehrt habe, bittet Heimburg, ihm aber Aufschluß zu geben und die Rechte zu entwickeln, auf denen er und die Seinen fußen möchten, damit die „schinderey" aufhöre und er, wie seine Unterthanen von „derselben tribulacion" ferner geschützt seien. Wolle Heimburg das thun, so sei er seines

---

[1]) Sicherlich war es die freche Art, mit der des Papstes Emissäre sich an Heimburg's Gut vergriffen, um die es sich hier handelt.

und seiner Unterthanen Dankes gewiß. Uebrigens bittet er Heimburg noch, ihm über den Lauf der Dinge in Böhmen dann und wann Nachricht zu geben.

Unterdeß war durch die Krönung Matthias' das Bündniß zwischen ihm und Georg gänzlich gebrochen. Georg hatte wol darüber gescherzt und gemeint, wenn man in Olmütz einen König von Böhmen machte, so mache er deren vier in Prag, aber sein Herz war aufs tiefste durch diese glattzüngige Arglist beleidigt worden. Und je mehr sein Vertrauen, das ihn vermocht hatte, alle Verträge mit Matthias nur auf Handschlag hinzunehmen, ihn getäuscht, um so mehr raffte er sich jetzt zu der ihm nöthigen Energie empor. Er wollte Rache nehmen an dem Verräther, und er sann, wie er dem Matthias die stolze Krone augenblicklich entwinden könne. Er brachte dem Plane ein schweres Opfer: er verzichtete darauf, sein Haus auf dem böhmischen Thron zu erblicken. Die Allianz zwischen ihm und Polen wurde immer fester und inniger. König Matthias hatte gleich nach der Annahme der böhmischen Krone eine Botschaft nach Polen geschickt, um den König eine friedliche Auseinandersetzung anzubieten, oder, falls er selbst Georg bekriegen wollte, die Krone Böhmens an Kasimir abzutreten. Kasimir hatte ausweichend geantwortet, und seine neutrale Stellung nach wie vor behauptet. Im geheimen spannen sich aber die abgerissenen Fäden mit Georg wieder an. Die Rechte, die derselbe bisher dem Matthias in Bezug auf die böhmische Erbfolge cedirt, die Krone, die er wol in glücklicher Zeit auf dem Haupte einer seiner Söhne geträumt, trug Georg nun auf Wladislaus, den Sohn Kasimir's von Polen, über, unter der Bedingung, daß er selbst noch bis an das Ende seines Lebens regiere, seiner Witwe Johanna ein Witthum ausgesetzt werde, seine Söhne ihre Erbgüter behalten sollten, und der König von Polen ihm gegen jeden Feind, selbst den Papst, beizustehen verpflichtet sei. Ferner sollte Prinz Wladislaus nach Böhmen kommen und Georg's Tochter, Ludmilla [1]), heirathen. Das Letztere wies Kasimir zurück, da eine Ehe mit einer ketzerischen Prinzessin Aergerniß erregen würde; im übrigen nahm Kasimir die

---

[1]) Das Brautverhältniß derselben mit Herzog Ludwig von Baiern scheint schon früher gelöst worden zu sein.

böhmische Krone für seinen Sohn unter den vorgeschriebenen Bedingungen an, hielt sich jedoch insofern unklar, als er ohne Einstimmung des Papstes keinen Schritt zu thun sich vermaß. Der Kaiser, von seinen rebellischen Unterthanen unter Baumkircher's Leitung bekriegt, that gar nichts und redete kein Wort mehr zu dem Handel. Von ihm hatte Georg nichts zu fürchten, und Matthias mußte dem vereinten Stoße der böhmischen und polnischen Macht fallen, zudem 16000 Türken unter Rauben und Morden bis Cilly vorgedrungen waren und eine Theilung seiner Kräfte nothwendig machten. So sahen die Sachen etwas anders aus, als Matthias sich geträumt hatte. Der Gegenzug Georg's war voll schwerer Consequenzen.

Aus dieser Zeit stammt ein Brief Heimburg's an Markgraf Albrecht, vom 4. Juli [1]) datirt. Er schreibt im zuversichtlichen Tone über den indeß eingetreten Bruch zwischen Georg und Matthias, und versichert, daß die Angelegenheit so gut stehe, wie je. Der König von Ungarn habe Georg zwar betrogen, und wenn es nach ihm gegangen wäre, der König ihm sein volles Vertrauen geschenkt hätte, so hätte er den Frieden zwischen Matthias und Georg gern hintertrieben; allein er habe gefürchtet, daß sich ein Geschrei über ihn erheben würde, als ob er den Frieden zu verhindern suche. Der edle König werde nun einsehen, daß er den Frieden erzwingen müsse und er denselben nie in Güte erlangen werde. [2]) „Ich gesahe ny keinen großmutigen man liber Frid haben, doch hat er nu erlernt, das er den Fride erkriegen muß vnd nit mit gedult oder gutigkeyt erlangen mag so haben merher vnd Slesinger auch erlernt das in ungarisch Frid swerer zu ertragen vnd zu verdulden were, denn ein Behemisch Gezenk." In Schlesien, besonders in Breslau, regten sich Sympathien für Polen. Irrungen innerhalb Schlesiens selbst waren die Folge. Die Ungarn hätten sich zu „weyt verschossen", der Kaiser werde durch die Rebellion seiner Unterthanen und der Zuzügler aus Ungarn, Böhmen und Mähren in Oesterreich und Steyermark gehalten. Der Erzbischof von Passau habe Friedrich sogar den Rath gegeben, mit dem Böhmenkönig sich auszusöhnen; von ihm habe er immer

---

[1]) Kaiserl. Buch des Markgrafen Albrecht Achilles, S. 202 fg.

[2]) Diese Charakteristik Georg's wirft ein helles Schlaglicht auf das schöne Vertrauen und die Humanität des Königs.

mehr zu hoffen, als von dem Ungarn, der sich selbst, gegenüber der katholischen Partei, zur Geltung bringen wollte. Zudem habe nun vor allen Dingen der König von Böhmen mit dem von Polen eine Uebereinkunft in seinem und seiner Söhne Namen geschlossen. Auch auf des Markgrafen günstige Gesinnung werde gerechnet. Er werde bald darüber schreiben. Außerdem wolle sein Sohn [1]) zu ihm kommen, und worin er sonst dem Markgrafen dienen könne, das werde er gern thun, er erweise seinem Könige damit nur einen Gefallen. Er erwähnt noch des guten Verhältnisses, in dem er mit Georg's Sohn, dem jüngeren Heinrich, stehe, „vmb sein vernunfft willen, die an im scheinbarlich zunymbt".

Ueber denselben Heinrich handelt ein Brief Heimburg's, den er am 10. Juli 1469 an seinen Schwager Laurein Vogt schrieb. [2]) Er versichert, wie der politische Geist des Prinzen mehr und mehr wachse, wie der König ihn deshalb liebe und als seine Stütze betrachte. Wie ebenso die Herzogin [3]) große Gunst im Lande erlangt und „alle freud, die einer furstynn wol zymen mit der Jaigt vnd Beysse" wohl zu genießen wisse. Auf die Tagesfragen übergehend, berichtet er von der energischen Haltung, die König Kasimir dem König von Ungarn gegenüber einnehme, wie er ihm eine „kalte Antwurt gegeben", wie er damals die Werbung, die Matthias bei seiner Tochter versucht, abgeschlagen, ebenso erwähnt er dessen kampfbereite Macht und wie er auf die Anfragen des Matthias geantwortet, daß er niemand Rechenschaft abzulegen habe, als seinem Volke. — Zum Schlusse berührt er jenen strittigen Punkt von den Uebergriffen der „sentphaffen". Er scheint seinen Protest dem Markgrafen eingeschickt zu haben und verlangt durch seinen Schwager das Urtheil des Markgrafen darüber zu hören. Außerdem verheißt er noch einem Ritter Hans von Wallenfels seinen Rath in einer streitigen Sache mit Stift und Capitel.

Umfangreich war die persönliche Antwort, die Markgraf Albrecht am 21. Juli ihm zukommen ließ. Er dankt ihm für sein Schreiben, für die Uebersendung seines Gutachtens betreffs der „Pfaffen", und versichert ihn, wie seinen Sohn, seiner fortdauernden Gnade. Sodann

[1]) Wahrscheinlich Jakob von Heimburg.
[2]) Ursula, des Markgraf Albrecht Tochter.
[3]) Kaiserl. Buch, S. 203.

fragt er Heimburg um Rath in einer Streitsache mit dem Bischof von Würzburg über seine Forderung an das würzburger Stift, die er zum Theil auf der Stadt Kitzingen stehen hatte. — Der Markgraf hatte eine Forderung von 40000 Gulden dem Bischof Sigismund geliehen, dafür war ihm Kitzingen verpfändet worden; auf diese Stadt machte der würzburger Bischof später eine neue Anleihe bei ihm, aber mit dem Vorbehalt des Rechts ewiger Wiedereinlösung. Nun scheinen ihm die Würzburger die fälligen Zinsen nicht bezahlt zu haben; ein Zwischenfall, den Albrecht, wie es scheint, hat benutzen wollen, die Stadt in seine Gewalt zu bringen. Albrecht rechnet Heimburg vor, wie sich die Sache verhielte und worauf er sein Recht gründe, beklagt sich auch, wie das würzburger Capitel Doctor Kilian von Bibra nach Rom gesandt und ihn bei Papst und Cardinälen verleumdet habe, daß er seinen Pflichten dem Stifte gegenüber nicht nachkomme, wie es über Dinge ihn verklagt, die längst beigelegt wären, über andere, die nie existirt hätten. Er wolle nun diesen Doctor Kilian, wie die, die ihn aufgehetzt hätten, obgleich das Stift es leugne, belangen. Heimburg solle ihm rathen, und er hoffe, daß die Lügen jenes Mannes an den Tag kämen.

Ehe wir die Antwort Heimburg's auf diesen Brief erwähnen, müssen wir noch einmal auf seine persönlichen Verhältnissen zurückkommen. — Unverantwortlich hatte des Papstes Legat gegen ihn und seine Familie gehandelt, hatte seine Habe eingezogen und sich so schadlos gehalten dafür, daß Gregor ihm entronnen. Großmüthig hatte dafür König Georg diesem das Schloß Chwatierubh und den Flecken Nalahossewes mit allen Aeckern, Wiesen, Waiden, Weinbergen, Gärten, Wäldern, Hainen u. s. w. als freies Allodialgut geschenkt. Die Schenkungsurkunde [1]), worin der König, eingedenk der ersten Pflicht der Majestät, die Treue zu belohnen, seinem treuen Rathe, der in stürmischer Zeit ihm zur Seite gestanden und schwere Verluste erlitten an seiner Habe, mit Weib und Kindern Chwatierubh und Nalahossewes überliefert und ihn wie seine Nachkommen in dem Besitze zu schützen verspricht, ist am 1. Juni 1469 ausgestellt und ein redendes Zeugniß dafür, wie der König Verdienst und Ergebenheit zu belohnen

---

[1]) Ms. Lobkowitz, p. 638. Düx, Nikol. v. Cusa, I, 520, als Beil. XV.

verstand. Allein auch später, als noch schwerere Schicksale über Heimburg hereinbrachen, sehen wir ihn für denselben auftreten. Dafür spricht ein Brief, den der vielbeschäftigte König am 28. Juli an Markgraf Albrecht schrieb. Er meldet seinem Schwäher, daß der Bischof von Würzburg Gregor's Sohn, Jakob von Heimburg, gefangen genommen und seiner Mutter und Geschwistern ihr Hab und Gut geraubt und verkümmert habe. Jakob von Heimburg, der vorher im Dienste der Herzoge von Sachsen gewesen, sei durch dieselben auch aus dem Gefängniß befreit worden. Nun sei aber die Schmach unerhört, da in keinem Kriege dergleichen vorgekommen und jeder sein Gut ohne Beschädigung und Pfändung behalten hätte, nur der Bischof von Würzburg habe sich solchen unbilligen Verfahrens schuldig gemacht. Er meine, daß der Bischof doch wol wissen müsse, was Ehre und Rittersinn erfordere, und hoffe nun, daß der Markgraf durch das Verhältniß, in dem er zum Bischof und zum Stifte stehe, es wol bewirken könne, daß der Schaden Mutter und Geschwistern des genannten Jakob von Heimburg ersetzt und alles in integrum restituirt werde.

In demselben Sinne hatte auch Herzog Heinrich von Münsterberg an seinen Schwiegervater geschrieben.

Dieser Fürsprache seines Königs und Herzog Heinrich's hatte Heimburg einen Brief an Markgraf Albrecht beigelegt. Er versichert, daß keines Fürsten Hülfe ihm so tröstlich und bedeutsam erschienen sei, als die des Markgrafen: ihm vertraue er deshalb seine Sache am Liebsten am. Wol mache es ihm viel Mühe, und wenn er erst die Schändlichkeit des Thuns seiner Feinde aufgedeckt habe, so wolle er sich sein Recht lieber mit Gewalt nehmen, als in Freundschaft und mit Bitten, er wolle „einen zimlichen pillichen gotlichen Rach“ nehmen gegen die, von denen die „schinderey“ ausgegangen.[1]) Vor der Hand stütze er sich auf die Fürsprache des Königs von Böhmen; darauf hin werde der Markgraf, dem er vollkommen vertraue, schon die Sache seines Weibes und seiner Kinder sich zu Herzen nehmen, obgleich er selbst von Rachsucht fast mehr erfüllt sei, als von der Vorsicht für sein Gut. Zugleich gibt er Nachricht, wie gegenwärtig die

[1]) Es sind das wiederum die Sendpfaffen.

Angelegenheiten Böhmens stünden. Der Krieg mit Matthias war zum Ausbruche gekommen. Des polnischen Beistandes versichert, unterstützt durch die Misliebigkeit des Matthias in Ungarn selbst, durch den Anstoß, den dessen Härte schon in denen erregt, die ihn zum König erwählt hatten, eröffnete Georg den Kampf in Böhmen, Herzog Heinrich in Schlesien, der kühne Victorin in Mähren. Heimburg berichtet von den Erfolgen, die der König bereits in Böhmen errungen, den Schlössern, die er erobert, verschweigt aber nicht, daß Herzog Victorin in Hradisch vom König von Ungarn belagert werde und „daß er nit anders denn heimlich heraußkummen mag", außerdem theilt er dem Markgrafen mit, daß der katholische Herrenbund sich zu trennen und uneins zu werden beginne. Auch in Ungarn wende sich alles zu des Königs von Böhmen Gunsten; er hoffe, daß sein Liebling, Herzog Heinrich, bald zu großen Ehren gelangen werde, was er ihm denn besonders bemerken wolle.[1])

Am 20. August erfolgt Heimburg's Antwort auf des Markgrafen Schreiben vom 21. Juli.

Er bespricht sowol die angeregte Sache des Hans von Wallenfels, und kommt dann auf die päpstlichen Bullen betreffs der Pfandschaft. Es werde sich bald zeigen, wie die Sache dem Papste dargestellt worden sei; er solle sich nur aus dem Register der Bullen von 1469 die betreffenden Schriftstücke aus Rom besorgen lassen, dann dieselben dem Bischof in einer Abschrift zusenden, was für denselben, wie für seinen Rath Kilian von Bibra eine große Schmach sein würde. Wenn der Markgraf diesem Rathschlage folge und einen Boten nach Rom schicke, so werde er sich bei der ganzen fränkischen Ritterschaft nur große Ehre erwerben.

Was nun den kitzinger Handel betreffe, so erinnere er ihn an ein Gespräch, das er einst mit ihm gehabt, wie er ihn darauf aufmerksam gemacht habe, welche Wichtigkeit der Erwerb dieser Stadt haben werde, wie dieselbe, wenn der Bischof in die Botmäßigkeit des Markgrafen gelangte, Nürnberg, Bamberg und Würzburg leicht überflügeln

---

[1]) Es war ein abenteuerlicher Plan des Königs, die factisch entstandene Misstimmung gegen Matthias in Ungarn zu benutzen, den Verräther nicht nur in Böhmen, sondern auch in Ungarn zu entthronen und einem Sohn von sich die ungarische Krone zuzuwenden.

und ein zweites Cöln werden könne. Er solle deshalb das Geld verschmerzen, aber im Nothfall auch seinen Antheil an Kitzingen festhalten, darauf hin, daß das Stift seinen Vertrag nicht gehalten habe. Ferner sein Verhalten anlangend, rathe er ihm, alles andere zu übergehen und den Bischof ruhig den päpstlichen Brief in der Gemeinde verkünden zu lassen; gelange er an ihn, so möge er Abschrift nehmen, um den Sachverhalt daraus zu erkennen. Aber er werde vermuthlich einen päpstlichen Executor haben, der Strafe und Bann verhänge. Wenn sich übrigens König Georg's Sache zum Bessern wende, so wolle er selbst nach Kitzingen gehen, um gegen die Pfaffen zu streiten. Dann werde man sehen, wie auf eitle Lügen hin diese Bullen erworben seien. Wenn vor der Hand der Markgraf einen Rechtsgelehrten finden würde, der sich etwas auf die Art und Weise des römischen Hofes verstehe, so meine er, daß er denselben etwas instruiren könne. Um seine Schulden solle der Markgraf übrigens nicht besorgt sein, er erinnere ihn nur an das Wort, das Markgraf Albrecht's Vater zu ihm gesprochen.[1]) Dasselbe lautet: „Liber Albrecht. Die leut habn vil zu reden von meiner schuld Es ist war ich bin vil schuldig. wen aber der glaub als etwan gewest ist, so war es nichts umb mein schuld. do mein Swester herzog kleinen vermehlet ward. do wurden unsere bestn Sloß verschriben Swabach, wassertruhendingen u. s. w. do herzog kleinen Romisch kunig ward. kunig ruprecht. bracht man unß XX gulden, um einen do kam das alles herwider. Ich forcht mich meiner schuld nicht als verr ich in frid bleib. Besorg mer das das stifft zu wirzcpurg ee auß schuld kumme vnd wo das geschehe so wer ich gedruckt. liber Albrecht, laß dich mein schuld kein beswerung sein Ich han es nit vergeheyt Ich han dich vnd dein Bruder gehöhet das er all Furstengenoß sein mogt das durch das Burggrafenthum nymmer mere mocht geschehen sein vnd bist verpflichtet Gott zu bitn fur des keisers sele. von dem wir das habn. Ist er mir zu zeiten ungenedig gewest, so ist er mir doch wider genedig worden. Ir sprächet also: er war umbestanden ꝛc. wenn ein andrer wirt, bey dem wil ich mich zu tod dienen.“

---

[1]) Es sind darin sehr interessante Aufschlüsse über die politische Stellung der brandenburger Markgrafen zum Kaiser enthalten.

Daß es Kilian von Bibra gelungen, den Markgrafen anzuschwärzen, sei seltsam, habe doch der ganze römische Hof über den Bischof sich erzürnt, der in weltliche Angelegenheiten sich gemischt habe. Was der Markgraf übrigens ihm zu thun auftrage gegen den Bischof, wie gegen Kilian von Bibra, wolle er gern thun. Habe der letztere doch auch ihn verspottet in den Angelegenheiten seines Sohnes und gesprochen, „die Brief vnd Botschafft darinne an den Bischof vnd capitel ergangen sein hoffsuppen". Er habe zuerst aus reiner Freundlichkeit sich gar nicht an den Markgrafen wenden wollen, da er die Irrung gekannt, die so lange zwischen dem Markgrafen und dem Capitel obgeschwebt, aber nicht drei seien in demselben gewesen, die sich „solicher untrew" widersetzt hätten. Und so habe er seiner Sache gewiß sein wollen, ehe er Ernst gemacht habe. Wenn auch (durch König Georg's Verwendungen bei Albrecht) seiner Frau und seinen Kindern ihr Verlust ersetzt worden sei, so wolle er doch, daß der Markgraf die Sache in die Hand nehme, schon „umb kunftiger verdht willn", und er wolle es männiglich zeigen, „daß er sein sach auch zu synne vnd zu herzen nyme".

Der Rest des Briefes enthält Nachrichten aus Böhmen, er erzählt, wie Herzog Victorin verrathen worden sei. Er habe in Mähren gelegen und sei stärker gewesen als die Ungarn, da habe er mit seinem Schwager Heinrich von Lipa, Marschalk von Krummeraw, der ein Städtchen, genannt Wessela, nahe dem Hauptquartier der Ungarn, besetzt hatte, unterhandelt, daß er ihm das Städtlein überliefern solle, und so sei er mit 300 Reitern, da sie Handelns einig geworden, in Wessela eingeritten. Da hätten auf einmal die Ungarn die Stadt an allen Ecken angezündet, der Marschalk sei zu Schiffe gegangen und die March hinabgefahren. Herzog Victorin sei durch das Feuer geritten, allein sein Pferd verbrannt, und so sei er von der Ueberzahl gefangen genommen worden. Durch diese Verrätherei, die auch auf den König von Ungarn ihren Flecken geworfen, da er eines Verräthers Dienste gebraucht [1]), habe derselbe und seine Partei freilich die Ehre verloren, die diese That ihm sonst hätte bringen müssen.

---

[1]) Gerhard von Roo leugnet diesen Verrath Heinrich von Lipa's nach den Zeugnissen des Matthias und des Victorin selbst.

Einige katholischgesinnte Herren hätten sich sogar Georg wieder zugewandt. Zwar fürchte er durch das letzte Ereigniß der Gefangennehmung Victorin's „misselichkeyt", aber dennoch seien alle Nachrichten gut, der König froh und munter und Herzog Heinrich halte sich männlich und muthig und zeichne sich auch durch seine Gewandtheit im Reden des Deutschen, Böhmischen, Ungarischen, namentlich des Lateinischen aus. [1])

Ein Zettel, der angehängt ist, berichtet von der böhmisch-polnischen Allianz, durch die Heimburg vollständige Vertreibung der Ungarn aus Böhmen hofft, und spricht den Glauben aus, daß König Georg nicht nur selbst bis an sein Lebensende regieren werde, sondern auch seine drei Söhne, die in Schlesien, Mähren, den Sechsstädten und der Lausitz wol Schlösser erwerben könnten, ohne daß einer den andern beeinträchtige.

Dieser Brief ist vielleicht der interessanteste der ganzen Gruppe. Er zeugte von dem innigen Verhältnisse, in dem Heimburg schon lange mit Markgraf Albrecht stand, von dem Vertrauen des Markgrafen zu ihm, das denselben bestimmte, über die geheimsten Fragen und Pläne mit ihm zu conferiren. Allerdings fühlen wir uns verletzt, daß Heimburg, durch Zorn und Haß bewogen, plötzlich gegen das Würzburger Stift machinirt, dem er lange angehangen und für das er früher so oft eingetreten war; es ist ein Zeichen, daß ihm doch etwas die Billigkeit und Mäßigung fehlt, die in seinen Verhältnissen vorausgesetzt werden mußte, und daß er, allzusehr Mann der Partei, theils alles durch die Brille der Partei sah, theils auch sich jeder Angelegenheit, die er übernahm, mit solcher Rücksichtslosigkeit hingab, daß er oft früher von ihm gehegte Verhältnisse verletzte. Zu seiner Entschuldigung läßt sich anführen, daß die Würzburger ihm auch nicht freundlich begegnet waren, und es sich einigermaßen begreifen läßt, daß seine Anhänglichkeit etwas erkaltete.

Auf der andern Seite aber sehen wir, daß seine tiefern Sympathien keineswegs für den polnischen Thronerben waren, sondern wie er niemals die polnische Thronfolge befürwortend, im Geheimen

---

[1]) Daß Heimburg dergleichen schreibt, ist ein Beweis dafür, wie viel Werth Markgraf Albrecht auf geistige Ausbildung legte.

für die Erhaltung der Söhne Georg's auf dem böhmischen Throne arbeitete.

Zwei Tage darauf schrieb er wiederum über die Kriegsläufe, wahrscheinlich an seinen Schwager. Trotz Victorin's Gefangenschaft sei das Glück den Böhmen günstig. Ein neuer Kriegsplan sei schon entworfen; das polnische Heer sollte durch die Walachei, das böhmische durch Mähren ziehend, den Kaiser angreifen. Herzog Heinrich werde Victorin ersetzen müssen, doch solle fürder ein älterer Hauptmann an der Spitze stehen. Von Baumkircher lauteten die Berichte schlecht. Von seinen Gegnern aufs Aeußerste bedrängt, sei Esbohsz, ein Mähre, mit 1000 Mann ihm zu Hülfe geeilt und habe den Sieg auf Baumkircher's Seite gebracht. Der feindliche Hauptmann Holup sei geflohen, ein anderer gefangen, ein dritter erschossen, 400 Pferde erbeutet, während sie selbst einen Marschall von der Brüderrotte verloren hätten. Darauf sei ein Friede aufgerichtet worden auf acht Tage, ja er habe Gerüchte gehört, als ob Baumkircher durch Bestechung für den Kaiser gewonnen worden sei. So verhalte es sich in Steiermark. Dessenungeachtet wolle der König in Ungarn einrücken. Denn die Türken hätten die Sau überschritten und thäten um Agram und Rackerspurg, wie früher in Laibach, viel Schaden. Herzog Victorin sei bereits nach Trentzschin abgeführt worden. Wenn er wieder Nachricht bekomme, wolle er schreiben. Der Zettel berichtet, daß die böhmischen und mährischen Herren nach wie vor treulos „hin und hin walczen", was ihn zu der Bemerkung veranlaßt „glub vnd eyd ist ein spot, trew, ere ist so viel als guten morgen bieten".

Von höchstem Interesse ist ein darauf folgender Brief vom 26. August an Markgraf Albrecht gerichtet. In vertraulicher Mittheilung und satyrischen Ausfällen enthält er die wichtigsten Geheimnisse der kaiserlichen und päpstlichen Politik.

Wenn in seinem vorigen Briefe, schreibt Heimburg, sich einige Mängel fänden, — wahrscheinlich betreffs des Raths in der Kitzinger Streitsache, — so bäte er um Entschuldigung. Der Papst habe nämlich auf die Verkündigung des Königs der Ungarn, daß er den Böhmenkönig verdrängt habe, geantwortet: „die Sach wer nit gehandelt nach seinem willen an dem ende, das sich der ungerisch kunig hett lassen

zu behemischen kunig aufwerfen, sunder sein fursatz stunde, das kunigreich zu Behemen zu teyln in etwa vil furstenthumb und gravschaft der yder selbs ein herr were und furbaß kein kunigreich hiesse oder were." Schon der Papst Martin habe diesen Plan gehegt, der Cardinal Placentin sei deshalb nach Krakau gezogen, der Polenkönig Jagello habe damit übereingestimmt; ebenso Markgraf Albrecht's Vater, sein früherer Herr, „denn die polanisch heyrat was noch vorhanden mit ewrem Bruder und der kung von Polan hatt keinen Sohn nur die eynig tochter. Der alt marggraf Fridrich von Meichsen was hitzig darauff, denn Herzog Albrecht von Sachsen lebte noch". Nun wäre aber ein solches Spiel dem Kaiser auch von Nutzen; der viel kleine Fürsten, Herzöge von Prag, von Saaz, von Kulm, Grafen von Brünn, von Olmütz, von Budweis, von Iglau gewinne und schon mit Rom verhandelt habe, „damit die kur gesetzt wurd of osterreich oder ein anhangendes furstenthum." Bei diesen Schändlichkeiten müsse der kaiserliche Name seinen Rest von gutem Klang verlieren. Er meldet weiter, daß Sdenko von Sternberg Geld vom Papste zum Kriege gegen Georg zu bekommen suche, worüber er voll Satyre bemerkt: „Kann er welisch gelt in deutsch lant layten, so thut er ein grosser werk, denn den meyn von chsenheim durch die vogelspurg zu leyten uf escherdorf oder cheeler." Dieser Anschlag sei also ein thörichter, und ein kleiner Zwischenfall könne alles ändern, wie es ja schon Papst Martin gegangen, als Markgraf Friedrich von Meißen Herzog von Sachsen wurde, und der Pfalzgraf bei Rhein für seinen Sohn Ruprecht, und Markgraf Albrecht's Vater für seinen Sohn Hans, — der eine Tochter Herzog Rudolf's von Sachsen zur Frau hatte, — bei König Sigismund um das durch Albrecht's Tod erledigte sächsische Herzogthum angehalten habe. — Des Königs Sache stehe ganz gut: Herzog Victorin's Gefängniß bringe wenig Schaden; der König sei dadurch ungebeugt und unverändert. Allerdings werde er durch Nachtheil klug, nicht seinen Söhnen allein, sondern bewährten Führern die Leitung anzuvertrauen. Ein rechter Hauptmann würde die Flucht der Schlesier aus Frankenstein nicht verschlafen haben.[1]) Ein bedächtiger

[1]) Geht auf Herzog Heinrich von Münsterberg, der oft lässig, manchen Sieg nicht zu benutzen verstand (Pessina de Czechorod). Es war der Vor-

Hauptmann würde nie zugegeben haben, daß Herzog Victorin mit einem Schwager in jene Stadt [1]) geritten sei, ohne alle Häuser und Ställe, sowie das Schloß zu durchsuchen, da der Feind so nahe gewesen. Es sei im Felde der Muth allein nicht ausreichend. [2]) Der Markgraf solle selbst bedenken „ob er mit dem handel in worte icht so vil hatt erlangt, als im veld". Uebrigens bitte er den Zettel, der außerdem absichtlich keine Unterschrift trage, geheim zu halten.

Am 7. September bekam Gregor eine Antwort Markgraf Albrecht's von Cadolzburg aus, worin er die Niederlage Herzog Victorin's bedauert, für die Rathschläge, die ihm Gregor gegeben, herzlich dankt und ihn bittet, auch ferner ihm mit seinem Rathe zur Seite zu stehen; dafür werde er auch Heimburg's Angelegenheiten mit allem Fleiße bedenken. Heimburg kenne seine Macht und seinen Willen, aber auch den Anhang den der Bischof an dem Pfalzgrafen und dem Herzog von Baiern habe. Gregor's Sohn solle dem Vater bei passender Gelegenheit alles berichten. Zum Schlusse bittet er Heimburg, ihn mit Nachrichten über seinen Herrn und Schwäher zu versehen und besonders darüber, wie er zur römischen Kirche stünde. Käme die Versöhnung zu Stande, dann sei nichts mehr zu befürchten. Er sei überzeugt, daß Heimburg nichts anrathe, als was nach reiflicher Ueberlegung zum Besten des Königs diene.

Der nächste Brief Heimburg's ist an seinen Schwager gerichtet und vom 27. December datirt. Wichtige Kriegsereignisse fallen in die Zwischenzeit. Das Glück der Böhmen war glänzend. Bei Zittau wurden die Ungarn besiegt, das Schloß Hradisch, das Matthias belagert hielt, war durch den zu Hülfe herbeigeeilten Herzog Heinrich entsetzt und Matthias war am 21. November von den Böhmen der Art aufs Haupt geschlagen worden, daß er nachdem ihm viele getödtet und verwundet worden waren, fliehen mußte.

---

wurf gegen Georg schon laut geworden, daß er seine Söhne, davon der eine nachlässig und zaghaft, der andere, Victorin, allzu tollkühn und verwegen war, zu Heerführern eingesetzt habe und nicht bewährte Hauptleute.

[1]) Wessela.

[2]) Heimburg hatte selbst für Victorin ein militärisches Werk geschrieben: „De militia et de republica, ad ducem Victorinum", lateinisch und böhmisch. Ms. Sternb., p. 524—542.

Aber Herzog Heinrich, der im Begriffe stand, in Ungarn einzufallen, fehlte es an Kühnheit, die Victorin gerade allzu sehr besaß; er wußte seinen Sieg nicht zu benutzen und wurde, außerdem durch Matthias getäuscht nach Böhmen zurückgeworfen. Aber trotzdem — Matthias' Stern begann zu erblassen, die böhmischen und schlesischen Rebellen ermatteten in ihrem Kriegseifer und wandten sich von ihm ab. Er hatte sich auf Unterhandlungen mit dem Kaiser eingelassen, nochmals von ihm sich die römische Königskrone zusichern lassen, ein Vertrag, dem die Verheirathung des Matthias an des Kaisers Tochter Kunigunde Halt geben sollte. Aber der Kaiser trieb sein Spiel mit ihm. Heimlich richtete er seine Blicke auf eine Allianz mit dem Polenkönig und hätte am liebsten dessen Sohn Wladislaus mit seiner Tochter vermählt gesehen. Matthias war ihm unbequem und gefährlich geworden. — Indeß dauerten die Beziehungen Kasimir's zu Georg fort. Georg hatte sich dazu bereit erklärt, Wladislaus bei seinen Lebzeiten noch zum König von Böhmen krönen zu lassen, aber er hielt die Bedingung fest, daß er Georg's Tochter, Ludmilla, zu seiner Gemahlin und Königin von Böhmen machen sollte. Ein Glied seiner Familie sollte doch wenigstens den böhmischen Thron nach seinem Tode einnehmen. Den Polen wandte sich auch der Papst zu, schon früher war ihm des Matthias Wahl zum Böhmenkönig unangenehm gewesen, jetzt sprach er aus, daß sie gegen sein Wissen und Willen vor sich gegangen sei. Noch ging keiner mit seiner Ansicht ganz offen heraus, aber man ahnte, was der Papst wünschte, was Kasimir wollte, der denn auch trotz aller Verträge in der Stille in Böhmen und Schlesien Fuß zu fassen begann.

Aus dieser Zeit stammt der genannte Brief. Heimburg freut sich darin, wie sehr die Sache des Königs sich bessere; besonders durch die Einfälle der Türken, die bereits die ganze Walachei eingenommen hätten. Alle Ungarn mußten deshalb Mähren verlassen. Matthias habe beim Kaiser um Hülfe angehalten, der Kaiser sei zu Villach und gebe vor, daß er nach Rom gehen wolle, verspräche jedoch dem König von Ungarn, er wolle ihm Hülfe schicken. „Er wolle in auch kaiser machen und er wol priester werden vnd im seine Kind und alle Lande bevehlen.“ Er fügt hinzu: „Solich list kann er erdencken und der Unger glaubt im sein alles.“ Der König habe wieder die Ab-

sicht, selbst nach Mähren zu gehn. Sdenko von Sternberg sei genöthigt, sich vor seinen eigenen Leuten zu fürchten, da er sie nicht bezahle.

Die Sachen des Matthias standen auch im folgenden Jahre sehr schlecht. Besonders da nicht nur der Kaiser, sondern auch die Sympathien aller katholischen Böhmen sich immer offener Polen zuwandten. Der Kaiser bemühte sich mit allen Kräften, Kasimir gegen Georg aufzumahnen, der päpstliche Legat Alexander von Forli, ihn mit Matthias zu verbinden. Es war dem Kaiser endlich gelungen, ein Einverständniß mit Kasimir zu erzielen; die Allianz sollte durch eine Doppelehe zwischen den Kindern beider Fürsten die nöthigen Garantieen erhalten, außerdem wollte der Kaiser Kasimir zur Gewinnung Böhmens und — auch Ungarns behülflich sein. Ja, eine Gesandtschaft ward an Georg abgeschickt und sollte augenblickliche Krönung des Wladislaus verlangen und den Anhängern des Matthias rathen, sich mit Georg zu vergleichen. Das war das schließliche Resultat, das dem Matthias seine Freundschaft mit Friedrich brachte!

Große Pläne waren indeß in Prag gesponnen worden. Zwischen Georg und seinen Räthen Gregor von Heimburg und Georg von Stein. Matthias nahm es nämlich ernsthaft mit den Zusicherungen, die ihm Friedrich wegen der römischen Krone gemacht hatte, und da er bei der Schwäche der andern energisch genug war, es am Ende durchzusetzen, so bemühte sich Georg es dadurch zu vereiteln, daß er, wenn nun einmal Friedrich für den deutschen Thron zu schwach sei, für den schon früher in dieser Frage in Betracht gezogenen Herzog von Burgund sich zu verwenden und den Markgraf mit bedeutenden Versprechungen dafür zu gewinnen. Er fühlte wol, daß in einer solchen Königswahl allein eine Erhaltung seines Hauses und seiner fürstlichen Ehre möglich sei, gegen welche sowol Friedrich, als Matthias mit aller Macht des Fanatismus und der Rache sich erheben und die Söhne für den Vater nach seinem Tode würden büßen lassen.

In diese Zeit fällt ein Brief Heimburg's an den Hauptmann Markgraf Albrecht's, Heinrich Ritter von Aufseß, vom 6. Februar 1470 von Prag aus datirt, später von demselben an Markgraf Albrecht selbst übersandt. Neben eigenen Angelegenheiten berührt

er auch die kritische Lage König Matthias' von Ungarn, besonders seine große Geldverlegenheit, eine Verlegenheit, aus der ihm der Papst, wie er auch sonst für seine Erhaltung besorgt war, nicht half. Der Kürze halber geben wir den ganzen Brief.

„Mein fruntlich willig dinst alle zeit liber Herr Heinrich besunders guter frunt, Ich han offt new Zeitung hinauß geschriben vf gutn wan vnd hat mir gevelet vnd han darumb spot geliden von etlichen lecker, also weiß ich nichts gewisses zu schreiben, denn meine herrn Herzoge Albert von Sachsen und Herzog Ot von Baiern werden in diesen vasten zum Babst reyten ein verhorung zu erlangen. Sent das on Wissen des kaysers zu, das bedenckt selbs unser kunig, nymt auf die polakischen soldner, di vom ungarkunig vberreiten, er hebt alle Wochen bei XXVI^c mark silbers brengt er an munz off XIII^m Gulden und wird ye lenger, ye kerger.[1]) Der teufel ist in den Fursten, sie lernen all snodigkeit von dem unlustigen Kaiser, der ungar ist verarmt, der unser hat grebchet, wirt er es ausgeben, so wird man lust sehn."

Die langgehegte Spannung zwischen dem Kaiser und Matthias war endlich zum Ausbruch gekommen auf einem Congresse in Wien. Beide Fürsten hatten miteinander gebrochen; von den frühern Projecten war keine Rede mehr. Der Kaiser nährte die begonnenen Verbindungen mit Polen, suchte den Herzog von Burgund, wegen der Pläne, die die Fürsten an ihn knüpften, sich zu verbinden und sogar mit Georg sich auszusöhnen. Matthias griff aufs Neue zu den Waffen, und Georg, durch sächsische Hülfstruppen verstärkt, zog ihm nach Mähren entgegen, indem er die Polen aufforderte, mit ihm zu kämpfen. Die Polen thaten nichts für ihn und so war sein Auftreten von vornherein gelähmt; die Belagerung Iglaus mußte er aufgeben und ein glücklicher Einfall des Matthias in Böhmen im Juli 1470 ließ ihn das Aeußerste fürchten. Georg wußte ihn indeß nach Mähren zurückzulocken und bot ihm, um weiteres Blutvergießen zu vermeiden, in ritterlicher Unerschrockenheit den Zweikampf an. Matthias wies den-

[1]) Wir erfahren dabei die böhmischen Staatseinkünfte, die namentlich aus den Bergwerken von Kuttenberg bezogen wurden und wöchentlich 2600 Mark, d. i. 1300 böhmische Gulden, betrugen. Georg scheint ein sehr ausgedehntes Sparsystem eingeführt zu haben.

selben mit beleidigenden Worten von sich ab. — Der Krieg tobte mit wachsendem Glücke fort; noch einmal ließ sich Matthias zu Ostern 1471 einen Einfall in Böhmen gelüsten, aber die durch die viehische Grausamkeit der ungarischen Truppen gereizten Bewohner schlugen ihn zurück, er mußte das Land verlassen. Seine Lage wurde schlimmer und schlimmer, im Osten drohten ihm die Türken, seine Ungarn waren unzufrieden. Die aufständischen Böhmen und Schlesier hatten schon längst ihr Thun bereut und setzten ihre Hoffnung jetzt auf Polen. Matthias faßte endlich den Entschluß, sich mit Georg auf jeden Fall zu vergleichen. Der Fürstentag von Villach, dem der Kaiser präsidirte, wo viele Freunde Georg's versammelt waren, beschloß in der That, ihn auf dem Throne zu erhalten. Aber Georg war müde geworden und durch sein aufgeregtes Leben, wie durch seine Krankheit über die Gebühr aufgerieben. Heimlich unterhandelte er mit Rom wegen seiner Aussöhnung mit der Kirche und ließ die Herzoge Ernst und Albrecht von Sachsen auf dem Tage in Polna mit Matthias über den von ihm gesuchten Frieden sich besprechen, der, falls Georg ihn zum Nachfolger ernenne, sich erboten hätte, Victorin zurückzugeben, ihn zum Herrn von Schlesien und Mähren zu machen, ja, falls er ohne Erbe stürben, Victorin oder Heinrich die böhmische Krone zu hinterlassen. So war doch Georg Herr der Situation geblieben.

Es schwankte die Entscheidung nun zwischen Wladislaus und Matthias; ihm neigten sich auch jetzt seine Neigungen wieder zu. Matthias' Partei war die schwächste, eigentlich waren blos die streng Katholischen für ihn. Dennoch hätte die Wahl sich besonders durch die Concessionen, die er an Georg gemacht, und die Gunst, die er doch wieder beim Papste genossen, fast für ihn entschieden, wären nicht die polnischen Gesandten dazwischen getreten. — Georg erlebte noch die Hochzeit seines jüngsten Sohnes Hinko mit Katharina, der Tochter Herzog Wilhelm's von Sachsen. Eine Gesandtschaft, die die sächsischen Herzoge nach Rom abgeordnet, um endlich für den vielgeprüften Dulder eine Aussöhnung zu erwirken, war erfolgreicher, als die frühern; die Hoffnung auf Ruhe winkte dem König endlich wieder. Aber in dieser Hoffnung starb er an der Wassersucht am 22. März, — ohne seinen Lieblingssohn Victorin wiedergesehen zu haben. Vier Wochen vorher war Rokyzana

verschieden, der ihm noch widerrathen hatte, mit dem selbstsüchtigen Matthias sich auf irgendwelchen Vertrag einzulassen.

In Georg ging der genialste Monarch seiner Zeit, ein Politiker von gewaltigsten und großartigsten Anlagen und Bestrebungen zu Grabe. Viele der Ideen, die eine spätere Zeit verwirklichte, hatte schon seine Staatskunst erfaßt und mit merkwürdiger Klarheit aufgestellt. Er ward aufrichtig beklagt von Utraquisten wie Katholiken: jetzt meinten alle, seinesgleichen habe Böhmen nie gesehen. Bei seinem Scheiden bereute man, was man gethan; unter der Eisenfaust des Matthias lernten seine Feinde erst das Gute erkennen, das ihnen in Georg geboten worden war, und das sie so leichtsinnig verschmäht hatten. Sein edler Charakter, der freilich von seiner frühern Liebenswürdigkeit später durch Leiden aller Art verloren hatte, sodaß selbst Heimburg sagt, daß er „je länger, je kärger" geworden sei, ward erst nach seinem Tode, wie er es verdiente, geschätzt.

Kaum war die Kunde von seinem Tode erklungen, so kamen gleich habgierigen Erben die Prätendenten der böhmischen Krone herbei: Matthias durch die päpstlichen Legaten gespornt, der Kaiser von der bekannten Selbstsucht seines Hauses erglüht, Wladislaus gestützt auf alte Verträge, auch Herzog Heinrich, Georg's Sohn, getragen durch die Utraquisten und seinen mächtigen Schwiegervater, Albrecht Achilles, — dem der Einfluß, den ein solcher Thron im Besitze seines Eidams ihm verleihen mußte, sehr erwünscht schien, — außerdem noch Herzog Albrecht von Sachsen, welchem als dem Edelsten und Leidenschaftslosesten in diesen Stürmen der Schutz Böhmens übertragen wurde. — Der Wahltag von Kuttenberg, wo die kaiserliche, die ungarische, die hussitische Gesandtschaft, die für Herzog Heinrich den Thron verlangten, sich gegenseitig überschrieen und jede für ihren Herrn die schöne Krone in Anspruch nahm, entschied endlich für den funfzehnjährigen Wladislaus. Eine Wahl, die Matthias in solche Raserei versetzte, daß er aufs Neue in Mähren einfiel, obschon die Türken ihn bekriegten. Aber sein Bemühn war umsonst: Polen nahm die Wahl an und am 25. Juli 1471 zog Wladislaus als König von Böhmen ein. Herzog Albrecht von Sachsen, der, trotz seiner gerechten Ansprüche sich aller Hoffnung auf die Krone beraubt sah, hatte sich schon früher in sein Land zurückgezogen.

Was aber that Heimburg bei diesem jähen Schicksalswechsel? Sein Beschützer Georg war todt, Rokyzana todt, die hussitische Partei schwach gegenüber den auswärtigen Mächten, die in Böhmen eindrangen. So suchte er vereinsamt seine letzte Zuflucht bei den Herzogen von Sachsen. Seinem frühern Plan, der aus einem Briefe an Markgraf Albrecht unzweifelhaft hervorgeht, Herzog Heinrich von Münsterberg auf dem böhmischen Throne zu sehen, war schon zu Lebzeiten Georg's gesunken; er hatte sich jetzt denen zugewandt, die er unter den Prätendenten für die Würdigsten hielt, die die Verhandlungen des Königs mit Matthias geleitet, die Versöhnungsversuche Georg's mit der Kirche befürwortet hatten. Ihnen gönnte er die böhmische Krone am meisten und ihnen ist sein letztes politisches Thun geweiht.

Von langer Zeit her war er mit dem sächsischen Hause in Verbindung gestanden und hatte große Achtung vor ihren Vertretern gehabt. Schon im Jahre 1454 hatte Friedrich der Sanftmüthige an den Rath von Nürnberg geschrieben, um Heimburg auf einige Zeit in seinen Dienst geliehen zu erhalten, doch war derselbe damals auf dem Tage zu Frankfurt wegen der böhmischen Krone und der Angelegenheit mit Burgund [1]); später hatte er in den Diensten Herzog Wilhelm's, Friedrich des Sanftmüthigen Bruder, gestanden, und hatte schon nach dem Tode des Ladislaus, die böhmische Krone, die Georg von Podiebrad erwarb, für das sächsische Haus zu gewinnen gesucht. Herzog Albrecht lernte er als Georg's Schwiegersohn schätzen und achten, war auch im Jahre 1466 einige Tage bei ihm gewesen. Herzog Ernst sowol wie Herzog Albrecht hatten sich seiner Familie und seiner Habe gegenüber den Willkürlichkeiten des Bischofs von Würzburg freundlich angenommen; von ihnen hoffte er, selbst glimpflich behandelt zu werden und schloß sich ihnen schon deshalb an. Zeugniß für seine Thätigkeit zu Gunsten des sächsischen Hauses, für das besonders die beiden Räthe, Köferitz und Schleinitz, arbeiteten, sind zwei Briefe, die er kurz nach König Georg's Tode schrieb. [2])

---

[1]) Arch. Dresd. III, 100 im 20. Bande der österreich. Geschichtsquellen, S. 84.

[2]) v. Langenn, „Albrecht der Beherzte", setzt sie auf den 26. u. 27. März 1471 an, in welcher Zeit sie auch geschrieben sein müssen.

Der eine ist an den bei Albrecht sehr in Gunst stehenden Rentmeister Johann von Mergenthal, „seinen besunderen guten Freund und Gonner", gerichtet, der andre an die Herzoge von Sachsen selbst.

Der Brief an die Herzoge von Sachsen meldet das Abscheiden König Georg's. Zwei Tage sei er im Hofe des Schlosses ausgestellt gewesen und allen Menschen gezeigt, dann in der Veitskirche begraben worden, wo auch die andern Könige liegen. Priester des utraquistischen und des katholischen Glaubens hätten ihn begleitet, und alle Stände große Theilnahme gezeigt. Was nun die Zukunft anbeträfe, was speciell die Interessen der Herzoge anlange, so melde er, daß die Lage der Dinge noch ganz so sei, als sie der König verlassen, der Rath der Stadt Prag habe nicht das Geringste geändert. Die Räthe seien alle einig, mit ihnen gehe Herzog Heinrich Hand in Hand. — Er rathe nun den Herzogen, falls sie mit ihren Ansprüchen hervortreten wollten, nicht allzulange zu warten, da Herzog Otto von Baiern und Markgraf Albrecht von Brandenburg nicht minder ihre Rechte in Anschlag bringen dürften. So sei nun sein Rath der, daß sich die Herzoge sowol an Bürgermeister und Rath der Stadt, nicht minder an Herzog Heinrich und die königlichen Räthe wenden möchten, mit Briefen und Botschaften, worin sie theils des Königs Tod beklagten und ihr Beileid meldeten, dann aber auch, mit „erbitung aller Rat, Hulff, Forderung und dinst zu allen Sachen der cron und des Königreichs in nucz befridung, erholunge und allen wolstandt berurende vnnd ab sulchs eyn werbende Botschafft vere, meldende wie durch uwerern vlis die Sache bei unserm heiligenn vater zo ferne gebracht was das der Kunig vnnd das Kunigreich mit grossen erenn uss allem Kommer gebracht worden war". Außerdem sollten sie versichern, daß der heilige Vater all seine Gnade dem Königreiche zuwenden, daß mit der Person des Königs, jeder Gegenstand seines Zornes geschwunden sei und, wie gesagt, nicht vergessen, alles Gewicht daraufzulegen, wie viel ihnen selbst dabei zu verdanken sei. Es könne nicht schaden, wenn Herzog Albrecht selbst nach Böhmen komme. Herzog Heinrich von Münsterberg wolle einen Versuch machen, sich der Krone zu bemächtigen, gestützt auf seinen Anhang in den Städten und den

Schlössern, die in seiner „Haltung" stehen.[1]) Eine Nachschrift bringt noch die Notiz, daß die Königin Witwe den Ansprüchen Sachsens nicht ungünstig sein werde, ebenso die jüngste Prinzessin, deren Ehrgeiz es schmeichle, Schwester einer Königin zu werden. Die Hoffnung, die die königliche Familie gehegt, einen ihrer Descendenten auf den Thron zu bringen, sei ja doch schon aufgegeben.

In dem Briefe an den Rentmeister von Mergenthal thut er ihm kund, was er an die Herzoge geschrieben, über den Tod König Georg's wie über die Rathschläge, die er ihnen gegeben, räth aber, noch auf die Rückkehr der sächsischen Räthe Schleinitz und Köķeritz vom kaiserlichen und päpstlichen Hofe zu warten, um nach den Nachrichten, die sie brächten, das weitere Verfahren einzurichten. Eine Bitte um Antwort, sowie Erbietung seiner ferneren Dienste schließen diesen Brief.

Es ist dies, wie gesagt, die letzte politische Angelegenheit, mit der sich Gregor von Heimburg befaßt. Sie glückte nicht, wie Gregor überhaupt wenig glückte. Die große Combination, die für Sachsen von unendlicher Bedeutung gewesen war, zerfiel. Was aber war Heimburg's Loos? — Mit Georg war ihm sein Halt genommen, seine Stütze geraubt. Mit dem mächtigen Böhmenkönig durch eine Gesinnung verbunden, konnte dessen Hand das Schicksal noch von ihm ferne halten, über den Einzelstehenden schlug es zusammen. Sein Widerstand war erschöpft, seine Kraft gebrochen; zwar blieb er noch nach Albrecht's Abzug eine Zeit lang in Prag, doch wurde er daselbst so angefeindet, unter dem Vorwande, er habe den König beleidigt, daß er sich auf seine, ihm von Georg noch geschenkte, Besitzung Chwatierubh zurückziehen wollte. Aber Wladislaus, der es mit dem Papste nicht verderben mochte und ihm auch sonst nicht gewogen schien, ließ ihn auch dort nicht ruhig, sondern wies ihn an, das Königreich zu meiden. Alt und krank, wandte sich Heimburg endlich nach Sachsen und fand dort eine Zuflucht in Dresden. — Aber so groß war die Erbitterung des Klerus gegen ihn, daß nach einem Briefe, den Herzog Albrecht an seinen Bruder, Kurfürst Ernst am 11. August 1471 geschrieben hatte, die Pfaffen, als sie seiner Ankunft zu Dresden inne wurden, etliche Tage weder singen, noch lesen

---

[1]) Er scheint aber diesen Bemühungen wenig Vertrauen geschenkt zu haben.

wollten und der Herzog sogar genöthigt gewesen war, Heimburg im Geheimen nach Tharandt zu bringen, bis der Cardinal ihm Dispensation ertheilt hätte. Er verwendet sich dringend bei seinem Bruder, die Befreiung Heimburg's vom Banne auszuwirken. Heimburg selbst hatte schon bei Georg's Lebzeiten die Meinung zu zerstören gesucht, als ob er, wie man ihm vorwarf, in Widerspruch mit der Kirche und dem Papste gestanden hätte; ein ostensibler Brief legt davon Zeugniß ab, der am 22. Januar an den Bürgermeister und Rath von Würzburg geschrieben [1]) war, und den wir uns nicht enthalten, im Wortlaute mitzutheilen.

„Denen fürsichtigen, erbaren, ehrsamen und weisen Bürgermeister und Rath und andern meinen guten Freunden zu Würtzburg in der stadt, und sonst allen, an die dieser brief gelanget, oder die ihn ansehen, lesen oder hören lesen Entbiete ich Gregorius Heimburger, Doctor beider rechten, meinen freundlichen dienst mit gantzem Willen bevorn. Meine lieben Freunde mich hat angelanget, wie eine person, die sich nennet des heiligen stuhles Legat, uf dem predigtstuhl öffentlich von mir gesagt, und mich beschuldigt, ich soll geredet haben, die christliche Kirche, daß ich seine schändlichen Worte gebrauche, sey eine hure. Wenn nun jeder Christenmensch glauben soll die heilige christliche kirche, so irre ich an demselbigen stück des heiligen christlichen Glaubens. Liebe Freunde, wer solches von mir saget, der kennt mich nicht, er weiß auch nicht, was die sache ist, darum unser heiliger Vater wider den König zu Beheim bewegt ist. Denn in rechter Wahrheit in aller Schuldigung des Fiscals und in allen Meldungen unsers heiligen Vaters gegen den König ausgegangen auch in allen Antworten Entschuldigungen, oder Gegenwehr des Königes, die heilige christliche Kirche nie berührt noch angezogen worden ist. Wohl ist in des königs appellation genannt worden ein heiliges concilium, das die heilige gemeine kirche bedeutet das seynd ehrwürdige und nicht schmähworte. Man verlese die schrifft der Antwort meines königs, die seine Majestät durch die Christen-

---

1) Laur. Fries, „Würz. Bischöfe", S. 850. Der Brief wurde mit Unrecht „Reinh. chron. Wirzb." schon auf 1467 angesetzt. Der ganze Geist, in dem er geschrieben, zeugt für seine spätere Abfassung.

heit gethan hat und alle andern schrifften in den obgenannten sachen ausgangen, so findet man nichts schmählichs drinne, das sich in einiger weise zu jenen unchristlichen worten, als der prediger von mir gethan hat ziehen, warum sollte ich die heilige christliche Kirche unehren, um die Gott Mensch ist worden, nicht um Petrum oder Paulum, nicht um die hochgelobte Jungfrau seine fleischliche Mutter, sondern um die Kirche, genannt katholica, das man mag teutsch nennen die gemeine Kirche. Die rufft zu dem allmächtigen Vater an daß er mich küsse, mit dem Kuß seines Mundes. O, wie lange sendet mir mein bräutigam, den Kuß durch Mosen und die Propheten! ich begehre seinen mund zu küssen. Dieselbe Braut Jesu Christi zu unehren ist eine große schmach. Denn wiewohl in der Kirchen sünder und sünderinnen sind so bleibt jedoch die Braut unvermählet als daselbst nachfolgt wie die lilie unter den dornen, also meine Freundin unter den töchtern. Ich bin auch durch unsern Vater nie beschuldet worden, daß ich in einem einzigen articul christlichen glaubens irre, sondern seine ungnade kommt daraus, daß ich meinen dienst volleiste meinen Herrn könig zu Böheim zu dem ich mich mit meinem dienste gethan zu den zeiten, als fürsten und herren, geistlich und weltlich, seine Majestät mit königlicher zierde errettetn, auch mein gnädiger Herr von Wirtzburg die einigung und verschreibung mit seiner Majestät suchte, zum ersten mal durch Herrn Heinrich von Lichtenstein, Ritter seligen; darnach durch einen genannten Mahleit. Sollte ich nun von ihm abbrechen in hengender Zwietracht, dies ist man an mir voran nicht gewohnt. So hat seine Majestät mir nie zugemuthet, daß ich am christlichen Glauben brechen solte, sondern er hat begehret mich zu geleiten. Das hat er nicht erlangen mögen.[1]) Auch könnt ihr selbst wol besinnen, ob es mir fügte, ohne erlaubung und ohne Geleit meinen kranken leib heimlich und verstohlen so ferne zu wagen bis an mein gewahrsam, die ich selbst wohl weiß das wollte mich also entschuldiget haben und nichts arges von mir glauben, darum daß ich meinen dienst getreulich volleiste. Ich hoffe die Zeit wird sich noch begeben, daß ich noch gehört werde. Datum sub sigillo meo in die sancti Vincentii anno 1471."

---

[1]) Man sieht daraus, daß Heimburg nicht Utraquist geworden ist.

Ein anderer tritt uns hier entgegen; der Brief klingt, wie eine Entschuldigung. Alles zeigt, wie müde er geworden, wie die Sehnsucht nach Ruhe und Frieden nach so viel Stürmen in ihm allein herrschend geworden war.

Er wandte sich denn jetzt, als er sah wie neue Kämpfe auch in Sachsen von Seiten des Clerus ihm bevorstanden, schriftlich an den Papst. Paul II. war gestorben; Sixtus IV. an seine Stelle getreten, mit ihm ein milderes Regiment. Die persönliche Feindschaft, die die beiden vorhergehenden Päpste gegen Gregor gehegt, die erbitterten Reibungen die zwischen ihnen stattgefunden, kannte Sixtus nicht; er gab den Bitten des alten Heimburg, der Fürsprache Herzog Albrecht's Gehör, und ertheilte dem Bischof Dietrich von Meißen die Vollmacht zur Absolution [1]), da die Kirche nicht gewohnt sei, reuigen Sündern die Verzeihung zu versagen. Bischof Dietrich war anfangs mit dieser Vollmacht noch nicht zufrieden, sondern sein beschränkter Diensteifer holte sich erst bei einem Rechtsgelehrten Rath, ob nicht erst eine Abschwörung der Ketzerei von Seiten Gregor's gefordert werden müsse. Er ließ ein Actenstück darüber ausarbeiten, was mit pedantischer Weitschweifigkeit sich über alle Einzelheiten dieses Absolutionsactes erging, von Gregor öffentliche Abschwörung seiner Ketzerei verlangte, außerdem von ihm ein frommes Werk zur Ehre der Jungfrau Maria und zum Preise der Dreieinigkeit, bestehe es in einem Hospital, in einer Kapelle oder nur auch in 20 Gulden Rheinisch, forderte; jede seiner Sünden, als Sünden gegen Gott und gegen die Menschen classificirte, die Formeln abfaßte, in denen er abschwören, ebenso die Formel, mit der ihn der Bischof freisprechen sollte u. s. w. Doch kam dieses zusammengeflickte Machwerk zu keiner Geltung, ehe es dem Bischof übergeben werden konnte, absolvirte er den kranken Greis, wahrscheinlich auf Befehl des Kurfürsten. Am Donnerstage vor Palmarum 1472 erfolgte die Lossprechung in Gegenwart des Kurfürsten, Herzog Albrecht's und mehrerer Canoniker von Meißen. Nicht lange genoß Heimburg die Ruhe, die ihm dadurch geworden, er besuchte noch den

---

[1]) Horn, Sammlungen zu einer historischen Handbibliothek in Sachsen, S. 386.

ihn befreundeten Nikolaus von Köckeritz auf Wilen (Wehlen) an der Elbe, wurde daselbst bettlägerig und starb im August desselben Jahres in Dresden.[1]) In der Barfüßerkirche (Sophienkirche) zu Dresden wurde er bestattet. Der pirnaische Mönch widmet ihm den gutgemeinten, wenn auch auf sehr schlechten Kenntnissen von Heimburg's Person und Wirksamkeit beruhenden Nachruf: „Georgius Heymburck, ein treflicher Doctor in allen Künsten erfaren, bevor ein weitberümter Jurist und teydingsman, stifte fride zwischen dem Pabste und Herczogen Sigmunt an der Etzsch, der Nicolaum Chusa hatte fehancklich gesaczt (?) Erstunt sich och die hussitische Keczerei beyczulegen zu Behmen, auf einen christlichen Weg czu leiten(?) fürte hin und wider im Lande wichtige Sachen u. s. w."

Conrad Celtes dichtete ihm die würdige Grabschrift[2]).

Hic jaceo Heimburgus patriae qui primus in oras
Invexi leges Caesareosque libros.
Romanae praesul me condemnaverat urbis.
Concilium dixi, quod sibi majus erat.

Ein edles Leben ging mit Heimburg zu Grabe: die rauhe, trotzige Hülle barg eine treue Seele, einen kräftigen Geist. Daß er der Bedeutendste seiner Zeit gewesen, wird niemand behaupten, aber vielleicht war er der Rechtschaffenste. Daß er nicht mehr gewirkt hat, ja daß sein Name fast ganz in Vergessenheit gerieth, ist weniger seine Schuld zu nennen, als die seiner Verhältnisse. Man denke Heimburg kaum ein Jahrhundert später lebend: wie würde er da gearbeitet haben, welchen mächtigen Helfer hätte die Reformation an ihm gehabt, wie würde er mit Luther Hand in Hand, gegen Rom gedonnert, gegen alle Hindernisse mit seiner gewaltigen Beredtsamkeit gekämpft, wie würde er seine kunstgeübte Feder doppelt freudig dem größten Werke des deutschen Geistes gewidmet haben! Aber anders sollte es kommen. Heimburg lebte in jener Dämmerungsepoche, in jener Unsicherheit des Zwielichts, wo die Elemente immer

---

[1]) Laut dem Pirnischen Mönch, „Excerpta ex Monacho Pirnensi", von Mencken, p. 1512.

[2]) Epigr. 89. Lib. IV.

gähren, aber doch noch nicht die Kraft haben, die alten Formen zu verlassen und in neue überzugehn; wo einzelne sich wol erheben können, auch augenblicklichen Anhang finden für ihre Gedanken, die Ideen jedoch noch nicht kräftig genug eingedrungen sind, die Massen zu selbständiger That zu beseelen. Diese fallen in gewohnter Trägheit in die alten Verhältnisse zurück, und der Führer steht denn verlassen und allein. Das mußte Gregor von Heimburg in seiner ganzen Bitterkeit erfahren. Wie war, als das Baseler Concil zu Grabe getragen worden, die ganze Zeit in doppelter Ermattung zurückgesunken! Die geistreichen Männer der Reformpartei, mit denen er damals einen Bund schloß, als die Jugend noch in frischen, ursprünglichen Gefühlen sie durchdrang, ein Aeneas Sylvius, ein Nikolaus von Cusa, wie wurden sie ihren Gesinnungen untreu, wandten sich, unbekümmert um das, wofür sie dereinst begeistert, in die Bahnen, die ihnen Befriedigung ihres Ehrgeizes, ihrer äußerlichen Begierden verhießen, traten das mit Füßen, was sie dereinst erhoben hatte, und gingen dem Glücke nach, gleichviel, was sie von ihrem edleren Theile opfern mußten! Als der Einzige von ihnen steht Heimburg, trotzig und fest: keinen Buchstaben gibt er auf von dem, was er für Recht gehalten; die allgemeine Charakterlosigkeit, die das deutsche Wesen Rom gegenüber in der letzten Zeit bezeichnete, steckt ihn nicht an. Er konnte brechen, aber er beugte sich nicht. Wenn er zuletzt Frieden suchte und von Alter und Krankheit zerrüttet doch nachgab, so geschah es, vielleicht mehr seiner Kinder, vielleicht auch der Fürsten wegen, die ihn so liebevoll aufgenommen. Zudem vermochte sein frommes Gemüth es nicht über sich, in Feindschaft mit der Kirche zu sterben. — Ueber seinem Grabe blüht die Zeit erst, die er geahnt und gehofft hatte. Diese Ahnungen und Hoffnungen sind seine Bedeutung und sein Unglück, wie sie es bei den Edelsten aller Zeiten gewesen sind. Nach ihnen und nicht nach seinen Erfolgen allein dürfen wir, darf das Vaterland ihn beurtheilen. In seinen Ahnungen und Hoffnungen ihn dem Vaterlande ins Gedächtniß zu rufen, war der Zweck dieser Arbeit: er verleiht mir Muth diesen lückenhaften Versuch der Oeffentlichkeit zu übergeben und mag der Bedeutung des Stoffes gegenüber seiner Unvollkommenheit zur Entschuldigung dienen.

Berichtigungen.

Seite 32, Zeile 12 v. o., statt: würden, lies: werden
» 32, » 13 v. o., st.: werden, l.: würden
» 48, » 7 v. u., ergänze nach „Herrlichkeit" „sei"
» 59, » 15 v. u., » » „waren" „sich"
» 155, » 2 v. u., » » „Gewaltstreichs" „zu bitten"
» 163, Anmerkung statt: IV, lies: II
» 176, Zeile 2 v. o., ergänze vor „somit" „die"
» 180, » 6 v. u., statt: oder, lies: aber
» 182, » 5 v. o., st.: verspricht, l.: spricht
» 191, » 2 v. o., st.: die, l.: das
» 197, » 16 v. o., st.: ihm, l.: ihn
» 197, » — v. o., ergänze nach „sein" „eigenes"
» 204, » 6 v. u., » » „bewiesen" „anlange"
» 217, » 17 v. o., statt: Patarener, lies: Patariner
» 211, Anmerkung Zeile 3 statt: zu lesen, lies: geschrieben
» 224, Zeile 7 v. o., st.: einem, l.: einen
» 231, » 14 v. u., st.: Gregor, l: Cusa
» 234, » 1 v. o., st.: XXII, l.: XXIII
» 243, » 9 v. o., st.: Melito, l.: Melitus
» 279, » 15 v. o., st.: kennen, l.: erkennen
» 289, » 11 v. o., st.: Gerichte, l.: Gerüchte
» 299, » 9 v. u., st.: Georg, l.: Gregor
» 305, » 1 v. o., st.: solcher, l: Weiser
» 317, » 2 v. o., setze „König" vor „von Böhmen"
» 338, » 12 v. o., st.: die, l.: der
» 355, Anmerkung 2 in der letzten Zeile lies statt „Pleffenburger" „Plassenburger"
» 365, Zeile 7 v. u., st.: nehmen, l.: üben
» 374 » 10 v. u., ergänze nach „gewinnen" „suchte"
» 376 » 2 v. o., statt: wachsenden, lies: wechselnden
» 379 » 7 v. u., ergänze nach „zuwenden" „werde"
» 383 » 1 v. o., » » „uns" „Heimburg"

Außerdem ist mehrmals durch Versehen in den Correcturen Friedrich III. vor seiner Krönung in Rom Kaiser genannt worden, auch von kaiserlichen Gesandten die Rede gewesen. Es ist dies ein Irrthum, der sich wider meinen Willen eingeschlichen; und ich bitte, bis zur Zeit seiner Krönung immer „König", „königlich" zu lesen.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

